Briefe an Sophie Voland

Denis Diderot

Rudolf Huch
bei Harzburg.
September 1904.

DIESE TASCHENAUSGABE WURDE AUSGEWÄHLT, ÜBERTRAGEN UND EINGELEITET VON VALLY WYGODZINSKY. DEN TITELRAHMEN UND EINBAND ZEICHNETE WALTER TIEMANN. DEN DRUCK BESORGTEN POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG

IM · INSEL - VERLAG ·

DENIS DIDEROT

BRIEFE · AN SOPHIE VOLAND

ZU · LEIPZIG · 1904 ·

EINLEITUNG

Goethe schreibt den 9. März 1831 an Zelter: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."

Wir wissen, dass auch Schiller, und vor ihm Lessing in die Wertschätzung Diderots einstimmen. Alle drei haben aus seinen Werken übersetzt und sind von ihm in der mannigfachsten Weise angeregt worden. Seinem Zeitalter galt er mit Voltaire und Rousseau zusammen als der grosse Führer und Erwecker, auf den aller Augen gerichtet waren. Und doch ist es möglich geworden, dass Diderot durch die meisten unserer Literaturgeschichten als ein zwar begabter, aber flüchtiger, leichtfertiger und schöngeistelnder Mensch geht, dessen Charakter zu verwerfen und dessen Missbrauch seiner Talente sehr zu bedauern ist. An dieser Auffassung trägt zweierlei die Schuld. Einmal das Bild, welches Rousseau in seinen „Confessions" von ihm entwirft, das nach dem Bruche ihrer Freundschaft entstanden, von dem leidenschaftlichen Rousseau recht schwarz gefärbt worden ist. Bei der ungemeinen Verbreitung der „Confessions", der Begeisterung, die sie erregten, der Kritiklosigkeit, mit der Rousseaus Schilderungen lange Zeit überall hingenommen wurden, ist es nicht zu verwundern, dass

alle Welt Diderot so sah, wie Rousseau ihn angesehen haben wollte. Erst die Veröffentlichung der Memoiren der Frau d'Épinay 1818 haben in Frankreich ein Gegengewicht gegen Rousseaus Darstellungen gegeben. In Deutschland ist zuerst wohl Hettner in seiner Geschichte der französischen Literatur Diderot gerechter geworden. „Diderots Leben und Werke" von Karl Rosenkranz geben in mustergültiger Weise eine Anschauung dieser unvergleichlichen Persönlichkeit, werden aber kaum ein breiteres Publikum finden. — Der zweite Grund ist, dass es Diderot nicht gelang ein grosses Werk zu schaffen, in welchem sich die ganze Persönlichkeit des Verfassers konzentriert hätte. Er hat auf fast allen wissenschaftlichen Gebieten und überall vorzüglich gearbeitet, er hat im Drama, im Roman, im Dialog neue Anregungen gegeben, aber überall gleicht er einem Säemann, der, weiterschreitend, unerschöpflich Samenkörner ausstreut; nie verweilt er; nie hütet er das Pflänzchen oder wartet, bis es zum Baum erstarkt. Wenn Goethe gelegentlich erzählt, seine Freunde behaupteten, „was er spreche, sei besser, als was er schriebe, was er schriebe, besser, als was er drucken lasse", so wäre das für Diderot noch zutreffender. Der Gedanke der Zersplitterung dieses reichen Geistes drängt sich unmittelbar auf; dieser Vorwurf wird denn auch fast stets gegen Diderot erhoben, selbst Rosenkranz erspart ihn seinem Liebling nicht. Und doch möchte es auch anders zu nehmen sein. Diderot war eine sokratische Persönlichkeit,

ein universeller Geist, der noch weit über Goethe hinaus alles Wissenswerte seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, ein fast überkritischer Kopf, zu einem heissen Herzen, einer unbändigen Phantasie, einem unstillbaren Wissens- und Wahrheitsdurst, dazu ein liebenswürdiges, geselliges Temperament; so haben wir den idealen Lehrer. Wenn nach Carlyle die höchste Pflicht des Menschen darin besteht, „seine", das heisst die ihm gemässe Arbeit zu suchen, so hätte dieser grosse Feind Diderots, wenn er näher zugesehen hätte, Diderot das Verdienst dieser Pflichterfüllung zuerkennen müssen, denn seine Arbeit war das Säen, nicht das Ernten. So lösen sich auch die scheinbaren Widersprüche in Diderots Charakter: die Sorglosigkeit, mit der er seine Arbeiten wechselt, immer beginnt und nie endet, die ihm so bitter als Leichtsinn und Schwäche vorgeworfen wird, und die beispiellose Energie, mit der er ein Werk wie die Encyklopädie durchsetzt und leitet, trotz des Widerstandes der Kirche und der daraus entstehenden Verfolgungen, trotz des Erlahmens der Mitarbeiter, trotz des schurkischen Verrates der Buchhändler, die aus Feigheit heimlich gestrichen und verändert und damit den Wert des Unternehmens illusorisch gemacht haben. — Denn was ist die Encyklopädie dem idealen Gedanken nach, der Diderot davon vorschwebte, wie er ihn in dem Prospekt ausspricht? Eine Zusammenfassung des gesamten Wissens der Zeit, die Möglichkeit für jeden, sich Belehrung zu verschaffen, das ist sie oberflächlich angesehen;

darunter aber lebt der Wille und der Wunsch, den Leser zum Kampf gegen die verkommene Kirche und die verkommene Regierung aufzurütteln, ihn zur Freiheit und zum Licht zu führen, ihn demnach zu erziehen und zu bilden. Die Schilderung, welche Meister, der Kollaborator Grimms, von Diderot entwirft und die Rosenkranz in seiner Biographie übersetzt (S. 374 bis 379, Bd. II) bestätigt meine Auffassung von Diderot, nur dass er auch den Mangel an Konzentration beklagt, anstatt zu begreifen, dass Diderot durch seine Persönlichkeit wirkte und wirken musste, durch das, was er war, nicht durch das, was er leistete. Ich führe eine Stelle aus Meister hier an, wie Rosenkranz sie übersetzt: „Bis zu welchem Grade der Überlegenheit hätte dies Genie sich nicht erhoben, zu welchem Unternehmen hätten seine Kräfte nicht hingereicht, wenn er sie auf einen Gegenstand gerichtet, wenn er wenigstens die Zeit und die Anstrengung, die er unaufhörlich für jedermann, der seine Hülfe, seinen Rat, seine Einsicht in Anspruch nahm, hergab, der Vervollkommnung seiner eigenen Werke aufgespart hätte. Das, was er anfänglich aus Gutmütigkeit, aus Gewohnheit, aus einem gewissen Hange seines Charakters tat, tat er hinterher aus Notwendigkeit, aus Grundsatz, und er selbst drückte sich darüber sehr naiv aus: „Man stiehlt mir mein Leben nicht, ich gebe es. Was kann ich besseres tun, als dem, der mich genugsam achtet, mich um einen Teil desselben zu bitten, ihn zu geben? Der Hauptpunkt ist nicht, dass die Sache

durch einen andern oder durch mich gemacht, sondern dass sie gemacht und gut gemacht werde, sei es durch einen schlechten oder guten Menschen. Man wird mich deshalb weder jetzt noch nach meinem Tode loben, aber ich werde mich selbst umsomehr achten, und man wird mich umsomehr lieben.“ — Es geht eine ewige Klage unter den Menschen, niemand habe für den andern Zeit, alle wollten sprechen, niemand hören, alle selbst emporkommen und schaffen, keiner teilnehmend stützen und helfen. Wer aber kann helfen als der Starke, wer kann verstehen als der Bedeutende? Kommt nun einmal ein grosser Mensch, der anstatt irgend einer Sache, mit all seinen reichen Gaben den Menschen selber dienen will, so ist es auch nicht recht, und man zuckt über diese Verschwendung mitleidig die Achseln. — Goethe, der bei einem ganz ähnlichen Temperament, aber anderen Gaben, um das dreissigste Jahr herum einsah, dass er härter und sparsamer gegen die Menschen werden müsse, solle er nicht seiner grössten Aufgabe untreu werden, heisst bis heute der grosse Egoist, Diderot der leichtsinnige, übergutmütige Verschwender: „Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist.“

Wenn wir nun einsehen, dass Diderots Persönlichkeit seine Grösse war, so werden wir ihn da aufsuchen, wo diese Persönlichkeit sich, abgesehen vom persönlichen Umgang, am freiesten und unbefangensten

äusserte, in seinen Briefen. Von diesen Briefen wieder sind die reichhaltigsten und freimütigsten die an Sophie Voland, seine Freundin, gerichteten, aus denen ich eine Auswahl übersetzt habe. Warum eine Auswahl, darauf werde ich noch zurückkommen. Eine kurze Biographie Diderots möge hier folgen; wer ihn genauer kennen zu lernen wünscht, den verweise ich an „Diderots Leben und Werke von Karl Rosenkranz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1866“, an die ich mich auch bei den folgenden biographischen Angaben anschliesse, und auf die „Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Hermann Hettner. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.“

Denis Diderot wurde am 5. Oktober 1713 zu Langres in der Champagne als ältester Sohn eines wohlhabenden Messerschmieds geboren. Er hatte zwei Schwestern und einen Bruder. Die eine Schwester wurde Nonne und verfiel in religiösen Wahnsinn. Die andere Schwester, an der Diderot wie an dem vortrefflichen Vater sehr hing, führte dem Vater nach dem Tode der Mutter die Haushaltung und blieb unverheiratet. Ihre selbständige, heitere, originelle Natur schildert Diderot in den Briefen an Sophie Voland eingehend und liebevoll. Der Bruder wurde Geistlicher, er war ein rechtschaffner, mildtätiger, aber fanatisch religiöser Mensch, der seinem Bruder den Abfall von der Religion nie verzieh und nach dem Tode dessen Papiere verbrennen wollte. Glücklicherweise waren sie aber schon in

Petersburg. Denis Diderot war auch zum geistlichen Stande bestimmt. Im achten oder neunten Jahr fing er seine Studien bei den Jesuiten in Langres an, im zwölften war er tonsuriert. Seine weitere Erziehung empfängt er im Collegium d'Harcourt in Paris. Da er sich nicht für den geistlichen Stand entschliessen kann, gibt ihn der Vater dem Prokurator von Paris, Herrn Clément de Ris in Pension, damit er die Rechte studiere. Er bleibt dort zwei Jahre. Aber die Jurisprudenz interessiert ihn nicht, er treibt statt dessen lateinisch, griechisch, italienisch, Mathematik. Von Clément de Ris im Namen des Vaters aufgefordert, sich zu entscheiden, erklärt er, gar keinen Beruf wählen, sondern frei studieren zu wollen. Daraufhin stellt ihm der Vater die Alternative, entweder einen der Gesellschaft nützlichen Beruf zu ergreifen oder nach Hause zurückzukehren. Im Vertrauen auf die Milde des Vaters trotzt Diderot dem Befehle und mietet sich in Paris ein Stübchen. Der Vater bleibt fest und entzieht ihm die bisherige Unterstützung. Die Mutter sendet ihm noch dreimal heimlich Geld, zu dem die Magd ihre eigenen Ersparnisse fügt. — Diderot führt nun in Paris ein richtiges Bohèmeleben, weiss oft nicht, woher er Kleider und Essen bekommen soll. Er gibt Unterricht in der Mathematik, verfasst Predigten, wird Hauslehrer bei einem Financier, hält es aber nur drei Monate aus. Dazwischen treibt er sich in guter und schlechter Gesellschaft herum, wie es sich gerade trifft. Er teilt, was er hat, mit

den Freunden, die Freunde mit ihm. — Die spätere Frucht dieser wilden Prinz Heinztage ist der von Goethe übersetzte Dialog „Le neveu de Rameau." Eigentlich als Satire gegen Palissot geschrieben, wird er ihm unter der Hand zu dem grossartigsten Gemälde der Sitten — und der Sittenlosigkeit seiner Zeit. 1741 macht Diderot die Bekanntschaft eines Fräulein Annette Champion, die mit ihrer Mutter von Handarbeiten sehr eingezogen lebte. Er verliebt sich in sie, erfindet ein Märchen, um Zutritt bei der Mutter zu erhalten, gesteht seine Liebe, wird erhört, reist nach Hause, um die Einwilligung des Vaters zur Heirat zu erlangen; sie wird ihm verweigert. Darauf stösst ihn Annette zurück, er erkrankt, sie eilt herzu, ihn zu pflegen, und sie lassen sich nach seiner Genesung heimlich trauen. Der Vater söhnte sich später mit ihnen aus. Annette war schön, fromm und fleissig, aber ziemlich beschränkt, so dass sie es nicht vermochte, Diderot eine Gefährtin zu bleiben.

Rosenkranz teilt Diderots Leben ein in sein verborgenes Jugendleben bis zu seiner Verheiratung 1743, sein der Öffentlichkeit gewidmetes Mannesalter 1743 bis 73 (in diesen Zeitraum, 1759—74, fallen die Briefe an Sophie Voland) und sein stilles Greisenalter von 1779—84. Durch die Notwendigkeit, seiner Familie Unterhalt zu verschaffen, wird Diderot gezwungen, sein Wissen literarisch auszunützen. — Von mehreren Kindern bleibt Diderot nur eine Tochter, die er zärtlich liebt und die auch vielfach in unserem Brief-

8

wechsel erwähnt wird. Hauptsächlich um ihr eine Mitgift zu verschaffen, verkauft er seine Bibliothek an die Kaiserin von Russland. Er hat auch noch die Freude, sie mit einem Herrn de Vandeuil glücklich zu verheiraten. — Frau de Vandeuil schrieb eine kurze Biographie des Vaters nach dessen Tode, der wir die Nachrichten aus Diderots Kindheit und Jugend verdanken.

Es ist unmöglich, in diesem kurzen Rahmen die mannigfaltigen Schriften Diderots zu erwähnen und zu erläutern. Als für seinen Lebensgang wichtig erscheinen die „Lettres sur les aveugles“ 1749, in denen er seine Beobachtungen über Blinde mitteilt. Diderot hat tatsächlich nur eine Abhandlung über die Blinden schreiben wollen und sie nicht zum Deckmantel atheistischer Gedanken gemacht. Doch wurde letzteres angenommen, und er wird am 24. Juni 1749 verhaftet und nach dem Fort Vincennes gebracht, nach kurzer strenger, dann leichter Haft wird er wieder entlassen. Aus den ersten Jahren seiner Ehe ist auch sein Verhältnis zu Frau de Puisieux zu erwähnen, für welche er die „Bijoux indiscrets“ schrieb, einen lasziven Roman im Stile des jüngeren Crébillon, der aber durch die geistvollste Satire der Pariser Zustände einen tieferen Gehalt bekam. Das Verhältnis löste sich, da Diderot während seiner Haft die Treulosigkeit der Geliebten entdeckte. — Die Encyklopädie nimmt von 1750 bis 1772 Diderots Hauptkraft in Anspruch. Er hatte sich mit dem Mathematiker d'Alembert vereinigt, um

sie zu redigieren. Die Zahl der Artikel, die Diderot für sie verfasst hat, ist ungemein gross. Ausser den Artikeln zur Geschichte der Philosophie, zu denen er verpflichtet war, hat er solche aus allen übrigen philosophischen Fächern, aus der Ästhetik, Grammatik, Rhetorik, Psychologie, Pädagogik, Politik geliefert. Die Anzahl der Artikel über die technischen Künste beträgt 990. Die supplementarischen Artikel betreffen alle Gebiete und sind sehr zahlreich. Die Encyklopädie erfreute sich anfangs trotz des Widerstandes der Jesuiten eines ungehinderten Fortgangs und eines grossen Erfolges. Die Zahl der Subskribenten wuchs bei der Herausgabe des vierten Bandes (1754) bis auf 3000, bei dem Erscheinen des siebenten (1757) auf 4000. — Bei dem Erscheinen des siebenten Bandes tritt ein Wendepunkt ein, da ein Artikel von d'Alembert das grösste unliebsame Aufsehen machte. Rousseau, der nach seinem Bruch mit Grimm und Frau d'Epinay nur nach einem Anlass suchte, auch mit Diderot und Voltaire zu brechen, erklärte sich öffentlich gegen die Encyklopädisten. — D'Alembert zog sich vorsichtig zurück, und von nun an liegt die ganze Last nur auf Diderots Schultern. — Wie ihm damals zumute war, beweist ein Brief an Voltaire vom 19. Februar 1758, aus dem ich eine Stelle in Rosenkranz'scher Übersetzung wiedergebe: „Nach allem diesen könnten Sie glauben, dass ich viel auf die Encyklopädie halte. Sie würden sich irren. Mein teurer Meister, ich bin über vierzig Jahre alt. Ich

bin der Quälereien müde. Ich schreie vom Morgen bis Abend nach Ruhe, und es vergeht kein Tag, wo ich nicht versucht bin, in der Dunkelheit zu leben und im Schosse meiner Provinz zu sterben. Es kommt eine Zeit, wo alle Asche sich mischt. Was liegt dann daran, Voltaire oder Diderot gewesen zu sein und dass Ihre oder meine drei Silben noch übrig geblieben sind? Man muss arbeiten, nützlich sein, Rechenschaft von seinen Talenten ablegen u. s. w. Den Menschen nützlich sein? Ist es so gewiss, dass man etwas anderes tut, als sie zu ergötzen, und dass zwischen einem Flötenspieler und einem Philosophen ein grosser Unterschied ist? Sie hören den einen oder den andern mit Vergnügen oder Verachtung und bleiben, was sie sind. Die Athener waren nie schlechter als zur Zeit des Sokrates, und sie verdanken seiner Existenz vielleicht nur ein Verbrechen mehr.“ Um die Encyklopädie zu stürzen, schrieb Palissot sein Lustspiel „les philosophes“, das damals ungemeinen Staub aufregte. — Diderot vernichtet Palissot in seinem berühmten, von Goethe übersetzten Dialog „Le neveu de Rameau“, der aber erst nach seinem Tode herauskam, ebenso wie „Jacques le fataliste“, eine in einen gemeinsamen Rahmen gefasste Novellensammlung, aus der Schiller einen Teil unter dem Titel „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“ übersetzte, und eine ganze Reihe anderer Schriften . . . Als die Encyklopädie fast vollendet vorlag, traf Diderot der härteste Schlag. Er entdeckt beim zufälligen Nachschlagen eines seiner Ar-

tikel, dass derselbe verstümmelt und verändert war und macht dieselbe Entdeckung darauf bei einer ganzen Reihe seiner Artikel wie bei denen seiner besten Mitarbeiter. Le Breton, der erste ordentliche Buchdrucker des Königs, der bei dem Verlag zur Hälfte beteiligt und ausserdem mit dem alleinigen Druck beauftragt war, hatte aus Feigheit und Eigennutz diese Verstümmelungen und Veränderungen vorgenommen. Diderot wurde vor Zorn und Schmerz fast wahnsinnig, liess aber trotzdem die Encyklopädie erscheinen. — In die Zeit von Diderots tätigen Mannesjahren fallen auch seine dramatischen Dichtungen, unter ihnen der von Lessing übersetzte „Père de famille" 1757—1758, in dem er versuchte, der Tragödie seiner Zeit, die ihre Stoffe dem Altertum entnahm und alles tiefere Leben in leerer Phrase und starrer Form erstickt hatte, das Schauspiel entgegenzustellen, welches Menschen der Gegenwart in ihren Gefühlen und Kämpfen darstellen und damit neue Bahnen eröffnen sollte. Erwähnen müssen wir noch die berühmt gewordenen „Salons", in denen Diderot die Ausstellungen für bildende Kunst, die dama lszuerst in Paris unter diesem Namen veranstaltet wurden, in lebendigster und feinsinnigster Weise bespricht. — Im Jahre 1757 erfolgte Diderots Bruch mit Rousseau, zwei Jahre vorher, ehe er Sophie Voland kennen lernte. Da die ersten Briefe an diese noch davon handeln, werden wir später noch näher darauf eingehen. 1759 lernt Diderot Sophie Voland kennen und lieben und bleibt ihr bis zu ihrem Tode (1783),

der ein Jahr vor dem seinen erfolgt, in leidenschaftlicher Liebe zugetan. Sophie Voland war die älteste Tochter eines verstorbenen Beamten. Die Familie war wohlhabend und besass ein Landgut in Isle an den Ufern der Marne. Dort pflegte die Mutter mit den Töchtern die Zeit von Juli bis November zu verbringen, um die Landschaft zu geniessen, und zugleich bei der Ernte und deren Verkauf gegenwärtig zu sein. Dieser regelmässig wiederkehrenden Trennung von der Geliebten verdanken wir den grössten Teil der Briefe. Ein Teil des Briefwechsels wird auch durch den Aufenthalt Diderots in Grandval bei seinem Freunde Holbach und in La Chevrette bei Frau d'Épinay veranlasst. Um 1774 scheint die Familie Voland das Gut verkauft und das ganze Jahr in Paris verlebt zu haben, denn von da an hören die Briefe auf. Die Mutter Voland hat im Anfang den Verkehr ihrer Tochter mit Diderot nicht gern gesehen, und Diderots Stimmung gegen sie ist daher sehr gereizt; später aber muss sie sich völlig mit dem Gedanken dieses aussergewöhnlichen Verhältnisses ausgesöhnt haben, und Diderot fühlt für sie wie ein Sohn für eine geliebte Mutter. Sophie hatte zwei sehr reizende Schwestern, die beide verheiratet waren: Frau Le Gendre und Frau de Blacy. Der ersteren, einer sehr schönen Frau, begegnen wir in den Briefen sehr häufig unter dem Namen Urania, den sie sich durch ihr schwärmerisches, empfindungsvolles, manchmal wohl auch empfindsames Gemüt zugezogen hat. Sie war Sophies Lieblingsschwester, und

Diderot wird mitunter recht eifersüchtig auf sie; er hat ihr gegenüber den Ton eines älteren, liebevollen, etwas spott- und streitlustigen Bruders. Frau de Blacy war eine weniger glänzend beanlagte, religiös gestimmte Frau, zu der Diderot erst in den letzten Jahren, dann aber in ein um so herzlicheres Verhältnis tritt. Als Diderots Tochter heranwuchs und ihre Verheiratung ihn lebhaft beschäftigte, fasste er den Entschluss, seine Bibliothek zu verkaufen. Sein Freund Grimm interessiert die Kaiserin von Russland dafür und vermittelt durch den russischen Gesandten, Fürst Galitzyn, den Verkauf für 15000 Francs (1765). Sie lässt ihm die Nutzniessung und setzt ihn als ihrem Bibliothekar ein jährliches Gehalt von 1000 Francs aus. Als sie zwei Jahre später erfährt, dass Diderot noch kein Gehalt bekommen hat, lässt sie es ihm sofort auf fünfzig Jahre vorausbezahlen. Von nun an plant Diderot ständig eine Reise nach Petersburg, um seine Dankesschuld abzutragen, kann sich aber von Sophie nicht trennen. Der Brief, den er seinem Freunde, dem Bildhauer Falconet, auf dessen Drängen nach Petersburg im Juli 1767 schreibt, ist so bezeichnend für Diderots unwandelbare Liebe zu Sophie Voland, dass ich ihn dem Briefwechsel beigefügt habe, und zwar habe ich ihn in die Briefe an Sophie vom September 1767, die auch die Petersburger Reise behandeln, eingeschoben. Ich führe die Stelle des Briefes, die sich auf Sophie bezieht, hier an: „Ich habe eine Freundin. Ich bin mit dem stärksten und dem innersten Gefühl

an eine Frau geknüpft, der ich hundert Leben opfern würde, wenn ich sie hätte. Sehen Sie, Falconet, mein Haus könnte in Staub zerfallen, ohne dass ich davon bewegt würde, meine Freiheit könnte bedroht, mein Leben verwirkt sein, jedes Unglück könnte über mich hereinbrechen, ich klagte nicht, wenn nur sie mir bliebe. Wenn sie zu mir sagte: „Gib mir dein Blut, ich will es trinken“, ich liesse es fliessen, um sie damit zu tränken. Ich habe nicht mein, ich habe ihr Glück in ihren Armen gesucht. — Ich habe ihr nie den geringsten Kummer bereitet, und ich möchte lieber sterben, als sie eine Träne kosten. Mit dem beweglichsten, empfindlichsten Geist, ist ihr die schwächste und zarteste Gesundheit eigen. Ich bin ihr Liebling und das Band, das uns bindet, ist so eng verknüpft mit dem schwachen Faden ihres Lebens, dass ich glaube, man kann es nicht zu lösen versuchen, ohne ihn zugleich zu zerreissen.“ Und weiterhin: „So spreche ich nach zehn langen Jahren; der Himmel ist mein Zeuge, sie ist mir heut so teuer als je. Er kann bezeugen, dass weder Zeit noch Gewohnheit noch irgend etwas, gewöhnlichen Leidenschaften verhängnisvoll, die meine zu verringern vermocht hat; seit ich sie kenne, gibt es keine andere Frau auf der Welt für mich.“ Im Jahre 1773 trat Diderot endlich die Reise nach Petersburg an und wurde von Katharina glänzend und freundschaftlich empfangen. Er blieb fünf Monate in Petersburg und reiste von dort fast ohne Aufenthalt nach dem Haag. Bei dem Übergang über die Dwina bei

Riga wurde er fast durch Eisschollen getötet und bei Mitau wurde er bei der Überfahrt mit der Fähre an Arm und Schulter verletzt. Er bleibt vom April bis September bei dem Fürsten Galitzyn in anregender Gesellschaft und kehrte dann nach Paris zurück, um es nicht mehr zu verlassen. Die Reise hatte ihn sehr angestrengt, und er kränkelte seitdem. 1783 verlor er seinen Freund d'Alembert und seine Freundin Sophie. Sonnabend den 30. Juli 1784 starb er. Seine Frau erhielt von der Kaiserin eine Pension.

Ich habe im Anfang versucht, einen Begriff von Diderots Persönlichkeit zu geben. Diderots Persönlichkeit ist es auch, welche diese Briefe an seine Freundin zu einem so hohen Genuss für den Leser macht. Ein Hohelied der Liebe durchklingt sie in solcher Reinheit, so treu glühendem Feuer, dass sie uns in ihren Zauber zwängen und wenn sie nichts als Liebesbriefe wären. Denn Diderot ist ein Dichter, dem ein Gott zu sagen gab, was in seinem Herzen lebt. Doch hier spricht nicht nur der Liebhaber zur Geliebten, es spricht ein Freund zum verständnisvollen Freunde. Diderot ist der Führende, es muss aber auch Sophie ein hoher und eigener Geist innegewohnt haben, sonst hätte sich Diderot so rückhaltlos nicht gegeben, sonst hätte er auch nicht so ungestüm auffahren können, wo er einmal Sophie auf einem Gedanken und Gefühl ertappt, das er als ihrer unwürdig empfindet. In diese Briefe giesst er alles, seine Liebe und seinen Hass, seine Gedanken über Gott und die Menschen, sein Verhältnis zu seiner

Zeit und zu seinen Freunden. Und so wird dieses rückhaltlose Selbstbekenntnis zugleich zu einem Spiegel, aus dem uns die gärende, unheilschwangere Zeit mit ihrem durch ein geheimes Grauen würziger gemachten Leichtsinn aufs klarste und farbigste entgegenstrahlt. Es ist uns, als sähen wir eine lärmend schmausende Gesellschaft im Freien, über der sich ein gewaltiges Gewitter zusammenzieht. Die Sonne ist stechend geworden, die Luft schwül und unbeweglich, aber des Weines und Lachens voll, sehen sie nichts. Wir denken, jetzt müssen sie aufschauen und erschreckt auseinanderfahren, aber sie wischen sich die Stirnen und scherzen die Beklemmung weg. Nur einer oder der andere, der sich stiller hält, sieht einmal erschreckt auf all das Dunkel, das sich nächtig über ihren Köpfen zusammenzieht. Diderot war solch ein Wetterkundiger, und uns überläuft ein leiser Schauer, wenn er seiner Sophie schreibt: „Woher kommt es denn eigentlich, dass die einfachsten, ehrlichsten Bezeichnungen uns fast lächerlich geworden sind? Wahrlich, wir haben alles verdorben, bis auf die Sprache, bis auf die Worte. In der Mitte des Tuches muss ein Fettfleck sein, der sich so verbreitet hat, dass er schon die Ränder berührt." Das aber sind Stimmungen, die nicht vorhalten. Wer in solcher Zeit das Kassandragefühl stets im Innern trüge, der müsste zum Rufer in der Wüste werden, und die Zeit, die ihn nicht brauchen könnte, würde ihn verschlingen. Diderots Natur war viel zu tätig auf das Leben gestellt, als dass er dieses Pro-

phetengefühl in sich genährt hätte. Er will wirken und schaffen und wer könnte das, wenn er auf das Krachen und Ächzen der Grundpfeiler des Hauses hörte, das ihm noch Schutz gewährt. So bequemt sich Diderot seiner Zeit wieder, um in ihr und über sie hinaus zu wirken. Und vielleicht, weil er sich ihr bequemt, wie es auch Goethe getan hätte, bleibt er von ihrem Gift freier, hält er sich aufrechter und reiner als Rousseau, der sich in leidenschaftlichem Ekel von ihr abwendet, der mit dem Eifer des Fanatikers und den Gaben des Genies gegen sie predigt, aber da er Sinne und Geist doch von ihrer Frivolität umstrickt fühlt, unwahr gegen sich und andere wird und sich in vergeblichem Kampf selbst zerreibt. Die Zeit hatte den Zweifel selbst zur Gottheit erhoben, nirgends machten die Geister Halt, nichts stand so fest, dass man nicht daran rüttelnd erprobte, ob es nicht doch ins Wanken käme. Die Revolution war nur der zuschlagende Arm; wollen wir sie verstehen, so müssen wir zusehen, wie sich in den besten Köpfen vorher die Welt malte. — Der Staat war schlecht geleitet und die Kirche sittenlos, beides in solchem Masse, dass an ein Flicken und Bessern nicht mehr gedacht werden konnte. Ohne König, ohne Kirche wäre es besser, das Gefühl war überall, und der Gedanke bewies die Berechtigung dieses Gefühls und ging noch weiter. Die Kirche ist eine egoistische Pfaffenerfindung, könnte nicht leicht die Religion und Gott auch eine solche sein? — Der König regiert durch brutale Gewalt, schuf sich nicht

vielleicht erst die brutale Gewalt den Königsgedanken? Die höchst kultivierte Pariser Gesellschaft ist sittenlos und verderbt, führt nicht vielleicht alle Kultur zum Abgrund? Von all diesen Zweifeln und Fragen werden wir auch in Diderots Briefen etwas spüren, und wir werden über den Reichtum an Gedanken staunen, den sie in diesem kräftigen und freien Geist auslösten. — Es ist so hergebracht, Diderot als fanatischen, oft auch als platten Atheisten hinzustellen; Rosenkranz hat in seiner Biographie bewiesen, wie wenig das zutrifft, und diese Briefe werden ihm darin beistehen. Wohl hatte auch er den Weg von der dogmatisch-kirchlichen Weltanschauung über den Deismus der Naturreligion zum Zweifel und zur Verneinung gemacht, aber er wird nun kein Fanatiker und Dogmatiker des Atheismus. — Es ist hier nicht möglich, Diderots Philosophie auseinanderzusetzen; wer näheres zu erfahren wünscht, den verweise ich abermals auf Rosenkranz, doch möchte ich noch hinzufügen, dass, wenn sie mit Schulausdruck benannt werden soll, sie am ersten eine pantheistische Weltanschauung war, der Spinozas und Goethes sehr verwandt. Öfters nähert sich Diderot, wie Rosenkranz nachweist, zum Beispiel in dem erst nach seinem Tode veröffentlichten „Rêve d'Alembert" der Kantschen Lösung der Probleme.

Eine Ehe, ein Familienleben in unserem Sinne kennt Diderots Zeit nicht mehr oder höchstens als wiedererwachende Sehnsucht; alle um Diderot, den einzigen

Baron Holbach ausgenommen, haben ausser der Ehe noch ein Liebesverhältnis, und zwar Männer wie Frauen, und so dürfen wir uns nicht wundern, dass auch Diderot hier keine Gewissensskrupeln hat, fand sich doch Sophies Mutter selbst nach einigem Widerstreben in dieses Verhältnis. Was er für seine Pflicht als Vater und Gatte hält, das sucht er treulich zu erfüllen. — Und diese Liebe adelt sich selbst durch ihre Treue und Reinheit. Sophie war nicht schön, nicht mehr jung, und dennoch lässt Diderots Leidenschaft die fünfzehn Jahre, welche wir sie durch den Briefwechsel verfolgen, keinen Augenblick nach. Wenn Diderot an Sophie Dinge schreibt, die heute kein Mann einer Frau, die er hochhält, schreiben würde, so müssen wir den Unterschied der Zeiten bedenken; auch Shakespearesche Liebhaber sprechen in aller Unschuld offen aus, was wir prüde verschleiern. — Hier möchte ich zugleich mich über die Kürzungen rechtfertigen, die ich mir erlaubt habe, und warum ich nur eine Auswahl, nicht alle Briefe übersetzte. Das entsprang zweierlei Gesichtspunkten. Erstens habe ich das gestrichen, was mir unwesentlich schien, was uns nicht mehr interessierende Zeitverhältnisse und Personen anbetraf, und was ich schon vorher in einem andern Brief besser gesagt fand. Wer alles lesen will, mag die Briefe in Diderots Werken nachlesen; hier hätte das allzuviel ermüdet und den lebendigen Eindruck der Persönlichkeit gestört. Dann aber habe ich alle die Stellen ausgelassen, wo frivole und obscöne Dinge

verhandelt werden, ohne dass eine besonders geistreiche Erzählung sie uns geniessbar macht. Sie würden ganz unnötig das Bild dieses Liebesbundes verwirren und verzerren, und deutsch wäre vieles ganz unmöglich, was sich französisch noch allenfalls sagen lässt. Börne schreibt in seinen „Pariser Briefen" über den Briefwechsel: „Dass so breite Briefe zugleich so tief sein könnten — ich hätte es nie gedacht; sie nehmen kein Ende und doch hört das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und das Gute, Schöne und Hässliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des 18. Jahrhunderts. Denn man muss jene Zeit als die Apotheke betrachten und die Schriftsteller als die Apotheker, welche unser Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, dass ich Mensch, ein Vierziger, der alle sieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzigmal rot geworden bin? Es ist wahr, die französische Sprache ist eine Art Flor, der den hässlichen Anblick blasser und milder macht, aber der Deutsche, der sich beim Lesen das übersetzt, zieht den Flor weg und schaudert zurück."

Nun bleibt noch übrig, einige Worte über die Menschen zu sagen, die häufig in diesen Briefen erwähnt werden. Es sind ausser Rousseau der Kreis um Holbach und der um Frau d'Épinay. Der Baron Holbach war ein Deutscher und zwar ein Pfälzer von Geburt, der aber in Paris erzogen, sich vollkommen als Franzose fühlte und so angesehen wurde. Er war sehr

reich und ebenso hatte seine Frau, eine Tochter des Maître des requêtes d'Aine, ihm eine grosse Mitgift zugebracht. Als diese starb, heiratete er die Schwester. Seine Schwiegermutter, welche bei ihm im Hause lebte, war gutmütig, leichtherzig, klug, jedem Scherz, selbst dem gewagtesten, geneigt und ein Original durch die naive Offenherzigkeit, mit der sie alles sagt, was ihr durch den Kopf geht, oft das, was andere mit grösster Kunst verbergen. Sie ist die unerschöpfliche Quelle für Heiterkeit und drollig pikante Abenteuer im Schlosse Grandval, dem Sommeraufenthalt Holbachs. Dieser selbst ist genugsam bekannt durch sein „système de la nature". Ein Fanatiker des Atheismus, stellt er seine Lehren in einer dogmatischen Trockenheit auf, die seine Bücher schwer geniessbar macht. Es scheint nicht, als habe Diderot auf die schriftstellerischen Arbeiten seines Freundes allzuviel Wert gelegt. Um so näher stand ihm der Mensch. Holbach lebte in einer durchaus glücklichen Ehe, war der beste Freund, mildtätig und weitherzig. Seine Küche und seine Diners, zu denen er besonders Künstler und Philosophen zog, waren berühmt. Grandval wird nie von Gästen leer. Es scheint, dass Holbachs kühle und sarkastische Art einen wohltätigen Gegensatz zu den heissen Köpfen und Herzen bildete, die er um sich versammelte; einen geistreichen Faun nennt ihn Diderot einmal. Als häufig mit Diderot zusammen wiederkehrende bedeutende Gäste sind noch zu nennen: der geistreiche Schriftsteller und Nationalökonom Abbé Galiani, dem wir im Briefwechsel

die anmutige Fabel vom Kuckuck und der Nachtigall verdanken, und der allgemein „Vater“ Hoop genannte schottische Sonderling, ein melancholisch satirischer Weltverächter, der es verstand, seine Schwermut in Gesellschaft humoristisch zu verklären und allen Unterhaltungen einen eigenen Reiz zu verleihen.

Frau d'Épinay lebte in einer unglücklichen Ehe, da ihr Mann, den sie aus Liebe geheiratet hatte, ein ausschweifendes und sittenloses Leben führte. Sie wurde mit Rousseau bekannt, sie befreundeten sich, sein Aufenthalt bei ihr in der Eremitage ist ja aus seinen „Conféssions“ hinlänglich bekannt. Zu seiner höchst einseitigen und teilweise unwahren Darstellung geben die Memoiren der Frau d'Épinay, 1848 von Brunet herausgegeben, die Ergänzung. Rousseau führte Grimm bei Frau d'Épinay ein; Grimm schlug sich für Frau d'Épinays Ehre, als ihr eine Unterschlagung von Papieren nachgesagt wurde, und blieb von da bis zu ihrem Tode ihr treuster Freund. Frau d'Épinay wurde später von dem Verdacht der Unterschlagung völlig gereinigt. Sie, die uns auf Liotards Bild in ihrer nervösen Feingliedrigkeit, mit grossen, sprechenden Augen in dem geistvollen Gesicht entgegenschaut, ringt sich in einem schweren und versuchungsreichen Leben zu immer grösserer Reinheit hindurch, Grimms feste und ruhige Weise half ihr dabei.

Friedrich Melchior Freiherr von Grimm war, wie Holbach, Deutscher von Geburt. Arm, aber sorgfältig erzogen, begleitete er nach beendeten Studien

den jungen Grafen von Schönberg erst nach Leipzig, dann nach Paris, dort wurde er Vorleser des Erbprinzen von Sachsen-Gotha, später versah er die Funktionen eines bevollmächtigten Ministers des Herzogs von Gotha am französischen Hof. Bekannt geworden ist Grimms „Correspondance litéraire, philosophique et critique", die er für mehrere Fürsten schrieb (in Paris 1812—1814 unter obigem Titel erschienen); sie ist gleich ausgezeichnet durch den Stil, wie die Schärfe des Urteils. Grimm ist in Rousseaus „Conféssions" am schlechtesten weggekommen, sein Bild dadurch so verzerrt, dass es schwer wird, von ihm einen Begriff zu geben. Am leichtesten könnte das noch gelingen, wenn wir ihn uns als Antonio der Tassonatur Rousseaus gegenüber denken, so wie Goethe uns diese beiden geschildert hat. Grimm ist wie Antonio Welt- und Hofmann, streng in sich geschlossen und daher leicht kühl erscheinend. Er sieht Rousseaus grosse Gaben und liebt ihn dafür, aber er ist auch sehend für seine Fehler und weist ihn hart zurecht. Dann, als Rousseau sich in durch Phantasterei und Eitelkeit selbstgeschaffene Pein immer tiefer verstrickt, wendet er sich für immer von ihm ab, ohne doch das gerechte Urteil über Rousseaus Genie zu verlieren, wie er lange nach dem Bruch in seinen Memoiren bewiesen hat. Diderot wurde von Grimms dem seinen so verschiedenen Wesen sympathisch angezogen, sie wurden Freunde, und Diderot blieb Grimm bis zu seinem Tode in leidenschaftlicher Freundschaft ergeben. — Wohl kommen

auch hier Verstimmungen vor, wenn Grimm Diderot zum Hofdienst zwingen will, der seiner ungebundenen Natur zuwider war, oder wenn Grimm, der viel von seinen Freunden forderte, das in einer zu schroffen Form äusserte. Aber Diderots bewundernde Liebe trägt immer den Sieg davon. — Anders zwischen Diderot und Rousseau. Auch sie waren sehr gute Freunde geworden, und Diderot hielt an seiner Freundschaft noch fest, als die Rousseaus für ihn schon ins Wanken gekommen war. Erst als er erfuhr, dass Rousseau ihn ins Gesicht belogen hatte, erfolgte der Bruch. Rousseau hatte zu der Stiefschwester der Frau d'Épinay, der schönen Frau d'Houdetot eine heftige Leidenschaft gefasst. Er versuchte, sie ihrem Liebhaber, dem Marquis de Saint Lambert, abspenstig zu machen, wollte das aber nicht wahr haben, spielte nach seiner Weise vor sich und seinen Freunden den edelmütig Verzichtenden, während er Frau d'Houdetot mit leidenschaftlichen Briefen und Gesprächen quälte und dem Marquis moralische Vorhaltungen über sein Verhältnis zu der Frau d'Houdetot machte. Er hatte Diderot geschworen, Frau d'Houdetot nie ein Wort von seiner Leidenschaft entdeckt zu haben und dann erfuhr dieser durch den Marquis, der ihm Briefe zum Beweise zeigte, dass Rousseau gelogen. Das entschied den Bruch bei Diderot. In Rousseau hatte es schon lange gegärt. Kleine Ärgernisse, Empfindlichkeiten, zu denen die Arglosigkeit, wohl auch die Unpünktlichkeit des vielbeschäftigten Diderot den Anstoss gaben, denn

Rousseau wollte, dass man sich mit ihm ausschliesslich beschäftigte. Dann hatte Diderot in seinem Drama „Fils naturel“ den aus den Personen und der Situation bedingten Satz geschrieben: „Nur der Schlechte ist einsam“ „Il n'ya que le méchant, qui soit seul“. Rousseaus kranke Seele bezog das auf sich und war bis ins tiefste verletzt. Das waren die äusseren Anlässe. Es ist sehr schwer, hier gerecht zu sein. Naturen, wie Rousseau gegenüber, malen die Biographen leicht mit schwarz oder weiss. Entweder sie sehen in Bewunderung seiner Grösse nur das Licht und malen alle Schatten in die Bilder seiner Freunde und Feinde, oder von den Erbärmlichkeiten, die ihm anhaften, angewidert, vermögen sie von dem Licht, das sein Geist ausstrahlt, nichts mehr zu entdecken. Vor allem muss man sich klar machen, dass Rousseau ein Kranker war. Hier liegt zugleich die Entschuldigung für ihn und die Schuld seiner Freunde, auch Diderots Schuld, die das nicht sahen oder sehen wollten. — Die sonderbare Furcht, dies zuzugestehen, bleibt auch später den meisten, die sich mit Rousseau beschäftigen; sie wollen ihn noch lieber schlecht als krank sehen. Über Rousseaus Unwahrheiten werden wir heute milder urteilen, als seine Freunde das vermochten. Rousseau hat die naive phantastische Lügenhaftigkeit der Kinder und des Volkes. Ich bin der festen Überzeugung, dass er in kürzester Zeit alle Entstellungen seiner „Conféssions“ selbst für Wahrheit nahm. Sonst wäre auch die Naivetät nicht denkbar, aus der heraus er die

Beleidigten selbst ins Gesicht anklagt und sich als unschuldig darstellt. Es ist nicht zu verwundern, dass Rousseaus Schilderungen so unbedingten Glauben fanden. Das Beste und das Schlechteste seiner Natur wirken hier zusammen, ihn ins Licht, Diderot in den Schatten zu rücken. Diderot hat mit Goethe die grossartige Gesundheit und Naivetät des Lebens und Denkens gemein, die sich freimütig gibt, ohne auf ein Publikum zu schielen. Dagegen berechnete der bei aller innersten Wahrheitsliebe sentimentale und kranke Rousseau sehr wohl seine Mittel. Diderot und Goethe sprechen von ihren Fehlern und Vorzügen gleich einfach. „So bin ich nun einmal, bist du anders, so sage es, vielleicht lernen wir von dir.“ Rousseau dagegen sagt: „So war ich, so sündigte ich, du wagst zu sagen, du kenntest diese Sünde nicht, du bist ein schamloser Heuchler und Pharisäer.“ Und darum sind Naturen wie Diderot den Angriffen aller Moralisierer viel leichter ausgesetzt, griffen sie Rousseau an, so fiele der Schlag auf sie zurück. Rousseaus Melancholie und beginnender Verfolgungswahn werfen sich natürlich auf die in seiner Natur morschesten Teile. Seine ungemeine persönliche Eitelkeit fühlt sich nun noch leichter verletzt und die Wunde heilt nicht mehr, sie schwärt. Andererseits wird niemals ein Mensch ungerecht, ohne sofort als Strafe dafür Ungerechtigkeit zu empfangen. Sowie er seine Freunde als Teufel erscheinen lässt, erscheint er ihnen nur zu bald als ein Teufel. Davon ist auch Diderot nicht ganz frei. Er vergisst, was er

in Rousseau mit Recht liebte und verehrte, den Feuergeist, der, wo Persönliches schwieg, in schöner und rücksichtsloser Liebe der Wahrheit anhing, den weichmütigen Schwärmer, den, wenn ihn ein böses Wort wie ein Peitschenhieb traf, ein gutes dafür im Nu umwandelte. Er vergass, dass er doch früher auch Rousseaus Fehler kannte und hinnahm. Dazu kommt die gemeine Geschäftigkeit sogenannter Freunde, ein böses Wort im nächsten Augenblicke bereut, hin- und herzutragen, und der Bruch einer Freundschaft, die ewig schien, ist fertig. Von dem Vorwurf aber, kalt und leichtsinnig mit Rousseau gebrochen zu haben ist, Diderot ganz freizusprechen; wie schwer es ihm wurde und wie tief die Wunde geht, das werden wir auch aus den vorliegenden Briefen sehen, obwohl die ersten zwei Jahre nach dem Bruch geschrieben sind.

Diderot der Freund, der Liebhaber, der Mensch und Geist wird aus den Briefen selbst lebendiger auferstehen, als ihn eine Schilderung zu geben vermag. Mit Erstaunen nehmen wir wahr, wie modern uns seine Gedanken und Empfindungen anmuten. Sind wir doch im Guten wie im Schlimmen noch vom Geist der Revolution abhängig. Aus dem Gedanken der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen von Natur aus ist eine blutige Saat aufgegangen, aber der Schauder des Bluts ist gewichen und der Mensch ist dem Menschen nähergekommen. — Wenn Gefängnisse und Irrenhäuser heute aus Orten der Willkür und des Grauens in solche der Hilfsbereitschaft und Menschenliebe umgewandelt

oder in Umwandlung begriffen sind, so verdanken wir das den Männern jener Zeit. — Aber wenn wir mühsam versuchen, aus Zweifel und Negation zu einem Positiven zu gelangen, wieder eine Weltanschauung zu gewinnen, die höher steht als der Rationalismus, so werden wir uns noch einmal mit diesen Denkern auseinandersetzen müssen, denen vielfach die Geister unserer Zeit unbewusst folgen, und indem wir dankbar das Grosse, das sie uns gegeben, anerkennen, doch über sie hinauszukommen suchen.

BONN VALLY WYGODZINSKI
Januar 1904

BRIEFE VON 1759 BIS 1774

Paris, den 10. Mai 1795

Wir fuhren gestern um acht Uhr nach Marly und kamen um halb elf dort an; wir bestellten ein grosses Diner und schlenderten im Park umher. Dort fiel mir der Gegensatz auf, den eine dichtbelaubte, mächtige Baumgruppe in ihrer wilden Natur gegen die zarte Kunst der Laubgänge und der Gesträuche bildete, indem sie ihnen zum Hintergrund diente und sie zugleich beherrschte. Die zerstreuten Lusthäuschen, halb im Walde versteckt, scheinen die Wohnungen dienender Genien zu sein, deren Meister das mittelste bewohnt. Das gibt dem Ganzen einen Märchenhauch, der mir gefiel. — Es dürfen nicht viel Statuen in einem Garten sein, dieser schien mir ein wenig zu bevölkert; man muss die Statuen als Wesen, welche die Einsamkeit suchen und lieben, ansehen, als Dichter, Philosophen und Liebende, und solche Wesen sind nicht häufig. Einige schöne, weit auseinanderstehende Statuen, in abgelegenen Winkeln verborgen, die mich rufen, die ich aufsuche oder zufällig treffe, die mich anziehen und mit denen ich lange plaudere — und keine sonst und keine anderen.

Ich streifte allerorten mit irrenden Schritten und trauriger Seele. Die andern überholten uns weit, wir folgten ihnen langsam, wir, der Baron Gleichen[1]) und ich. Mir war wohl an der Seite dieses Mannes, über uns schwebte ein gleiches, geheimes Gefühl. Es ist unglaublich, wie sich fühlende Herzen fast wortlos

verstehen. Ein Wort, das entschlüpft, eine Zerstreutheit, eine dunkle, abgerissene Bemerkung, ein leises Bedauern, eine verblümte Andeutung, der Ton der Stimme, der Schritt, der Blick, das Aufhorchen, das Schweigen, alles offenbart sie einander. Wir sprachen wenig, wir fühlten viel, wir litten alle beide, aber er war mehr als ich zu bedauern. Ich wandte von Zeit zu Zeit meine Augen der Stadt zu, die seinen hafteten oft auf der Erde, sie suchten dort ein Geliebtes, das nicht mehr ist.

Wir trafen auf ein Kunstwerk, dessen Einfachheit, Kraft und Grösse mich fesselte. Es ist ein Centaur, der ein Kind auf dem Rücken trägt. Das Kind streckt die Fingerchen nach dem Kopfe des wilden Tieres aus und führt es an einem Haar. Man muss das Antlitz des Centauren sehen, die Wendung seines Hauptes, den sehnenden Ausdruck, seine Ehrfurcht vor dem kleinen Tyrannen, er blickt ihn an und man meint, er fürchte sich auszuschreiten. Ein zweites machte mir noch grössere Freude, ein alter Faun, der sich liebend über ein Kind beugt, das er in den Armen hält. Die Statue der badenden Agrippina ist unter ihrem Ruf; oder ich hatte vielleicht einen zu schlechten Standort, um über sie urteilen zu können. Wir teilten unseren Spaziergang in zwei Hälften, vormittags durchstreiften wir die Täler. Wir speisten mit Appetit. Unser Baron[2]), unserer wohlgemerkt, war von einer grenzenlosen Ausgelassenheit. Er ist originell im Benehmen wie in seinen Ideen. Denken Sie sich einen

heiteren, witzigen, frivolen und nervigen Faun mitten zwischen einer Gruppe keuscher, weichlicher und zarter Gestalten, das war er unter uns. Er hätte meine Sophie weder verwirrt, noch beleidigt denn meine Sophie ist Mann oder Weib, wie es ihr gefällt. Er hätte auch meinen Freund Grimm weder beleidigt, noch verwirrt, denn er erlaubt der Phantasie ihre Launen und nur ein törichter Scherz missfällt ihm. O wie wurde dieser Freund vermisst. Es waren holde Augenblicke, in denen unsere Seelen sich öffneten und wir die abwesenden Freunde schilderten und priesen. Wieviel Wärme im Ausdruck, in den Gefühlen und Gedanken! Welche Begeisterung! Wie glücklich waren wir, von ihnen zu sprechen, wären sie gewesen, uns zu hören. O mein Grimm, wer wird dir meine Reden wiederholen?

Unser Diner war lang, ohne zu langweilen. Wir durchstreiften die Hügel. Ich beobachtete, dass die schönsten Wasserkünste die sind, die ohne Unterlass fallen oder rinnen, und dass man nirgends solche angebracht hatte. Wir plauderten von Kunst, von Poesie, von Philosophie und Liebe; von der Grösse und der Eitelkeit unserer Unternehmungen, von dem Unsterblichkeitsgefühl und wie es uns narrt; von den Menschen, den Göttern und Königen; von Raum und Zeit, vom Tode und vom Leben, es war ein Konzert, aus dessen Mitte die Stimme unseres Barons stets als Dissonanz hervorklang.

Der Wind erhob sich, und da der Abend anfing

kalt zu werden, näherten wir uns unseren Wagen. Der Baron von Gleichen ist viel gereist, er übernahm die Führung bei der Heimkehr. Er sprach uns von den Inquisitoren des Staates von Venedig, die stets den Beichtiger und den Henker zur Seite haben; von der Barbarei des Hofes von Sizilien, der einen antiken Triumphwagen mit seinen Bas-Reliefs, seinen Pferden, den Mönchen überlassen hatte, die ihn zu Glocken umschmolzen. Das Gespräch wurde herbeigeführt durch die Zerstörung einer Wasserkunst in Marly, deren Marmor jetzt die Kapelle von Saint-Sulpice bekleidet. Ich sagte wenig. Ich hörte oder träumte. Wir stiegen zwischen acht und neun an der Tür unseres Freundes ab. Ich ruhte mich bis zehn Uhr aus.

Ich bin vor Mattigkeit und Kummer eingeschlafen, jawohl meine Freundin, vor Kummer. Mir schwant Schlimmes von der Zukunft. Ihrer Mutter Seele ist mit den sieben Siegeln der Apokalypse verschlossen. Auf ihrer Stirn thront das Mysterium. Ich sah in Marly zwei Sphinxe, die mich an sie erinnerten. Sie hat Ihnen und sich selbst mehr versprochen, als sie wird halten können, aber ich tröste mich und lebe von der Gewissheit, dass unsere Seelen unzertrennlich sind. Das wurde so oft gesagt, geschrieben, beschworen, dass es wenigstens einmal wahr sein muss. Sophie, an mir soll es nicht fehlen.

Saint-Lambert lädt den Baron und mich auf einige Zeit zu Madame d'Houdetot ein; ich lehne ab, und nicht wahr, ich tue wohl daran. Wehe dem, der

Zerstreuungen sucht, er wird sie finden, er wird von seinem Weh genesen, und ich will meines bewahren bis zu dem Augenblick, der alles endet. Ich fürchte mich davor, Sie zu besuchen, und doch wird es sein müssen; das Schicksal behandelt uns, als sei der Schmerz für die Dauer unserer Verbindung notwendig. Leben Sie wohl, meine Freundin, und bitte ein Wort durch Lanan. — Noch eins, machen Sie von der Liebenswürdigkeit Ihrer Schwester wenig Gebrauch, sprechen Sie ihr von mir und Ihnen nur, wenn Sie sich nicht mehr zurückhalten können oder sie Sie darum bestürmt. Selbst unsere zärtlichsten Freunde haben nicht allzuviel dafür übrig. Es will gelernt sein, Liebende anzuhören und sie zu beklagen. Ihre Schwester kann es noch nicht, möchte sie es niemals lernen. Ich küsse den Ring, den Sie getragen haben.

II Paris, diesen Sonnabend Morgen
1. Juni 1759

Hier, meine süsse und verlässliche Freundin, ist das Werk des grossen Sophisten.[3]) Ich habe es nicht gelesen, meine Seele ist noch nicht ruhig genug, um es ohne Vorurteil zu beurteilen. Man muss lieber eine Handlung aufschieben, als eilend eine Ungerechtigkeit begehen. Misstrauen Sie auch Ihrem Herzen ein wenig und sehen Sie, dass Ihr Unwille gegen den Menschen nicht dem Schriftsteller schade. Hören

Sie ihn an, als ob ich nicht über ihn zu klagen hätte.

Man kann also beredt und voll Empfindung sein, ohne aufrichtige Freundschaft oder Wahrhaftigkeit zu kennen. Wenn dieser Mensch nicht ein vollkommenes System der Verkehrtheit in seinem Kopfe hat, wie muss ich ihn beklagen! Und wenn er sich Begriffe von Recht und Unrecht gebildet hat, die ihn mit seinem Betragen aussöhnen, wie muss ich ihn dann erst beklagen. In dem Gebäude der Ethik ist alles untereinander verbunden. Schwerlich wird ein Mensch, der unaufhörlich Paradoxen schreibt, dabei einfach in seinen Sitten bleiben. Sehen Sie in Ihr Inneres, meine Sophie, und sagen Sie mir, warum sind Sie so aufrichtig, so offen, so wahrhaftig in Ihren Gesprächen. Weil dieselben Eigenschaften den Grund Ihres Charakters und den Masstab Ihres Handelns bilden. Es wäre ein höchst seltsames Phänomen, wenn ein Mensch, der stets schlecht denkt und spricht, sich immer gut betrüge. Die Zerrüttung des Kopfes beeinflusst das Herz und die Zerrüttung des Herzens den Kopf. Halten wir darum, meine Freundin, unser Leben rein von Lüge; je mehr ich Sie achte, um so teurer sind Sie mir; je mehr Tugend ich Ihnen zeigen werde, um so inniger werden Sie mich lieben. Wie tief würde ich das Laster fürchten, hätte ich auch keinen Richter ausser meiner Sophie. —

Ich habe in Ihrem Herzen einen Altar errichtet, den ich nie umstossen möchte; welch ein Schmerz für

Sie, machte ich mich einer Handlung schuldig, die mich in Ihren Augen erniedrigte. — Nicht wahr, Sie sähen mich lieber tot, als schlecht? Lieben Sie mich denn immer, damit ich immer das Laster fürchte. Führen Sie mich weiter auf dem Pfad des Guten. Wie süss ist es die Arme zu öffnen, um einen guten Menschen hineinzuschliessen. Dieses Bewusstsein heiligt die Liebkosungen; was bedeuten die Zärtlichkeiten zweier Liebenden, wenn sie nicht Ausdruck ihrer tiefsten Wertschätzung sein können? Wieviel Kleinheit und Erbärmlichkeit in der Wollust der gewöhnlichen Liebespaare. Wieviel Reiz, Hoheit und Kraft ist in unseren Umarmungen.

Kommen Sie, meine teure Sophie, ach, kommen Sie; ich fühle mein Herz glühen. Die Rührung, die Sie so verschönt, wird Ihr Gesicht überfliegen. Sie kommt. Ach, warum sind Sie nicht neben mir, um mit mir zu geniessen. Könnten Sie mich in diesem Augenblick sehen, Sie wären glücklich! Diese feuchten Augen, mein Blick, mein ganzer Ausdruck gefiele Ihnen sicherlich. — Warum, ach warum bringen sie Verwirrung zwischen zwei Wesen, auf deren Glück der Himmel selbst wohlgefällig lächelt? Sie wissen nicht, was sie tun, man muss ihnen verzeihen. — Ich werde Sie also heut morgen nicht sehen. Ich werde also Petit nicht zu Hause treffen, werde dagegen von de Ximènes bei mir zurückgehalten werden. — Ich habe heut nacht über seinem Trauerspiel zugebracht und habe einen Auszug für Grimm daraus gemacht. Ich

werde heut abend das neue Schauspiel ansehen, und wieder ist er es, um dessentwillen ich hingehe.

Welch schönes Herzensband zwischen dem Ihren, dem seinen, dem meinen! Sollte eines davon fehlen, wer füllte die furchtbare Leere! Wenn Ihr mich nicht eines Tages als Rufer in der Wüste sehen wollt, so bleibt mir, erhaltet Euch mir beide.

Ich werde im Parkett ziemlich hinten in der Mitte sitzen und werde von dort nach Ihnen ausspähen. Ich werde nach oder vielleicht schon vor Schluss des Spieles nach Hause gehen, meine Gedanken über das Stück niederschreiben und für meinen Freund arbeiten. Morgen gegen Mittag bin ich, wo Sie mich erwarten. Ich bin sicherlich da. Wieviel süsse Minuten opfere ich Ihrer Mutter. — Ich habe ein wenig der Abneigung Ihrer Schwester nachgesonnen. Also schätzt sie mich nicht genug, um mich in demselben Kästchen mit sich verschlossen zu sehen. — Nein, meine Sophie, das ist es nicht. Sie fürchtet vielleicht, dieses Kästchen könnte — — — wenn Sie eines Tages fort oder tot wären — — —. Diese Mutter hindert alle holden und unschuldigen Freuden, die wir erträumen — —. Sagen Sie ihr, man mag es mit den beiden Porträts nach ihrem Belieben halten — —. Sagen Sie ihr, ich sei kein Schurke und würde mich nie Ihnen gegenüber wandeln — —. Sagen Sie ihr, ich sei in einem Alter, in dem der Charakter feststeht — —. Sagen Sie ihr, wie schmeichelhaft es mir, wie glücklich Sie wären, mich und sie, sie und mich zugleich

zu halten, zu fühlen, zu betrachten — — —. Bestürmen Sie sie im Augenblick der Trennung, wenn Ihre Mutter nach Chalons abreist, während Sie nach Paris zurückkehren — — —. Ihnen Ihr Bild verweigern heisst, sich von dem Ihren abwenden — —. Liebe, erwägen Sie alles gut und betrüben Sie Ihre Schwester nicht. — Folgen Sie Ihrem Herzen, es wird Sie stets recht leiten. Ich mag es, dass man zarte Rücksichten nimmt; ich mag es auch, dass man mitunter rücksichtslos sein kann — —. Es genügt, sich künftig sagen zu dürfen, ich dachte daran — — —. Seltsam genug ist es ein Eifersüchtiger, der diese Reden hält und darauf besteht — — —. Täusche ich mich? — — Ich weiss es nicht — —. Ich fühle nur, wie ich lebhaft etwas wünsche, das mich betrübt hätte, wäre es ohne meinen Willen geschehen — — es hätte mich sehr betrübt, nun wünsche ich es sehr, ich wäre Madame Le Gendre unendlich dankbar für die Gefälligkeit, denn ich weiss, Sie zögen diese Gefälligkeit jeder andern vor — —.

Wenn Ihre Schwester unsere Bitte erfüllt und Sie uns denn alle beide haben, hüten Sie sich, Sophie, sie zärtlicher als mich anzusehen; küssen Sie sie ja nicht häufiger. Wenn Sie es tun, werde ich es merken. Leben Sie wohl, meine Freundin, auf morgen. Was für ein schöner Abend war das gestern. — Sie sind zärtlich und gut, und Mlle. Boileau war geistvoll wie ein Engel; sie freute sich Ihres und meines Glückes, und das verrät eine liebliche Seele. — —

Meine Freundin, guten Morgen. Ich durfte Sie gestern nicht sehen. Der Baron, der wenig Umstände mit Freunden macht, dinierte gestern nicht zu Hause. Ich ging ins Palais Royal und beauftragte den Portier, einen etwa eintreffenden Brief für mich in Empfang zu nehmen. Ich verbrachte den Abend dort — kein Brief.

Ich werde Sie auch heute noch nicht sehen, es sei denn am Abend. Sollte das Wetter recht schwarz, stürmisch und regnerisch sein, so würfe ich mich in einen Wagen, und da wäre ich. Ach, wäre es doch schlechtes Wetter, dürfte ich meine Freundin sehen! Sagen Sie mir, weshalb muss ich Sie von Tag zu Tag liebenswürdiger finden? Verbargen Sie mir den einen Teil Ihrer Vorzüge oder bemerkte ich sie nicht? Ich kann es nicht aussprechen, welchen Eindruck Sie vorgestern bei unserem kurzen Beisammensein auf mich machten. Ich glaube, Sie lieben mich mehr, und das ist es. Anbei den Zettel, den ich eben vom Baron erhielt, und ein Brief, den ich gestern für Mlle. Boileau bekam. Empfehlen Sie mich ihr. Und Sie, meine Sophie, glauben Sie mich für ewig den, der ich Ihnen heute bin. Anbei auch einige Papiere, die Sie zu sehen wünschten.

IV Paris, den 10. Juli

Ich schreibe, ohne zu sehen. Ich kam, wollte Ihnen die Hand küssen und wieder gehen. Nun muss ich ohne diesen Lohn gehen; aber ist es nicht Lohn genug, Ihnen gezeigt zu haben, wie ich Sie liebe? Ich will es Ihnen wenigstens schreiben, aber ich weiss nicht, ob die Feder sich meinem Wunsche fügt. Kommen Sie denn nicht? Ich möchte zu Ihnen sprechen und fliehen! Leben Sie wohl, meine Sophie, und guten Abend, sagt Ihnen Ihr Herz denn nicht, dass ich hier bin? Es ist das erste Mal, dass ich im Dunkeln schreibe, welche Zärtlichkeiten müsste mir dieser Zustand eingeben. Ich fühle nur eins, ich kann nicht fort. Die Hoffnung, Sie zu sehen, lässt mich noch einen Augenblick zögern, und ich fahre fort, mit Ihnen zu plaudern, ohne zu wissen, ob es Buchstaben werden. Überall, wo nichts dasteht, lesen Sie, dass ich Sie liebe.

V Paris, den 15. Juli

Anbei Grimms Brief. Ich habe ihn wieder gelesen, ehe ich ihn Ihnen sende. Denken Sie sich seinen Schmerz, wenn er erfährt, dass der Mann nicht mehr ist, der ihn vor einigen Monaten mit den Worten umarmte: „Der Kuss gilt meinem Sohn, der meiner Tochter, der meiner Enkelin.“ Er ist in den Armen zweier seiner Kinder entschlafen, ohne Schmerz, ohne Todeskampf, ohne Qual. Mein Vater war ein Mann,

den man nicht vergass, wenn man ihn gekannt hat. Grimm wird seiner gedenken und ihn beweinen. Sie werden das schmerzliche Andenken, das ich ihm bewahre, mildern, es wird mich selbst an Ihrer Seite nicht verlassen, aber was daran rührend und melancholisch ist, wird sich mit dem sanften Reiz, der von Ihnen ausgeht, mischen, und ein köstlicher Zustand wird daraus entstehen. Ach, wenn er dauern könnte. Das, was not tut, ist ein treuer Liebender und ein guter Sohn zu sein, und ich schmeichle mir, diese beiden Eigenschaften zu besitzen. Der plötzliche Freudenrausch würde aufhören, die Seele würde sich seltener öffnen, aber der Strahl des Frohsinns, der ihr entschlüpft, würde, ähnlich dem Sonnenstrahl, der den Himmel eines bedeckten und nebligen Tages durchbricht, nur grösseren Glanz haben und tieferen Eindruck hervorbringen. Der, den unsere Trauer auf andere macht, ist recht seltsam. Bemerkten Sie manchmal auf dem Lande das plötzliche Verstummen der Vögel, wenn an einem klaren Tage eine Wolke den Ort überschattet, aus dem ihr Gezwitscher schallte? Ein Trauerkleid in einer Gesellschaft ist gleich der Wolke, die vorüberstreifend das plötzliche Verstummen der Vögel veranlasst. Sie ist vorüber, und neu beginnt der Gesang. — — —

Wie geht es Ihnen heute? Haben Sie gut geschlafen? Schlafen Sie manchmal wie ich mit offenen Armen? Wie zärtlich waren gestern Ihre Blicke, wie sind sie es stets seit einiger Zeit. Ach, Sophie, Sie liebten mich

nicht genug, wenn Sie mich heut mehr lieben — — Wenn Sie mir ein Wörtchen geschrieben haben, werde ich erfahren, wie Sie den Schluss des gestrigen Abends verbracht haben. — — Lesen Sie doch, ich bitte darum, die Geschichte mit diesem Abbé de Prades[4]) — — Welch abscheulicher Mensch, und leider gibt es mehr seinesgleichen. — — Guten Tag, meine süsse Freundin, ich umarme Sie; ich liebe Sie stets; man glaubt nicht daran, und trotzdem wird es allen Sprichwörtern zum Trotz andauern, und stammten sie von Salomo selbst. Dieser Mann besass zu viel Frauen, um etwas von der Seele eines treuen Mannes zu verstehen, der nur eine achtet, nur eine liebt. —

VI — — — Juli 1759

Ich kann nicht von hier fortgehen, ohne Ihnen ein Wörtchen zu sagen. Wohlan, meine Freundin, Sie zählen also sehr auf mich. Ihr Glück, Ihr Leben hängen also von meiner Zärtlichkeit ab! Fürchten Sie nichts, meine Freundin, sie ist beständig, und so werden Sie leben und glücklich sein. — Ich habe noch keinen Frevel begangen und werde nun nicht mehr damit anfangen. Ich bin Ihnen, Sie sind mir alles, wir werden gemeinsam die Leiden tragen, die das Schicksal uns aufzulegen beliebt. Sie werden die meinen, ich werde die Ihren lindern. Könnten Sie mir stets die bleiben, die Sie mir seit einigen Monden

sind! Was mich angeht, so werden Sie gestehen müssen, dass ich derselbe bin, wie am ersten Tage, das ist nicht mein Verdienst, es ist das Ihre. Die Wirkung der wahrhaften Vorzüge macht sich täglich fühlbarer. Sie können auf meine Erkenntnis der Ihren und auf meine beständige Liebe bauen. Niemals rechtfertigte die Vernunft eine Leidenschaft so wie die meine. Ist es nicht wahr, meine Sophie, dass Sie sehr liebenswürdig sind? Blicken Sie doch in sich, nun, sehen Sie wohl? Sehen Sie, wie wert Sie sind, geliebt zu werden und begreifen Sie, wie ich Sie lieben muss? Dort ist der unversiegbare Quell meines Gefühls.

Guten Abend, meine Sophie, ich gehe voll Freude, voll der süssesten und reinsten, die ein Mann empfinden kann. Ich bin geliebt, und ich bin es von der würdigsten der Frauen.

VII Langres, den 31. Juli 1759

Kaum vier Tage bin ich hier[5]) und mir scheinen es vier Jahre. Die Zeit wird mir lang, ich langweile mich. Ich werde Sie ein wenig von unseren häuslichen Angelegenheiten unterhalten, da Sie es mir gestattet haben. Vorerst, es ist unmöglich, sich drei verschiedenere Charaktere als meine Schwester, meinen Bruder und mich vorzustellen. Meine Schwester ist lebhaft, tätig, heiter, entschieden, leicht gereizt, schwer ver-

söhnt, ohne Sorge über Gegenwart oder Zukunft, sie lässt sich weder durch Dinge noch durch Menschen imponieren, sie ist frei in ihrem Handeln, freier noch in ihren Äusserungen. Sie ist eine Art weiblicher Diogenes. Ich bin der einzige Mann, den sie geliebt hat, und mich liebt sie sehr. Meine Freude entzückt sie, mein Schmerz würde sie töten.

Der Abbé ist von Natur feinfühlig und heiter. Er könnte Geist haben, aber die Religion hat ihn ängstlich und kleinmütig gemacht. Er ist traurig, stumm, vorsichtig und verdriesslich. Er trägt mit sich unaufhörlich eine unbequeme Richtschnur herum, mit der er sein und der andern Betragen misst. Er verstimmt und wird verstimmt. Er ist eine Art christlicher Heraklit, stets bereit, die Torheit seiner Mitmenschen zu beweinen. Er spricht wenig und hört viel, er ist selten zufrieden.

Sanft, leichtherzig, nachgiebig, vielleicht zu sehr, scheine ich zwischen ihnen die ziemlich richtige Mitte zu halten. Ich bin gleich dem Öl, das diese harten Maschinen am Kreischen verhindert, wenn sie sich berühren. Aber wer wird ihre Bewegungen mildern, wenn ich nicht mehr da sein werde! Diese Sorge quält mich. Ich fürchte sie einander zu nähern, denn sollten sie sich eines Tages entzweien, so käme es zu einem öffentlichen Bruch. Billigkeit und Uneigennützigkeit haben wir miteinander gemein. Gott sei Dank, alles wird sich schnell und gut erledigen, ohne dass ich mich hineinmische. Mein Vater hat uns

50000 Frcs. bar hinterlassen, Land im Wert von 10000 Frcs., ein Haus in der Stadt, zwei hübsche Landhäuschen, Weinberge, Waren, einige Schuldforderungen und ein Mobiliar, wie es einem Mann seines Standes entsprach. Mein Bruder und meine Schwester werden besser als ich fortkommen, und ich freue mich darüber. Mögen sie sich aneignen, was ihnen gefällt, und mich wieder fortschicken. Warum passte ich mich früher dem hiesigen Leben so leicht an und kann es heut nicht mehr ertragen? Darum, meine Sophie, weil ich damals nicht liebte und nun liebe.

Die Dinge sind nichts an sich selbst, sie haben keine wirkliche Süsse oder Bitterkeit, unsere Seele erst macht sie zu dem, was sie sind, und die meine ist schlecht für sie gestimmt. Alles, was mich umgibt, ermüdet mich, betrübt mich und missfällt mir. Aber man versetze meine Freundin hierher, sie erscheine, und ihre Gegenwart wird plötzlich alles verschönern. Wenn die Dinge sich für mich verwandelt haben, so bin ich auch für sie bei weitem nicht derselbe geblieben. Man findet mich ernst, ermüdet, träumerisch, unaufmerksam, zerstreut. Kein Wesen, das mich fesselt, niemals ein Wort, das mich beschäftigt, in mir ist eine Gleichgültigkeit, eine Dumpfheit, die nichts erwartet. Indessen macht man hier Aussprüche wie anderswo, und ich bemerke überall eine geheime Verstimmung. Je mehr man mich schätzt, umsomehr verletzt meine Gleichgültigkeit, und ich bewundere, wie töricht die andern sich über unsere gute oder schlechte Laune

beglückwünschen oder anklagen. Sie schreiben sie sich zu und sind für uns gar nicht vorhanden. O wenn ich sie zu enttäuschen wagte, würde ich zu ihnen also sprechen: „Sie würden mir alle wohlgefallen, hätte ich nur meine Sophie hier, und trotzdem würde sie Euch verdunkeln. Der Vergleich mit ihr würde nicht zu Euren Gunsten ausfallen, aber ich wäre glücklich, und ein glücklicher Mensch ist duldsam." — Kommen Sie, söhnen Sie mich mit dieser Stadt aus — ach, das kann nicht sein. Ich muss sie hassen bis zu dem Augenblick meiner Abreise von hier und meiner Rückkehr zu Ihnen. Ich fühle deutlich, wie dieser Gedanke die letzten Tage verschönern wird.

Ich habe Ihre beiden Briefe zugleich erhalten. Alles, was Sie darin schildern, empfinde auch ich; ich habe dem Wasser und der Luft dieses Landes ihren Tribut bezahlt; aber vielleicht werde ich mich nur besser dadurch befinden. Muss ich meine Briefe nach Isle nicht an M... adressieren? Ich werde also mit Ihrer Frau Mutter zurückkehren. Ich erwartete so etwas. Durch Roger erhoffte ich keine Nachricht von Ihnen; aber ich habe sie im Paket Ihrer Frau Mutter gesucht und in den Wagentaschen, und war überrascht, nichts zu finden. Grimm weiss mich hier, warum schreibt er nicht? Er vernachlässigt mich; meine Freundin, machen Sie seinen Fehler gut. Erzählen Sie mir von sich, von Ihrer lieben Schwester. — Sollten Sie während meiner Abwesenheit unser Luftschlösschen besuchen, lassen Sie mich bei Ihnen sein. — Ich meinerseits

träume auch an der Vollendung seiner Anlage, und ich meine, man wird jemand nötig haben, der allgemeiner Vertrauter ist und zugleich die Rolle des Vermittlers übernimmt. Wie denken Sie darüber? Nach reiflicher Überlegung möchte ich dieses Amt lieber einer Frau als einem Mann anvertrauen. Leben Sie wohl, meine gute, meine zärtliche Freundin. Ich presse Sie in meine Arme und wiederhole Ihnen all meine Schwüre. Sie sind Zeuge, teure Schwester. Wenn ich jemals ihr Glück zerstöre, so hassen und verachten Sie mich, hassen und verachten Sie alle Männer. Sophie, ich liebe Sie von Herzen, und ich verehre Ihre Schwester, wie ich Sie liebe. Wann werde ich wieder bei Ihnen beiden sein. Bald, ach bald!

P. S. Ich habe, seit ich hier bin, alle Pächter meines Vaters gesehen, und nicht einer kam trockenen Auges. Wie sehr wird dieser Mann vermisst.

Sie würden meine Schwester herzlich lieb gewinnen, sie ist das originellste und entschiedenste Geschöpf, das ich kenne, sie ist die Güte selbst, aber mit einer schnurrigen Physiognomie. Sie wird die Haushälterin in unserm Schlösschen. Ich will durchaus keinen Kaplan dort. Adieu, meine Sophie, adieu, verehrte und würdige Schwester meiner Sophie. Wenden Sie mir Ihre Augen zu und reichen Sie mir Ihre Hand.

Hier, meine holde Freundin, mein vierter Brief. Der erste war an Sie adressiert, der zweite in einem Couvert an Berger, Generaleinnehmer der Salzsteuer im Hôtel des Fermes, der dritte an Madame ***. Ich habe drei von Ihnen erhalten, zwei davon zu gleicher Zeit. Mein Bruder hat den letzten geöffnet, aber nur einige Zeilen darin gelesen, die glücklicherweise nichts enthielten, was ihn stutzig machen konnte. Es war eine genaue Beschreibung der neuen Krankheitserscheinungen bei Ihrer armen Kleinen.[6]) Um für künftig eine Verwechslung zu verhüten, die den Gottesmann verwirren könnte, bezeichnen Sie mich als „Mitglied der Akademie von Berlin“. Wie bedauere ich das arme Kind, wie sehr auch die Mutter! Man sagt also, ohne das Siechtum des Kindes würde die Zärtlichkeit der Mutter nicht offenbart werden. Welcher Unsinn, man müsste demnach ein unschuldiges, fühlendes Geschöpf hinmorden, seinem Munde Klagen und Seufzer entlocken, damit das Erbarmen eines anderen zur Erscheinung käme; alle beide elend machen, um die Güte des einen zu sehen; eine Ungerechtigkeit begehen, damit die Tugend sich üben könne; sich Vorwürfen aussetzen, um des Lobes würdig zu werden, sich in unseren Augen herabsetzen, um uns in unseren und den Augen unserer Mitgeschöpfe zu erhöhen! Was für ein System! Was dächte man von einem Herrscher, der nach diesen Grundsätzen regierte? Gibt es etwa zwei Arten Gerechtigkeit, eine für den Himmel, die

andere für die Erde? Wenn das ist, was würde aus dem Begriffe der Gerechtigkeit! Wenn man das Kind verliert, wird es die wenigen Augenblicke seines Lebens gelitten haben, wenn man es erhält, ist es trotzdem gezüchtigt worden, ohne gefehlt zu haben. Nicht es hat gefehlt, fügt man hinzu, sondern sein Vater. — Die Toren, sie bemerken nicht, dass ihre Antwort die der Fabel vom Wolf und dem Lamm ist, die aus derselben Quelle, eines hinter dem anderen tranken, und dass es der Wolf ist, den sie anbeten. Und ohne diese Fabel, ruft der erhabene Pascal, ist das All ein unlösbares Rätsel, und die Fabel, antworte ich ihm, ist eine Gotteslästerung. —

Seit das Eis einmal gebrochen ist, werde ich ein Leckermaul; ich sende Ihnen Kusshändchen, wie Emilie ihrer Mama. Wir kommen uns näher, meine Freundin, wir kommen uns näher, bis dahin gönne ich Ihren Mund nur Ihrer Schwester. Wie war sie liebenswert an unserem Trennungstage. Wie gut verstand sie unseren Schmerz. Ihr Herz zog sich zusammen. Sie bemerkten nicht, dass ihre Farben fast erloschen waren. Ich sah es, ich denke daran und sage mir: „Glücklich der Sterbliche, den sie lieben wird, er wird heiss geliebt werden. Wie werden wir dann leiden, meine Sophie und ich, wenn wir Zeugen ihres Abschieds sein werden. Sagen Sie ihr viel Schönes in meinem Namen. Das, was sie am liebsten hören wird und was mir ihre Achtung am ehesten sichert, was ihr am besten das

Wohlwollen, das sie für mich gefasst, rechtfertigen wird, ist, dass Sie mich lieben und dass ich Sie bis zur Narrheit anbete, und das immer tun werde; wiederholen Sie ihr das, bitte, von Morgen bis Abend.

Ich bin recht froh, dass es M.... besser geht und dass sein Gegner der Mann danach ist, sich mit einem Operngrund abfinden zu lassen, mehr ist die ganze Geschichte nicht wert.

Wir haben hier einen reizenden Spaziergang. Eine lange Allee laubreicher Bäume führt zu einem ungeordneten und unsymmetrischen Lustwäldchen. Man findet Kühle und Einsamkeit dort. Eine ländliche Treppe führt zu einer Quelle hinab, die einem Felsen entspringt. Ihre Wasser, in einer Schale gesammelt, entströmen ihr und bilden ein erstes Bassin, sie entströmen wieder und füllen ein zweites, dann fliessen sie in Kanälen gesammelt zu einem dritten Bassin, inmitten dessen sie als Springbrunnen emporsteigen.

Die Schale und diese drei Bassins befinden sich abschüssig in ziemlicher Entfernung eines unter dem andern. Das letzte ist von alten Linden umstanden. Sie stehen jetzt in Blüte, unter jeder Linde sind Steinbänke errichtet, dort bin ich stets um fünf Uhr. Meine Blicke schweifen über die schönste Landschaft. Da ist eine Bergkette, von Gärten und Häusern belebt, unter denen sich ein Fluss schlängelt, der die Wiesen bewässert und, durch die Wasser der Quellen verstärkt,

sich in einer Ebene verliert. Ich verbringe an dieser Stelle Stunden mit Lesen, mit Denken, damit, die Natur zu betrachten und von meiner Freundin zu träumen. O, wie gut sässe man zu zweien auf dieser Steinbank. Es ist das Rendezvous von mir und den Liebespärchen des Bezirks. Sie kommen am Abend hin, wenn die Dämmerung ihre Arbeiten unterbrochen und sie einander wiedergegeben hat. Der Tag muss ihnen recht lang, der Abend recht kurz erscheinen. Während ich dort bin, ordnen mein Bruder, meine Schwester und ein Freund unsere Angelegenheiten. Mir währt es recht lange, bis sie fertig sind. — Da haben Sie einen Zug, der Sie rühren wird. Mein Vater hatte eine Freundin; eine arme Verwandte, eine bescheidene Frau, ungefähr seines Alters. Sie erkrankten ungefähr zur selben Zeit, mein Vater starb am Pfingstsonntag. Sie erfährt seinen Tod und stirbt am andern Morgen. Meine Schwester schloss ihr die Augen, und man begrub sie Seite an Seite. — Die Augen schliessen ist in Paris nur ein bildlicher Ausdruck, hier ist es eine wirkliche Handlung der Menschenliebe. Meine Schwester erzählte mir gestern von einem Sohn, der, am Bette seines sterbenden Vaters wachend, die Zeit für diesen letzten Liebesdienst gekommen glaubte. Er täuschte sich; sein Vater fühlte die Berührung der Hand, öffnet die Augen und sagt zu ihm: „Noch einen Augenblick, mein Sohn.“

— — — Wir werden einander selbst die Augen schliessen in unserm Schlösschen; und der letzte wird

sehr zu bedauern sein, nicht wahr, meine Freundin? — — — Grimm schweigt noch immer. Was macht er, an was denkt er? Geht es ihm gut? Oder ist er krank? Ich weiss nicht, was ich von seinem Schweigen denken soll. Es ist unmöglich, dass er mich noch in Paris glaubt. Adieu, meine Freundin.

IX Langres, den 14. August 1759

Ich hoffte, meine süsse Freundin, gestern auf einen Brief von Ihnen, kein Brief kam, ich bin unruhig. Das Kind war, nach dem was Sie sagten, in einem so jammernwerten Zustande, dass dieses Schweigen mich das Schlimmste befürchten lässt. Aber vielleicht ängstige ich mich umsonst, und zwei morgen zugleich eintreffende Briefe beruhigen mich . . . . . .

Wenn ich nicht morgen meine zwei Briefe erhalte, werde ich toll. Was treiben Sie denn, Sie und Ihre teure Schwester? Sie plaudern zusammen, Sie lieben sich, Sie sagen es einander, Sie bereiten sich die süssesten Augenblicke, Sie Böse, während ich von Geschäften spreche, Tricktrack spiele und mich herumstreite . . . . . .

Ich habe einen Brief von Grimm erhalten, einen schönen und zärtlichen Brief, fast so schön, als ob Sie ihn diktiert hätten.

Die wenigen Mitschüler, die in der Umgegend der Stadt mir geblieben sind, haben mich besucht. Es

sind nur noch wenige, fast alle sind gestorben. Zwei Dinge verkünden uns unser künftiges Schicksal und lassen uns nachsinnen: die alten Ruinen und die kurze Lebensdauer derer, die mit uns zugleich ins Leben getreten sind. Es war mir sicherlich eine grosse Freude, einige von denen wiederzusehen und zu umarmen, mit denen ich in der Schule gemeinsam Prügel bekam und die ich fast vergessen hatte. Es ist, als schritte man rückwärts und würde wieder jung beim Wiedersehen. Ich habe einen von ihnen in Saint-Dominique predigen hören und gar nicht schlecht. Sie haben Feuer und Gedanken, die ich immer noch eher seltsam als platt liebe. Übrigens macht es mir Spass, an dem, was sie sind, den Abstand eines ungebildeten von einem gebildeten Geiste zu messen, und ich sehe, was sie hätten werden können, wären ihnen die Umstände günstiger gewesen. —

Ich habe hier einige Männer getroffen, die sehr entschieden und klar dem grossen Vorurteil gegenübertraten, und was mich besonders freute, ist, sie in der Achtung der braven Leute zu sehen. —

Aber wovon unterhalte ich Sie? Kennen Sie nicht die Provinz so gut als ich? Ich räche mich für Ihr Schweigen, ohne es zu bemerken. Schreiben Sie mir also, wenn Sie hören wollen, wie ich Sie liebe. Alle Briefe von mir, die keine von Ihnen beantworten, werden kalt sein, merken Sie sich das wohl. Kommt mir ein zärtliches Wort in die Feder, kratz, streiche ich es aus . . . . . .

Ihr Porträt liegt vor mir. Ich kann meine Lippen nicht darauf pressen, kaum unterscheide ich es durch die Brüche des Glases. Sahen Sie manchmal den Mond? .... Sahen Sie ihn manchmal von einer Wolke bedeckt, die sein Licht vergeblich zu durchdringen sucht? Nun, da haben Sie Ihr Porträt und das zerbrochene Glas. Das ist aber recht unangenehm, wenn man getrennt ist. Ich weiss, dass Sie darunter sind, aber ich kann Sie nicht sehen. Noch einmal, adieu ....

Unsere Teilung ist gemacht. Wir haben über 200 000 Frcs. verfügt, fast wie man über 200 Heller verfügt, das hat kaum zehn Minuten gedauert. Ich erzähle Ihnen noch mehr davon. — — —

X Langres, den 10. August 1759

Hören Sie, auf was ich den häuslichen Frieden gegründet habe. Meine Schwester schien mir der Verwaltung der Geschäfte etwas müde zu sein, sie hat sich Prinzipien der Sparsamkeit gebildet, die nicht mit denen des Abbé übereinstimmen. Der Abbé will geniessen, meine Schwester will sich für jeden Fall sicher stellen. Der Abbé liebt Gesellschaft bei Tische, wie sie auch sei, meine Schwester liebt einen engen Kreis und will freigebig am rechten Platz und ohne Verschwendung sein. Der Abbé hat auf seinen geistlichen Reisen bunte Bekanntschaften aller Art gemacht,

die nun so wenig Umstände mit ihm, als er mit ihnen machen werden. Meine Schwester ahnt, dass ihr Haus zum Hospiz werden wird; sie fürchtet dem Gewicht der Hausfrauensorgen zu erliegen, ihre Ruhe zu verlieren, ihre Einkünfte zu verschleudern und das ganze Jahr hindurch unbekannte und unwillkommene Gesichter um sich kreisen zu sehen. Es ist ein Vergnügen, sie alle diese Leute schildern zu hören, die sie doch nie als in ihrer Einbildung gesehen hat, und wie sie ihre Gespräche vorbringt, wie sie ihr gerade einfallen. Es ist eine Eigenheit ihres Charakters, heiter inmitten ihrer schlechten Laune zu sein und andere lachen zu machen, wenn sie sich ärgert. Hat sie ausgesprochen, hat man gelacht, so glaubt sie ihre Sache gewonnen und ist zufrieden. Was habe ich also getan. Zuerst habe ich meinem Bruder eine Eifersucht ausgeredet, von der ich nicht weiss, wie sie ihm beigekommen ist, dass mir die Schwester teurer sei als er. Ich habe versucht ihm verständlich zu machen, dass, wenn ich ihn auch noch hundertmal mehr liebte, als er denkt, ich immer noch etwas mehr lieben würde, nämlich die Gerechtigkeit. Ich habe seine Empfindlichkeit geschont, ich habe alles vorhergesehen und vermieden, was ihn zornig machen konnte, und dann bin ich ans Werk gegangen. Meine Schwester hat eine wenig begüterte Freundin, ich habe sie bestimmt, diese ins Haus zu nehmen, der Abbé hat eingewilligt; sie ist nun hier, sie besorgt den Haushalt, und meine Schwester braucht sich nicht mehr, als ihr passt, darum

zu bekümmern. Es kostet sie die Pension einer kleinen Nichte dieser Freundin, die bei dieser wohnte, und die man passend und sicher unterbringen musste. Aber was tut das? Nichts. Man musste die gemeinsamen Ausgaben so regeln, dass der Abbé nach seinem Belieben ausgeben, die Schwester nach Herzenslust sparen konnte, und dass keins dem andern zur Last war. Ich habe dem Abbé vorgeschlagen, sich von der Schwester eine Pension zahlen zu lassen, sie haben beide eingewilligt, ich habe die Pension bestimmt, und alles ist gut. Von unsern drei Häusern haben wir beschlossen, eines zu verkaufen, von den beiden, die bleiben, eins in der Stadt, eins auf dem Lande, werden sie das erstere bewohnen; es wird ihnen gehören, sie zahlen mir den dritten Teil aus. Das Landhaus wird uns drei Kindern gemeinsam gehören. Es wird den Keller für unsere Weinlese und den Speicher für unsere Ernte bilden. Man hat über den Rest drei Lose gemacht. Sie haben mir das erste und zweifellos das vorteilhafteste angeboten; ich bin nicht habgierig, aber ich liebe ein nobles Handeln, und ich kann nicht ausdrücken, wie das ihre mich gerührt hat. Übrigens ist diese ganze mehr scheinbare als wirkliche Teilung nur eine vernünftige Vorsicht für alle Fälle. Die Einkünfte werden weiter gemeinsam einlaufen, mein Bruder und meine Schwester werden sie verwalten, und man wird mir jährlich meinen starken oder schwachen Teil senden, je nach den guten oder schlechten Jahren. Wir werden einer für den andern

bei Unfällen Bürge sein, der Hagel wird auf alle gemeinsam fallen. — Jeder hat das Seine, wir sind gegen alle Zufälle versichert. — — —

Mir ist es leid um jeden Tag, der mich von Ihnen fernhält. Mir ist auch leid um diesen Brief, der mich jetzt in Isle erwartet, er ist in den Händen Ihrer Mutter, er wird zu lange in ihnen bleiben. Ich fürchte den Augenblick, in dem sie ihn mir geben wird. Wie wird sie mich empfangen, wie werde ich ihr entgegentreten? Wir werden beide verwirrt sein, sie wird meine Verwirrung sehen, ich werde die ihre erraten, wir werden stumm bleiben, oder wenn wir sprechen, so fühle ich, dass ich stammeln werde, und es passt mir gar nicht, zu stammeln. Sie glauben, ich werde den Mut haben, Feder und Tinte zu erbitten, um Ihnen zu schreiben? Da kennen Sie mich aber gut.

Die Bewohner dieses Landes haben viel Geist, zuviel Lebhaftigkeit, eine Unbeständigkeit wie Wetterfahnen. Das kommt, glaube ich, von dem raschen Wechsel der Luft hier, die in vierundzwanzig Stunden von Hitze zu Kälte, von Stille zum Sturm, von Sonnenschein in Regen übergeht. Dieser Einfluss muss sich unbedingt fühlbar machen, und ihre Seelen können nicht längere Zeit gleiches Wetter haben. Sie gewöhnen sich so, von zarter Kindheit an, ein Spiel jeden Windes zu sein. Der Kopf eines Mannes aus Langres sitzt ihm auf den Schultern wie ein Wetterhahn auf der Höhe eines Glockenturmes, er sitzt niemals fest auf einem

Punkte, und wenn er zu dem zurückkehrt, den er verlassen hat, so ist es niemals, um nun wirklich dort zu verharren. Mit einer überraschenden Schnelligkeit der Bewegungen, der Wünsche, der Vorsätze, der Phantasie, der Gedanken, verbinden sie Langsamkeit des sprachlichen Ausdrucks. Was mich betrifft, so bin ich auch dieses Landes Kind, nur hat der Aufenthalt in der Hauptstadt und die ständige Anpassung mich ein wenig erzogen. Ich bin in meinem Geschmack beständig, was mir einmal gefällt, gefällt mir immer, weil meine Wahl eine begründete ist; wenn ich hasse oder liebe, so weiss ich warum. Es ist wahr, ich neige von Natur dazu, die Fehler zu übersehen und mich an den Tugenden zu entzücken. Ich werde tiefer von den Reizen der Tugend bewegt, als von der Missgestalt des Lasters, ich wende mich sanft von den Schlechten ab und fliege den Guten entgegen. Wenn ich in einer Arbeit, einem Charakter, einem Bild, einer Statue eine gute Seite bemerke, so wenden sich ihr meine Augen zu, ich sehe nur sie, ich erinnere mich nur ihrer, der Rest ist fast vergessen. Was wird aus mir, wenn das Ganze schön ist? Sie wissen es, meine Sophie, ja, Sie wissen es, meine Freundin, ein Ganzes ist schön, wenn es einig ist; in diesem Sinne ist Cromwell schön, ist es auch Scipio und Caesar und Brutus. Da ist mir ein Endchen Philosophie entschlüpft, es wird den Text einer Ihrer Plaudereien auf der Bank im Palais-Royal bilden. Adieu, meine Freundin, in acht Tagen hoffe ich dort

zu sein. Ich werde Ihnen nicht mehr schreiben, wie ich Sie liebe, ich werde es Ihnen sagen, werde es Ihnen schwören, Sie werden es sehen und werden glücklich sein wie ich, und wird es unsere teure Schwester nicht auch sein? —

XI Guémont nahe Vignory, 17. August 1759

O glückliches Land, das weder Feder, noch Tinte, noch Papier kennt, nur der Pfarrer hat welche, um die Namen der Neugebornen einzuschreiben. Ich bin zwölf Meilen von Langres in einem Dörfchen, und verdanke der Gefälligkeit des Pastors das Vergnügen, mit meiner Sophie zu plaudern. Vielleicht war nie ein Liebender hier und sicher nie ein so zärtlicher. Der heilige Mann, der mir seinen einzigen Federstumpf borgt, glaubt mich mit irgendeiner Haupt- und Staatsaktion beschäftigt, und hat er nicht recht? Gibt es etwas Wichtigeres für mich, als Ihnen zu sagen, dass ich mit einer Freude in Ihre Arme zurückeile, die nur dem Schmerz vergleichbar ist, mit dem ich Sie verliess? Endlich werde ich Sie wiedersehen! Noch ein Wort von dem Pastor. Dieselbe Feder, mit der ich Ihnen sage, dass ich Sie bis zur Tollheit liebe, benutzt er, um seine Busspredigten zu kritzeln, in denen er die armen Teufel verdammt, die ihrem Herzen folgten, das ihnen doch wahrlich besser als er predigte. Ich bin so froh, es ist noch früh, und ich habe Zeit, nach Herzenslust mit meiner Sophie zu

plaudern. Wieviel werde ich Ihnen erzählen, während diese guten Leute mein Hühnerfrikassee bereiten, das ich mit Appetit verspeisen werde. Gute Leute, nicht zu rasch, ich habe zwar einen Riesenhunger, aber ich mag noch lieber mit meiner Sophie plaudern als essen . . . . . .

Der Abbé stand heut ganz früh auf und hielt mir Reden, halb über Moral, halb über Religion, nicht allzu übel, und er liess durchblicken, wenn das Herz parteiisch sei, so zeige sich das, man möge acht geben, wie man wolle. Was antworten? Ich hätte zu wenig mit ihm zusammen gelebt, ich kenne ihn nicht so gut als meine Schwester und dergleichen Redensarten, die man vorbringt, um nicht ganz zu verstummen, und die nur die täuschen, die uns lieben und getäuscht sein wollen. Aber was tun? Meine Schwester, mit mir und sich zufrieden, schlief noch. Hier ist mein Hühnerfrikassee, das auch noch schläft; mein Hunger und die gute Bäuerin werden ungeduldig. Verspeisen wir es rasch, um weiterzuschreiben, was Sie vielleicht nicht einmal lesen können. Was tuts? Ich schreibe doch, es ist wie jenen Abend, als ich im Dunkeln schrieb.

Das Frikassee war vorzüglich und das Wasser ausgezeichnet. Hätten Sie mich doch essen sehen, meine Sophie! Bin ich aber dumm! Ich glaube, Ihnen sei alles wichtig, was ich treibe. Die guten Leute sind so beschämt, mir kein Dessert anbieten zu können, dass sie es fast nicht zu sagen wagten, sie halten mich sicher für ein grosses Tier von einem Pfründen-

besitzer. Ich habe zwar Wagen und Pferde, aber keinen Lakaien, sie verstehen nichts davon und ehren mich doch. — — — — Übrigens, die Katzen der Champagne wagen nicht von Tellern zu essen, sie müssen grosse Spitzbuben von Natur sein, sie machen den Eindruck, das zu stehlen, was man ihnen gibt. Es gibt Leute, die es ähnlich machen. — Aber wohin gerate ich. O, welch schönes Wasser. Auf Ihre Gesundheit, meine Sophie! Sie erlauben doch, meine Gnädige? Ja. — — Da sind wir bei dem schrecklichen Augenblick, dem der Trennung. Ich umarmte meinen Bruder, ich küsste meine Schwester wieder und wieder. Ich sprach mit dem Abbé, ich konnte kein Wort zu meiner Schwester sagen . . . . . . Ich liess sie und alle, die etwas mit unseren Angelegenheiten zu schaffen hatten, entzückt zurück. Ich kann mir die Freude darüber nicht verhehlen. Sagen Sie, meine Sophie, Sie, die Sie so oft in diese Lage kommen, ist sie nicht sehr süss? Sie loben mich jetzt, wo ich fern bin, sie machen einander kleine Vorwürfe, und ich bin mit mir zufrieden. — Aber ich glaube, mein Kutscher betrinkt sich mit meinem Wirt, sie sprechen von Krieg und Religion. Ich höre, wie sie schreien: „Ist denn nicht Gott und der König Herr? Warum spricht man also noch von Steuern?“ Mögen sie sich berauschen, ist das nicht ihr einziger Trost? Sie sind es vom Wein, ich bin es von Liebe, ich habe nicht den Mut, sie zu tadeln. Morgen werden sie ihren Rausch büssen müssen, er wird verflogen sein, während

der meine dauert. — Aber wenn ich so weiter trödele, komme ich nie zu Ende, um so besser, nicht wahr, meine Sophie, denn um so länger müssen Sie mich lesen. — Nun bin ich fort, nun bin ich in Chaumont, nun in Berthenay. Das ist ein Dörfchen, auf dem Gipfel eines Hügels gelegen, dessen Fuss die Marne umspült. Ein schöner Ort. Nun bin ich in Vignory. . . . . . . Aber die Pferde fliegen. Nun bin ich schon weit davon in Provenchères. Ein neuer Zauber. Ich machte noch nie einen so schönen Weg, er ist beschwerlich für Wagen, man muss ständig bergauf und bergab; aber er ist sehr angenehm für die Reisenden. Nun bin ich in Guémont, und von hier schreibe ich Ihnen mit des Pastors Feder alles, was mir durch den Kopf geht. Morgen zeitig nach Joinville, in Saint-Dizier zum Mittag, wenn es geht, noch denselben Tag von Saint-Dizier nach Isle oder am Sonnabend früh morgens, wenn heut wirklich, wie ich glaube, Donnerstag ist, denn ich weiss niemals genau, welchen Tag wir haben. Ich liebe alle Tage und unterscheide nur die, an denen ich Ihre Liebe am deutlichsten spüre.... Ich denke nicht, dass man mich in Isle zurückhält. Man schien sich sehr danach zu sehnen, Sie wiederzusehen. Gott gebe, dass diese Sehnsucht anhält. Wenn sie wahr ist, muss die Verzögerung meines Kommens sie vermehrt haben. Aber man kennt sich da nie aus. Übermorgen wird Circe mich in ihrer Gewalt haben. Nein, nein, meine Sophie schützt mich, und wen sie schützt, ist gut behütet. Guten Abend alle beide.

Stehen übrigens Ihre Bettchen noch zusammen? Das wüsste ich gern. Ich könnte in Isle Skrupel haben, die mir das lösen würde. In meinem Kopf spukt eine hübsche Narrheit, nämlich dass man mich in Ihrem Zimmer schlafen lassen wird. Ihre Frau Mutter ist zu diesem Streich fähig. Sagten Sie mir nicht, dieses Zimmer sei parkettiert? Aber ich werde noch morgen an meinem Brief sitzen, wenn ich mich da hinein vergrüble. Es ist, als sässe ich an Ihrer Seite; wieviel Mal bin ich aufgestanden und habe Ihnen um neun Uhr Gutenacht gesagt und war um Mitternacht noch nicht fort. Es ist eine eigene Sache mit Liebenden. Sie scheinen weder zum ständigen Beisammensein noch zur Trennung zu taugen. Immer zusammen, sagt man, reiben sie sich auf, und getrennt leiden sie zu sehr. Trotzdem und nun zum letztenmal Gute Nacht!

XII Isle, 23. August 1759

— — — Die Patriarchen, deren Geschichte man nie liest, ohne ihre Zeit und ihre Sitten zurückzuwünschen, haben nur unter Zelten und in Ställen gewohnt. Es gab da keine Spur eines Sofas, aber recht frisches Stroh, und sie befanden sich vortrefflich dabei, und ihre Gegend wimmelte von Kindern.

Die Mama läuft wie ein Hase. Sie fürchtet weder Sträucher, noch Dornen, noch Misthaufen. Das alles hält weder ihre noch meine Schritte auf, beleidigt

weder ihre noch meine Nase. Sehen Sie, für eine ehrliche Nase stinkt keine Ziege, wohl aber eine ambra- und moschusduftende Dame. Der Ausdruck ist hart aber wahr. —

Wir sahen die Leiterwagen mit Heu und Korn hereinkommen, und das gefiel mir wieder. Ich bin ein Bauernlümmel und bin stolz darauf, meine Damen. Von da aus haben wir einen Gang durch den Garten gemacht, den ich klein fand; die Tür, die hinten gegenüber dem Salon ist, täuschte mich, ich wusste nicht, dass sie sich auf Baumgärten öffnet und dass diese Gärten dort waren. Wir haben sie durchlaufen und haben die beiden Brücken überschritten, ich habe nochmals die Marne, meine Landsmännin und treue Reisebegleiterin, begrüsst. Diese schattigen Plätze bezaubern mich, dort würde ich träumen, fühlen, dichten und lieben, dort würde ich Pan und der ländlichen Venus unter jedem Baum opfern, wenn man es verlangte und mir die Zeit liesse. Sie sagen vielleicht, es gäbe viele Bäume dort, aber wenn ich mir ein glückliches Leben ausmale, so denke ich es mir immer lang. Wie schön sind diese Plätze. Wie können Sie mit der Erinnerung daran die symmetrischen Tuilerien ertragen und den Spaziergang durch Ihr widerwärtiges Palais-Royal, wo alle Bäume zu Kohlköpfen verhunzt sind und wo man erstickt, so viel man auch versucht hat, ein wenig Luft und Raum zu schaffen, indem man alles fortschaffte, beschnitt und verdarb? Was denken Sie sich eigentlich dabei? Sie

täten besser, zu uns zu kommen, als uns zu sich zu rufen. Die Wildnis dieser Baumgruppen und aller Orte, die die Natur bepflanzt hat, ist von einer Erhabenheit, die die Menschenhand verniedlicht, wenn sie daran rührt. O ruchlose Hand, du wurdest dazu, als du den Spaten fahren liessest, um in Gold und Edelsteinen zu wühlen. — Ich habe das Gartenhäuschen gesehen, wir sassen darin und sprachen davon, dass es durch Ihre Gedanken geheiligt sei. Dorthin, sagte man mir, gnädige Frau[7], zogen Sie sich oft zurück, um allein zu sein. Entfliehen Sie wieder hierhin. Der Sterbliche, der Sie am höchsten schätzt und ehrt, wird, ohne Sie zu belästigen, vorübergehen. Kommen Sie, es bedarf nur eines Augenblickes in dieser Einsamkeit, damit Sie begreifen, wie das ewige Wesen, das um Sie schwebt, wenn es denn überhaupt ist, auch gut ist und sich weit mehr um die Reinheit unserer Seele, als um unsere Überzeugungen kümmert. Wahrlich, wenig kümmert ihn, was wir von ihm denken, wenn er uns nur im Handeln als seine Ebenbilder und seine Kinder erkennt. Kommen Sie, es wird Sie nicht mehr verwirren. Meine irdische Sophie und ich, wir werden fern von Ihnen umherstreifen und darauf warten, dass Urania uns näher zu kommen winkt. Während dessen wird die liebe Mama über das Glück der Träumerin und derer, die umherstreifen, wachen. — — —

XIII Châlons, den 25. August 1759

Da ich noch einen Augenblick Zeit habe, so will ich Ihre Briefe, mein Fräulein, beantworten. Sie brauchen mir keinen Eifer anzuempfehlen zu Ihnen zurückzukommen, oder Sie müssten mir Flügel schicken. Ich habe alle Vergnügungen genossen, die Sie mir ausmalen. Trotzdem habe ich durchaus nicht das Embonpoint, das Sie mir andichten; ich befinde mich wohl und hoffe, die verlorene Zeit nachzuholen, ohne meiner Gesundheit zu schaden. Übrigens, was die Arbeit betrifft, vielleicht lässt mir das neue Hemmnis, das die Buchhändler betroffen[8]) und das für sie ein neuer Gegenstand des Unwillens sein wird, nichts mehr zu tun übrig. Dabei ist mehr zu gewinnen, als zu verlieren, wie die teure Mutter mir sehr schön bewiesen hat, und sie fügte hinzu: „Vielleicht ist dieser Beschluss nur ein Gerücht, Sie kennen unser Fräulein Voland, Neuigkeiten sind nicht ihre starke Seite.“ Und ich stimme diesem Gedanken bei, weil er mich beruhigt und weil die Seelenruhe mir teuer ist, wie Sie wissen, obgleich Sie sich oft damit belustigten, sie mir zu rauben. — Ohne die Einzelheiten unserer Ungnade zu kennen, können wir uns wohl die Verzweiflung denken, die sie hervorgerufen hat; aber Sie sind dort, Sie haben sie vor Augen, und das ist noch etwas anderes. Bald werden wir ebenso unglücklich sein als Sie. Jedoch nicht im ersten Augenblick, denn der wird süss sein. Er ist so herbeigesehnt worden.

Ich halte den Plan, den Luxus zu vermindern, den Geschmack für nutzbringende Dinge zu beleben, die Geister dem Handel, dem Ackerbau, dem Volk zuzuwenden, weder für so schwierig, noch für so gefährlich, wie Sie. Wenn ein augenblicklicher Übelstand daraus entsteht, was tut das? Man heilt keinen Kranken, ohne ihn zu verwunden, ohne ihn aufschreien zu machen, manchmal nicht, ohne ihn zu verstümmeln.

Ich höre mit Vergnügen, dass die Gesundheit von Madame Le Gendre sich bessert. Wenn das Leben ein übles Ding ist, so ist doch wenigstens die Vernunft, die uns seinen Wunderlichkeiten unterwirft, ein gutes. Setzen Sie Ihre Spaziergänge im Palais-Royal fort, zerstreuen Sie die liebe Schwester, zerstreuen Sie sich selbst; erinnern Sie sich meiner auf der Bank der Allee d'Argenson und sagen Sie denen, die etwa darauf sitzen, sie gehöre unserer lieben Mama, und sie sollten sich freundlichst fortscheren. Ja, meine Sophie, stets werden mir unsere Spaziergänge köstlich erscheinen, gewiss, wir werden sie wiederholen, wir werden unsere Seelen befragen, und möge uns nun ihre Antwort gefallen oder missfallen, wir werden wenigstens das Bewusstsein mitnehmen, uns nichts verhehlt zu haben. Ist auch die Ihre immer ganz rein? Lebte in ihr etwas, das ich Ihnen verzeihen müsste, so täte ich es zweifellos; aber es würde mir schwer, sehr schwer. Ich bin so daran gewöhnt, Sie unschuldig zu finden. — Das ist ein seltsamer Ausdruck. Woher kommt es denn eigentlich, dass die einfachsten, ehrlichsten Bezeichnungen

uns fast lächerlich geworden sind? Wahrlich, wir haben alles verdorben, bis auf die Sprache, bis auf die Worte. In der Mitte des Tuches muss ein Fettfleck sein, der sich so verbreitet hat, dass er schon die Ränder berührt. —

Da bin ich bei dem Beschluss des Staatsrates; was haben wir für Feinde! Wie sind sie hartnäckig und boshaft. Wahrlich, wenn ich unsere Freundschaften mit unseren Feindschaften vergleiche, so finde ich die ersteren schwächlich, klein, flüchtig. Wir verstehen zu hassen, aber nicht mehr zu lieben. Ich, ich, ich bin es, meine Sophie, der das sagt. Also wäre es wirklich wahr? Als das Gerücht auftauchte, ich sei nach Holland gereist und David sei mir vorangeeilt, und dass wir dort unser Werk vollenden würden, war ich auf so etwas gefasst. — Zweifeln Sie an allem, woran Sie wollen, Zweiflerin, aber nicht an dem innigen Gefühl, das ich Ihnen weihe, es ist echt wie am ersten Tage. Ihr lateinisches Scherzwort ist sehr gut; ich muss wohl recht verstimmt sein, denn ich höre aus allem einen Missklang. — — —

XIV Grandval, den 1. November 1759

.... Die letzten Nachrichten, die uns aus Paris geschickt wurden, haben den Baron besorgt gemacht. Er hat beträchtliche Summen in Staatspapieren angelegt — — — Er sagte zu seiner Frau: Höre,

liebe Frau, wenn das so fortgeht, gebe ich unsere Equipage auf, kaufe Dir einen schönen Kapuzenmantel und einen bunten Regenschirm, und wir segnen unser Leben lang Monsieur de Silhouette, der uns die Pferde, die Lakaien, die Kutscher, die Kammermädchen, die Köchinnen, die grossen Diners, die falschen Freunde, die Langweile und alle anderen Privilegien des Reichtums vom Halse geschafft hat. Und ich, ich dachte, für einen Mann, der weder Weib noch Kind hätte, der von keinem der Bande gefesselt wäre, die den Reichtum wünschenswert machen und keinen Überfluss aufkommen lassen, wäre es fast gleichgültig, arm oder reich zu sein. Arm, würde man auswandern, man erduldete den alten Fluch, den die Natur dem Menschengeschlecht schickt, man erwürbe sein Brot im Schweisse des Angesichts. Dieser Widerspruch löst sich in der Gleichgültigkeit der Lebensbedingungen, an die ich glaube, und dem geringen Unterschied,den ich zwischen dem Glück des Herrn des Hauses und dem seines Portiers zugebe. — Bin ich gesund an Leib und Seele, habe ich ein gutes Herz und ein reines Gewissen, kann ich das Wahre vom Falschen scheiden, vermeide ich das Böse und tue das Gute, fühle ich die Würdigkeit meines Selbst und bin, weit von meinem Vaterlande, denen unbekannt, deren Gegenwart mich vielleicht erröten machte, so gilt es mir gleich, ob man mich Mylord oder Sirrah anredet. Sirrah bedeutet auf englisch dasselbe, was Hallunke im französischen, ein Ehrentitel, den ein Herrchen seinem Diener gibt. —

Das Gute tun, das Wahre erkennen, das unterscheidet einen Menschen vom andern, der Rest ist nichts. — Die Dauer des Lebens ist so kurz, der wahren Bedürfnisse sind so wenige, und wenn man fort muss, ist es so gleichgültig, ob man ein grosser Jemand oder ein kleiner Niemand war. Zuletzt braucht es doch nichts als ein schlechtes Stück Leinwand und vier tannene Bretter. — — —

Seit dem Morgen höre ich Arbeiter unter meinem Fenster. Kaum dämmert der Tag, so haben sie den Spaten zur Hand, sie schaufeln die Erde und schieben den Karren. Sie essen ein Stück schwarzes Brot, sie löschen ihren Durst am rinnenden Bache; mittags schlafen sie eine Stunde auf nackter Erde; bald nehmen sie die Arbeit wieder auf. Sie sind fröhlich, sie singen, sie rufen sich grobe Scherze zu, die sie erheitern, sie lachen. Am Abend finden sie ihre nackten Kinder um einen rauchenden Herd, eine abschreckende und unsaubere Bäuerin, ein Bett aus getrockneter Streu, und doch ist ihr Schicksal weder schlechter noch besser als das meine. Sagen Sie mir, die Sie manches Geschick erduldet haben, scheint Ihnen die Gegenwart härter als die Vergangenheit? — — Ich quäle mich schon den ganzen Morgen damit, einem Gedanken nachzujagen, der mir entschlüpft. Ich war traurig heruntergekommen und hörte von den allgemeinen Übelständen sprechen. Ich setzte mich ohne Appetit an einen prunkvollen Tisch, mein Magen war noch von dem gestrigen Essen überladen und überlud ihn mit neuem

Essen; ich nahm einen Stock und ging spazieren, um zu verdauen und mich freier zu fühlen, kam wieder und täuschte am Spieltisch drückende Stunden hinweg. Ich hatte einen Freund, von dem ich nichts hörte. Ich war fern von der Freundin, zu der ich mich sehnte. Sorgen auf dem Lande, Sorgen in der Stadt, Sorgen überall. Der, der die Sorge nicht kennt, zählt nicht unter die Menschenkinder — Alles hebt sich auf, das Gute durch das Übel, das Übel durch das Gute und das Leben ist eitel. —

Vielleicht fahren wir morgen abend oder Montag morgen auf einen Tag in die Stadt. Ich werde die Freundin sehen, nach der ich mich sehnte und werde den schweigsamen Freund wiederfinden, von dem ich nichts hörte. Aber ich werde sie am nächsten Tag wieder verlieren, und je mehr ich das Glück, ihnen nahe zu sein, fühlte, umsomehr werde ich unter der Trennung leiden.

So geht es immer. Drehen, wenden Sie sich wie Sie wollen, überall findet sich ein gerolltes Rosenblatt, das Sie verletzt. — Ich liebe meine Sophie, die Zärtlichkeit für sie schwächt meine Augen für jedes andere Interesse. Ich sehe nur ein Unglück, das mich auf der Welt treffen könnte; aber dieses Unglück vervielfältigt sich und stellt sich mir in hundert Bildern dar. Vergeht ein Tag, ohne dass sie mir schreibt, „was ist ihr, könnte sie krank sein?“ Und da schwirren die Schimären um meinen Kopf und quälen mich. Hat sie mir geschrieben, so verstehe ich ein gleichgültiges

Wort falsch und werde verrückt. Der Mensch kann sein Schicksal weder verbessern noch verschlimmern. Sein Glück und sein Unglück sind ihm durch ein mächtiges Gestirn vorgeschrieben. Je mehr Liebes, um so weniger Gefühl für jedes einzelne. Ein einziges Liebes und alles Gefühl wird darauf versammelt. Es ist der Schatz des Geizhalses. —

Aber ich merke, dass ich schlecht verdaue und all diese traurige Philosophie kommt von einem verdorbenen Magen. Aber ob mit überladenem oder nüchternem Magen, ob melancholisch oder heiter, ich liebe Sie, meine Sophie, immer gleich, nur die Färbung des Gefühls ist nicht dieselbe. — — —

XV Grandval, den 3. November 1759

„MAN MUSS."

Denken muss man, der Gedankenlose,
Dessen Seele schlummert, gleicht dem Tier.
Lieben muss man; Liebe, Lebensrose,
Schützerin, ohn' dich, was wären wir?

Jederzeit muss einen Freund es geben,
Den man liebt und dem man sich vertraut,
Der der Freude, wie des Schmerzes Beben
Lindert, sänftiget zu grellen Laut.

Man muss abends, am besetzten Tische
Scherz der Gutgesellen freundlich danken,

Nicht erkalten lassen Fleisch und Fische,
Trinken und doch aufstehn sonder Wanken.

Man muss nachts ein süsses Liebchen kennen,
Dem man träumend Liebesworte stammelt,
Die erwachend unsre Lippen nennen,
Die in sich all unser Fühlen sammelt.

Fein ein gutes Leben Euch zu zimmern,
Glaubt mir Freunde, glückt Euch so allein,
Seit mir liebend Sylviens Augen schimmern,
Ungesucht ward alles dieses mein.

Setzen Sie statt meine Sylvie, meine Sophie, wenn Sie mögen. Diese Verse schienen mir hübsch, darum sende ich sie Ihnen, Ihrer Mutter und Madame Le Gendre. Ich habe Ihre Antwort auf ein gewisses Billet gelesen. Sie hat den Kelch meines Leidens voll gemacht. War es nicht viel einfacher, mir zu sagen: „Ich fühle nicht mehr für Sie, was ich fühlte. Ich habe Schmerz und Freude gewogen, und die Freude ist mir zu leicht erschienen. Da ich Sie nicht mehr liebe, sehe ich ein, dass meine Schwester recht hat. — Ich werde Sie stets achten!" All das hätte ich eher verstanden als Ihr: „Ich will ihm keineswegs lästig sein, das will ich durchaus nicht, ich hindere ihn nicht, die Vergnügungen, die sich ihm bieten, zu geniessen, ich hoffe, er wird das anerkennen." So duldsam ist nur, wer nicht mehr liebt. Bei Ihrer Gewöhnung, sich selbst auf den Grund der Seele zu blicken, mussten

Sie das sehen. Bei der Gewöhnung, auch auszusprechen, was Sie dort sehen, hätten Sie so zu mir sprechen müssen. Wenn Sie wüssten, wie weh Sie mir getan haben. — Aber wenn Sie es wüssten, was bedeutete es Ihnen? Ich will in Ihnen keine Gefühle zurückrufen, die Sie nicht mehr haben, ich würde dadurch die Wahrheit aufhalten, die mir doch zu wissen not tut. Seien Sie wahr zu mir, nicht wahr, Sie lieben mich nicht mehr?

XVI La Chevrette, den 10. September 1760

Ich finde die Geständnisse mutig, die Sie Ihrer Mutter gemacht haben, ebenso die Antworten, die Sie ihr gaben. Vielleicht wären wir weiter, wenn Sie das früher gewagt hätten. Man lässt laufen, was man aufzuhalten verzweifelt. — — —

......[9]) Was ich über diese Epistel denke? Dass sie ein abscheuliches Lügengewebe, leichtsinnig hingeschrieben, enthält. An Voltaires Stelle würden Sie seine ganze Plattheit erkennen und sich doch dadurch schwer gekränkt fühlen. Sie enthält da und dort Vorwürfe, die man nicht kalten Blutes anhört. Fürchten Sie übrigens keine schlimmen Folgen aus diesen Schriften. Wer liest sie denn? Und dann ist unser Idol so verrufen. Die Kinder speien ihm ins Gesicht ....

Sie werden Ihre Schachtel unverzüglich erhalten, ich muss nur erst wissen, an wen ich sie adressieren soll.

Meine Freundin, bitte loben Sie mir Ihre Schwester nicht gar zu sehr, das tut mir weh. Ich kann nicht sagen warum. Aber es ist so. Ich habe den Sonnabend damit zugebracht, meine Fächer ein wenig zu ordnen. Ich habe „die Norne“ hierher mitgenommen, um, wenn ich Zeit habe, daran zu arbeiten. Ich finde dort auch „den Spieler“[10]), den mich alle ermahnen, unseren Sitten anzupassen. Das ist eine grosse Aufgabe. Grimm hat ihn endlich gelesen und war davon entzückt.

Wir hatten Mittwoch de Saint-Lambert und Madame d'Houdetot hier. De Saint-Lambert ist ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, und man kann nicht witziger und feinfühliger als Madame d'Houdetot sein. Diese Stunden verflogen. Madame d'Houdetot sagte mir bei Gelegenheit eines Kopfes des Plato, den ich für einen der Sappho nahm, ich sei recht alt, mit achtzehn Jahren hätte ich diese Verwechslung nicht gemacht.

Meine Schwester hüllt sich mir gegenüber in Schweigen. Sie ist beschämt oder ärgerlich. Schmollt sie mit mir oder mit sich? Meine Frau erhält von Zeit zu Zeit Briefe von ihr, die sie einschliesst. Man reibt dem genesenden Abbé täglich unter die Nase, dass er ohne die Sorgfalt seiner Schwester nicht mehr wäre. Hoffentlich schämt er sich, es sie entgelten zu lassen, wenigstens bis die erwiesenen Dienstleistungen so weit zurückliegen, dass er seinem Unmut ohne Undankbarkeit Luft machen kann.

Meine Kollegen lassen mich auf dem trocknen sitzen, sie schicken mir nichts wieder, und ich kann nicht arbeiten. — Aber sagen Sie mir doch, hat Gaschon Ihnen geschrieben. Wird er oder wird er nicht nach Isle reisen? Sahen Sie den Abbé Dumoncet noch nicht? Der General und der Bevollmächtigte ihres Ordens haben gegen einen einfachen Mönch einen Prozess verloren, der sie entehrt. Ich hätte Ihnen unendlich viel zu sagen, über Grimm, Madame d'Épinay, Saurin, den Baron, Damilaville[11]), de Saint-Geni, Voltaire, aber ich habe weder Zeit noch Platz. Letzterer hat soeben „la Recueil des satires du jour" veröffentlicht, durchgesehen, verbessert und vermehrt, ich schicke sie Ihnen, sobald wir sie haben. Ich habe Mademoiselle Boileau noch gar nicht gesehen. — Aber wenn ich so fortfahre, so werde ich schliessen, ohne Ihnen gesagt zu haben, dass ich Sie liebe. Die Genauigkeit, mit der ich Ihnen all meine Augenblicke schildere, beweist Ihnen wohl, wie tief ich das Interesse, das Sie an mir nehmen, fühle, aber sie lässt das Interesse nicht sehen, das ich an Ihnen nehme. Liebe Freundin, vermuten Sie es so gross Sie wollen, Sie werden es immer unterschätzen. Leben Sie wohl.

XVII — 15. September 1760

Gestern war hier Jahrmarkt. Ich fürchte die lärmende Menge. Ich hatte beschlossen, den Tag in Paris zu verbringen: aber Grimm und Madame d'Épinay

hielten mich zurück. Wenn ich die Augen meiner Freunde trübe und ihr Gesicht lang werden sehe, hält kein Widerwille bei mir stand, und man macht mit mir, was man will.

Seit Sonnabend abend hatten sich die fremden Kaufleute in der Allee aufgestellt, grosse Leinwände waren über ihnen von Baum zu Baum ausgespannt. Am Morgen versammelten sich dort die Einwohner der Umgegend, man hörte Violinen. Am Nachmittag spielte, trank, sang und tanzte man. Es war eine bunte Menge von sauber herausgeputzten Bäuerinnen und feinen Stadtdamen mit Schminke und Schönpflästerchen, den Spazierstock in der Hand, den Strohhut auf dem Kopfe und ihren Schildknappen am Arm. Gegen zehn Uhr hatten die Herren des Schlosses den Wagen bestiegen und waren über Land gefahren. Mittag traf de Villeneuve ein.

Wir befanden uns gerade in dem traurigen und prächtigen Salon und bildeten dort, verschiedenartig beschäftigt, eine sehr angenehme Gruppe.

Nahe dem Fenster, das auf die Gärten sieht, liess sich Grimm malen und Madame d'Épinay stützte sich auf die Stuhllehne dessen, der ihn malte.

Ein Zeichner, der niedriger auf einem Schemel sass, zeichnete sein Profil mit Bleistift. Sein Profil ist bezaubernd; es war da keine Dame, die nicht versucht wurde nachzusehen, ob es auch ähnlich sei.

Saint-Lambert las in einem Winkel die letzte Broschüre, die ich Ihnen geschickt habe.

Ich spielte mit Madame d'Houdetot Schach.

Die alte und gute Madame d'Esclavelles, die Mutter der Madame d'Épinay, hatte deren Kinder um sich versammelt und plauderte mit ihnen und ihrem Erzieher.

Zwei Schwestern dessen, der meinen Freund malte, stickten, die eine aus freier Hand, die andere am Rahmen.

Und eine dritte versuchte am Klavier ein Stück von Scarlatti.

Villeneuve machte der Hausfrau sein Kompliment und setzte sich neben mich. Wir wechselten ein paar Worte. Madame d'Houdetot und er begrüssten sich als Bekannte. Aus einigen leicht hingeworfenen Worten konnte ich sogar schliessen, dass er irgend ein Unrecht gegen sie gutzumachen hat.

Die Dinerstunde kam. In der Mitte des Tisches sassen an der einen Seite Madame d'Épinay, an der andern Villeneuve; sie machten die Wirte mit dem freundlichsten Anstand der Welt. Wir speisten ausgezeichnet heiter und lange. Es gab Eisspeisen, ach, meine Freundinnen, und was für Eis! Dort hätten Sie sich gütlich tun sollen, Sie, die es so gern mögen.

Nach dem Diner machte man etwas Musik. Die Dame, von der ich Ihnen schon sprach, die so mühelos und so verständnisvoll Klavier spielt, überraschte uns alle, die andern durch ihr seltenes Talent, mich durch den Zauber ihrer Jugend, ihrer Sanftmut, ihrer Bescheidenheit, Anmut und Unschuld. Das war ohne zu übertreiben Émilie mit fünfzehn Jahren. Der Beifalls-

sturm, der sich um sie erhob, liess sie heftig erröten und brachte sie in eine reizende Befangenheit. Man forderte sie auf, zu singen, und sie sang ein Liedchen, das ungefähr lautet:

In seinen Fluten dahin reisst mich ein süsses Gefühl,
Ich kann mein Herz nicht bewahren.

Aber ich will dafür sterben, dass sie kein Wort davon verstand. Ich betrachtete sie und dachte in meinem Herzen, sie sei ein Engel, und man müsse verworfener als Satan selber sein, um ihr mit einem unbilligen Gedanken zu nahen. Ich sagte zu Villeneuve: „Wer würde wagen, etwas an diesem Werk zu ändern? Es ist vollkommen.“ Aber Villeneuve und ich haben nicht dieselben Ansichten über diese Dinge. Wenn er die Unschuld träfe, würde er sie wissend machen; er sagt, das sei nicht sein Genre Schönheit.

Er sass neben mir; wir sprachen von Ihnen, von Ihrer Frau Mutter, von Madame Le Gendre. Er sagte mir, er habe drei Monate auf dem Lande in Ihrer Nähe zugebracht. „Drei Monate, das ist mehr Zeit, als man braucht, um sich rasend in Madame Le Gendre zu verlieben.“ „Das ist wahr, aber sie ist so wenig mitteilsam.“ „Ich kenne wenig Frauen, die so sehr auf sich halten wie sie.“ „Darin tut sie recht.“ „Madame Voland ist eine seltene Frau.“ „Und ihre ältere Tochter?“ „Ist geistvoll wie ein Dämon.“ „Ja, sie hat viel Geist, aber es ist ihre Offenheit, die mir zumeist gefällt. Ich würde fast darauf wetten, dass sie keine wissentliche Lüge mehr gesagt hat, seit sie erwachsen ist.“

Unsere Jäger kamen gegen sechs Uhr zurück. Man liess die Geiger hereinkommen und tanzte bis zehn Uhr, um Mitternacht stand man von Tische auf und spätestens zwei Uhr hatte sich alles zurückgezogen, so verging der Tag ohne die Langeweile, die ich davon fürchtete. Wäre ich indessen in Paris gewesen, so hätte ein Brief meiner Freundin, den Damilaville mir zugestellt hätte und den ich noch erwarte, mir ein tausendmal grösseres Vergnügen bereitet. Ich hoffe, dass mir ihn irgend jemand im Laufe des Tages mitbringt, oder schlimmstenfalls muss mir ihn Grimm, der abreist, diesen Abend schicken.

Wo weilen Sie? In Châlons? Vergessen Sie mich im Trubel der Festlichkeiten und in den Armen Ihrer Schwester nicht. Schonen Sie Ihre Gesundheit, meine Liebe, und denken Sie daran, dass das Vergnügen selbst Ermattung zur Folge hat.

Wie lange werden Sie noch in Châlons bleiben? Wenn dieser Brief Sie zufällig dort nicht mehr träfe, was würde aus ihm?

Nun, haben Sie sich gesehen? Was haben Sie einander gesagt? Was haben Sie vereinbart? Ich bat Sie, mein Stillschweigen bei ihnen zu entschuldigen, haben Sie daran gedacht?

Wenn Sie einen günstigen Augenblick erspähen, benutzen Sie ihn, um Ihrer Frau Mutter meine Ergebenheit und meine Ehrfurcht zu Füssen zu legen. Vergessen Sie nicht, mich Madame Le Gendre zu empfehlen. — — —

Ich habe die ganze Familie d'Épinay gesehen. Sie haben Verschiedenheiten im Charakter, aber verschiedene ausgezeichnete Eigenschaften sind ihnen gemeinsam. Madame d'Épinay ist die Freundlichkeit selbst. Der Tag unserer Trennung wird für Grimm und seine Freundin traurig sein. Was mich betrifft, so unterscheide ich weder den Ort, noch die Zeit, noch die Umstände mehr, Ihre Abwesenheit hat alles gleichgültig gemacht; ich trage ein Gewicht auf der Brust, das mich drückt und manchmal zu ersticken droht. O meine Freundin, fühlten Sie nur die Hälfte meiner Schwermut, Sie widerständen ihr nicht. Da es Ihre Rückkehr allein ist, die mich trösten kann, wann also kommen Sie zurück? Als Daphnis seine Chloe wiedersah, nach einem langen, harten Trennungswinter, wurde es ihm schwarz vor den Augen, seine Kniee wankten, er schwankte, er wäre gefallen, wenn ihn Chloe nicht umfasst hätte, um ihn zu stützen. Es gibt Augenblicke, in denen ich vor Freude sterben könnte, wenn ein freundlicher Zauber Sie plötzlich neben mich stellte. Sicherlich könnten mich weder Schicklichkeitsrücksichten noch Respekt zurückhalten. Ich würde mich auf Sie stürzen, Sie mit aller Kraft umarmen, und würde so verharren, mein Gesicht auf Ihres gedrückt, bis mein Herz wieder zu schlagen begänne und ich die Kraft gewonnen hätte, mich von Ihnen zu entfernen, um Sie anzuschauen. Ich würde Sie lange, lange ansehen, ehe ich zu Ihnen sprechen könnte, ich weiss nicht, wann mir die Stimme wiederkehrte, und wann ich eine Ihrer Hände ergreifen

würde, um sie an meinen Mund, meine Augen, mein Herz zu drücken. Ich empfinde, während ich Ihnen von diesem Augenblick erzähle und mir ihn vergegenwärtige, ein Zittern in all meinen Gliedern, fast eine Ohnmacht. Ach, teure Freundin, wie liebe ich Sie und wie sollen Sie es fühlen, wenn wir wieder vereint sind.

Sind Sie nicht eine recht grausame Frau? Wäre ich an Ihrer Seite, so glaube ich — — Nun wohl, was täten Sie? — Ich sollte Sie schelten und möchte Sie küssen. — Denken Sie, mein letzter Brief nach Châlons ist Courteilles gegengezeichnet [es ist auch ein Paket dabei] und dieser geht auch dorthin, und seit vierzehn Tagen hätten Sie nichts von mir gehört, wenn Grimm nicht durch den Wunsch, unsere kleine Pianistin zu hören, aufgehalten und erst spät fortgereist wäre, dadurch habe ich Ihren zwölften erhalten, ihm den meinen übergeben, der nun, nachdem er Kuvert und Adresse gewechselt hat, zu Gillet abgeht. Machen Sie keine solchen Irrtümer mehr, ich bitte Sie darum. Nun, warum sagen Sie mir nichts, weder vom „Discours sur la satire des philosophes“ noch von der Tragödie Tancrède [12])? Guten Abend, meine Freundin, schönen guten Abend.

XVIII — 17. September 1760

Ich schreibe Ihnen in Eile. Einer unserer Maler fährt in einer Viertelstunde ab, er muss dieses Briefchen

nach dem Hôtel de Clermont-Tonnere mitnehmen. Ich schliesse ein Zauberwort hinein und frage Sie nichts mehr über die Vereinbarung zwischen dem Philosophen und unserer teuren Schwester. Ich hatte alle Ihre Briefe auf meinem Schreibtisch sorgfältig geordnet und wollte Ihnen all das beantworten, was ich zufällig übersehen habe; aber seit fünf oder sechs Tagen ist dieses Haus so geräuschvoll, dass man erst in vorgerückter Nachtstunde einen Augenblick zur Verfügung hat. —

Mir ist ein kleiner Unfall zugestossen. Ich ging um einen grossen Teich spazieren, auf dem Schwäne sind. Diese Vögel sind sehr eifersüchtig auf ihr Reich; sobald man sich ihm nähert, kommen sie mit ausgebreiteten Flügeln herbeigerauscht. Ich amüsierte mich damit, sie zu necken, und kaum waren sie an einem Ende ihres Reiches angelangt, so erschien ich ihnen am anderen. Zu diesem Zweck musste ich mit aller Macht laufen; das tat ich auch, als ich mit einem Fuss gegen eine Eisenstange stiess, die als Schlüssel für die Öffnungen diente, die man in der Nachbarschaft eingeschlossener Gewässer anbringt und die man Hydranten nennt. Der Anprall war so heftig, dass die Eisenstange an der Winkelstelle entzweigebrochen ist und beinahe auch meine Schuhschnalle. Das Schienbein ist mir aufgeschrammt und fast zerquetscht. Das hinderte mich nicht, über meinen Fall zu scherzen, wegen dessen ich in Pantoffeln, das Bein auf einen Schemel gelegt, dasitze. Man hat diesen Augenblick der Gefangen-

schaft und der Ruhe ergriffen, um mich zu malen, und macht ein bewundernswürdiges Porträt von mir. Ich bin mit blossem Kopf im Hausanzug dargestellt, in einem Sessel sitzend, der rechte Arm unterstützt den linken und dieser stützt den Kopf, mein Hals ist entblösst, und mein Auge schweift in die Ferne, wie bei einem, der nachsinnt. Auf dieser Leinwand sinne ich wirklich, ich lebe, atme, bin beseelt, man sieht die Gedanken hinter der Stirn arbeiten. Man malt Madame d'Épinay als Pendant, das sagt Ihnen mit einem Wort, für wen die beiden Bilder bestimmt sind. Sie stützt sich auf einen Tisch, die Arme lässig einen über den anderen gekreuzt, den Kopf ein wenig gewendet, als ob sie einen von der Seite betrachtet; ihre langen, schwarzen Haare sind von einem Bande zurückgehalten, das die Stirn umschliesst, einige Locken sind unter dem Bande hervorgeschlüpft. Die einen fallen auf den Hals, die anderen fliessen über die Schultern und erhöhen ihre Weisse. Ihre Kleidung ist einfach und nachlässig. — Ich glaubte, diesen Abend nach Paris zurückkehren zu können, aber mein Unfall und diese Porträts werden mich bis Sonntag hier zurückhalten. Sonntag werden wir alle abreisen. Grimm wird Dienstag nach Versailles fahren, Madame d'Épinay Montag nach Grandval, ich werde in Paris bleiben. Ich bin in dem Moment nach La Chevrette gekommen, als Saurin abreiste, um nach Montigny zu Trudaine zu fahren; wir haben zwei oder drei reizende Briefe von ihm erhalten, halb in Versen, halb in Prosa.

In einem davon, ich glaube im letzten, machte er unter dem Vorwand, mich vor der Gefahr zu warnen, zu nahe in grosse, schwarze Augen zu schauen, Madame d'Épinay eine feine Liebeserklärung. Das hat sie erst ein wenig besorgt gemacht. Ihre Sorge bildete das Thema einer unserer Unterhaltungen, wo unter anderen vorzüglichen Reden, die sie mir hielt, ich nur eine behalten habe, die ich Sie bitte, Ihrer Schwester wiederzuerzählen. Ich wiederholte ihr, was diese Schwester mir im Palais-Royal geantwortet hat, als ich ihr eines Tages riet, einen Menschen, den man nicht an sich fesseln wolle, sofort offen abzuweisen. Sie sagte, man mache sich lächerlich, wenn man Huldigungen zurückweise, die man übersehen könne und die noch nicht ausgesprochen worden seien. Madame d'Épinay antwortete, es sei besser, sich einer Lächerlichkeit auszusetzen, als das Glück eines ehrenwerten Mannes zu vernichten. Das ist ein recht verwickelter Satz, aber Sie werden ihn schon herausbringen. Adieu, meine holde Freundin, ich umarme Sie von ganzem Herzen. Meine zärtlichsten Gefühle sind für Sie, meine respektvollsten für Madame Le Gendre.

P. S. Man stört mich ständig, und ich weiss nicht, was ich schreibe. Ich werde keine Gelegenheit versäumen, Ihnen von mir Nachricht zu geben. Ich erwarte von Ihnen in einem meiner Briefe, den Sie noch nicht erhalten haben, die Erklärung eines „Wenn“, von mehreren Punkten gefolgt; Sie sollen mir auch sagen, was Ihre Reise nach Châlons hat verhindern

können. Ich ersehe aus dem Brief in Geheimschrift, dass Madame Le Gendre unaufhörlich bei Ihnen ist und sein wird. Ich bin so anmassend, so ungerecht, so eifersüchtig geworden; Sie sagen mir soviel Gutes von ihr, Sie werden so ungeduldig, wenn man einen Fehler an ihr entdeckt, dass .... Ich wage nicht zu vollenden und schäme mich dessen, was in mir vorgeht, aber ich kann es nicht verhindern. Ihre Frau Mutter sagt, dass Ihre Schwester die liebenswürdigen Frauen liebt, und es ist sicher, dass sie Sie sehr liebt. Adieu, ich bin toll. Möchten Sie, dass ich es nicht wäre? Adieu, adieu. Werde ich dieses traurige Wort noch lange zu sagen haben?

XIX Den ... September 1760

Ich leide dieselbe Sehnsucht wie Sie. Abbé Galiani ist eingetroffen. Seine Schnurren amüsieren mich nicht mehr so wie früher, ich fühlte mich zwischen Grimm und seiner Freundin wohler. Grimm hat Madame d'Épinay ein wenig verstimmt. Er widersprach der Ansicht eines unserer Bekannten, Venel genannt, nicht genug, der behauptete, man müsse seinen Freunden gegenüber die gewissenhafteste Rechtlichkeit bewahren, aber es wäre eine Torheit, Fremde besser zu behandeln als sie uns. Wir, sie und ich, bestanden darauf, man müsse ehrenhaft gegen jeden sein, sei er, wer er wolle. Der Abbé Galiani hat mir sehr missfallen, als er bekannte, niemals in seinem Leben ge-

weint zu haben, und dass der Verlust seines Vaters, seiner Brüder, seiner Schwestern, seiner Geliebten ihm keine Träne gekostet hätte. Mir schien, dass dieses Bekenntnis Madame d'Épinay nicht weniger abgestossen hat. De Saint-Geni hat eine schwache Brust, und er ist mit einer Bureauarbeit belastet, die ihn töten wird. Das „wenn", von dem ich Ihnen spreche, ist keineswegs ein Zweifel, es ähnelt eher einem Wunsch; es ist die Folge einer grossen Lobrede auf Ihre Schwester. Ermahnen Sie mich nicht mehr zur Mässigkeit; seit ein paar Tagen esse ich sehr wenig. Der „Discours sur la satire des philosophes" ist nicht von de Saint-Lambert, noch „l'Épître de Satan à Voltaire" von Palissot, sondern ersterer von einem M. de Resseguier, der vor einigen Jahren wegen sehr heftiger und sehr guter Verse gegen den König und Madame de Pompadour in die Bastille wandern musste. Abbé d'Olivet ist der Verfasser der schlimmen Epistel und M. de Pompignac der Zensor. Man hat dies durch die Frauen herausgebracht.

Ihre junge Frau von Sandrin ist eine Törin. Gestern abend wurde zweierlei gesagt, was mich frappierte. Erstens, im Alter von achtzehn Jahren, dem Alter, in dem man die religiösen Gelübde ablegt, werden ziemlich häufig junge Personen beider Geschlechter von einer tiefen Melancholie befallen. Zweitens, dass man nur in den abergläubischen Gegenden zärtlich zu lieben verstände. Nun komme ich auf die Tirade Ihrer Schwester gegen die Männer oder vielmehr gegen

mich zurück. Die mildernde Einschränkung, mit der sie schliesst, bedeutet gar nichts. Die Höflichkeit nimmt immer den aus, zu dem man spricht, aber nur die Albernheit würde sich wirklich ausgenommen wähnen. Diese Frau ist ungerecht und eitel. Sie möchte einen Liebhaber; dieser Liebhaber müsste vollkommen und ihr ganz und einzig ergeben sein; und er müsste sich genügend belohnt fühlen durch die Ehre, ihr dienen zu dürfen. Die Religion fordert weniger von uns.

Wir haben die vier Schwestern hier gehabt; alle sind reizend, besonders aber Jeannette. Sie ist es, die singt, malt und Klavier spielt wie ein Engel. Ich wünschte, Sie könnten sie sehen. Man hat vielleicht am Klavier ebensoviel und mehr Talent gesehen, aber selten soviel Bescheidenheit und Unschuld. Man sieht ihr mit noch grösserem Vergnügen zu, als man sie hört. Aber erstaunlicher ist ihre Gleichgültigkeit gegen die Lobsprüche, die ihre Talente ihr einbringen. Man könnte meinen, sie rühme sich noch einer geheimen Gabe ihres Inneren, die man nicht kennt, und die vielmehr Bewunderung verdienen würde. Es ist wie bei einer schönen Frau, die eine grosse Seele besitzt und die man ihrer Schönheit halber rühmt. Sie dankt Ihnen so kalt, so verächtlich. Es ist, als wolle sie uns sagen: „Sie halten sich nur an die Schale, Sie übersehen den Kern.“ Ich wette, wenn Sie diese Stelle Ihrer Schwester vorlesen, wird sie sich darin erkennen. Diese Frau ist eitel, sage ich Ihnen; trotzdem will ich zugeben,

dass dies Bild ihr ein wenig gleichsieht; ich kann es mir nicht verhehlen. Mag sie von Philemon und Baucis sagen, was ihr gefällt, ich werde ihr mit der Zeit beweisen, dass die treuen und beständigen Liebhaber häufiger wären, wenn sich Frauen, die meiner Sophie gleichen, öfters fänden.

Hüten Sie sich wohl, meinen Freund nach dem äusseren Anschein zu beurteilen. Ich kann den Vorzug nicht annehmen, den Sie mir vor ihm zuerkennen.

Sie wollten also, dass Aménaide und Tancrède glücklich würden. Nun, so hören Sie. Ich habe schon gegenüber von Saurin behauptet, es müsse so sein, und der fünfte Akt, wie der Poet ihn gemacht habe, sei widersinnig. Grimm dachte auch wie ich, man hätte ebensogut dem Zuschauer Tränen der Freude als Tränen der Trauer entlocken können. Der „Spieler“ ist in den Händen von Argental, der ihn zu lesen gewünscht hat; wir werden hören, was er darüber sagt. Ich glaube nicht, dass unser heutiger Geschmack so beträchtliche Änderungen, wie Sie denken, erfordert. Zum Beispiel ist der Zuschauer auf den Geschmack der Dekorationen wohl vorbereitet . . .

Madame d'Épinay empfängt bezaubernde Briefe von Voltaire. In einem der letzten erzählt er, dass der Teufel der ersten Aufführung des Tancrède unter der Maske von Fréron beigewohnt habe, man habe ihn an einer Träne erkannt, die aus den Logen auf seine Nase geträufelt sei und die hörbar „zisch“ gemacht habe, wie auf heissem Eisen.

Ich tue gar nichts. Meine Seele ist krank und mein Fuss gebrochen. Das Porträt der Madame d'Épinay ist vollendet. Sie ist mit halb entblösster Brust dargestellt; einige Locken fallen über Hals und Schultern, die andern sind von einem blauen Bande, das ihre Stirn umschliesst, gehalten. Die Lippen sind halb geöffnet; sie atmet lebhaft, und ihre Augen sind sehnsuchtserfüllt. Es ist das Bild der Zärtlichkeit und Wollust.

Wir hatten heute zu Tisch eine Frau in Männerkleidung. Es war eine Madame Gondoin, hübsch wie eine Rose. Ich sass neben ihr, und wir haben viel geplaudert. Sie starb fast vor Lachen über ein Scherzwort, das ich zu unserem Pfarrer sagte, nämlich dass man ihn drei Monate hintereinander küssen könnte, ohne zweimal dieselbe Stelle zu berühren. Und ebenso über ein anderes, bei Gelegenheit eines Menschen, der behauptete, es gäbe in unserer Gesellschaft mehr Dummköpfe als irgendwo anders. Ich fügte hinzu, dass dieser Mann zählen könne so lange er wolle, er würde immer einen Dummkopf vergessen. Man ist auf dem Lande so offenen Geistes, dass es nur eines Nichts bedarf, um viele zu unterhalten, besonders wenn man keine bekümmerte Seele hat.

Sie erwarten also Madame de Salignac gegen Anfang Oktober. Ich fürchte, dass Sie sich verrechnen und dass sie erst in den ersten Tagen des November kommt. Was mich betrifft, erwarte ich Sie nicht früher. Es sind einige Künstler bei uns eingetroffen, unter

ihnen M. de Lalive. Mein Porträt stand auf der Staffelei; sie sprachen alle davon als von einer sehr schönen Arbeit, sowohl was Ähnlichkeit, als was die Stellung, die Zeichnung, die Farbe und die Lebendigkeit betrifft. Während dessen stand die ältere Schwester der Malerin in einer Ecke und weinte vor Freude über das Lob, das man ihrer jüngeren Schwester zollte.

Wir fahren alle heut abend nach Paris. Ich werde am Montag Madame d'Épinay begleiten; sie will die Zeit zu Grandval verbringen, wo Grimm sich von ihr entfernen muss, um zu Hofe zu gehen. Wir werden Mittwoch zurückkehren; sie, um nach La Chevrette zurückzugehen, ich, um meine Sachen zu packen und Arbeiten für den Rest der Saison herauszusuchen, den ich bei Madame d'Aine verbringen werde. Bleiben Sie weiter recht wohl. Lieben Sie mich, sagen Sie es mir; lieben Sie mich zärtlich, sagen Sie es mir oft. Der Schmerz hat sich meiner Seele bemächtigt, und wenn Sie es leiden, dass er sich dort einnistet, so wird es, fürchte ich sehr, für immer sein. Wenn ich selbst, wie Ihre Schwester annahm, schuldig gewesen wäre, gab es keine bessere, ehrenvollere Rolle als mich anzuklagen? Adieu. Meine Empfehlungen Ihrer Frau Mutter. Ach Sophie, das Leben ist ein schlechtes Ding für zärtliche Seelen; sie sind von Kieselsteinen umgeben, die sie unaufhörlich verletzen und erkälten. —

Da bin ich an denselben Orten wie im vorigen Jahr. Fühle ich mich jetzt glücklicher? Nein. Wie denn? Dreissig Jahre der Erfahrung in der Vergangenheit genügen also nicht, um über die Zukunft zu enttäuschen? Der Schmerz überrascht mich immer und wenn die Freude kommt, scheint es mir, dass ich sie erwartet habe.

Wir haben alle La Chevrette am Sonntag Abend verlassen, und wir, Madame d'Épinay und ich, sind Montag zwischen ein und eineinhalb Uhr in Grandval eingetroffen, wo wir den Vater Hoop, den Baron, d'Alinville, Madame d'Aine und Madame d'Holbach angetroffen haben.

Madame d'Aine ist immer dieselbe. Wir haben diniert, Sie wissen, wie man hier diniert, es ist das einzige Haus, in dem ich abends starke körperliche Anstrengung und morgens Tee nötig habe.

Nach dem Diner sind die Frauen zurückgekommen. Wir haben sie ihren kleinen, vertraulichen Aussprachen überlassen, denn dieses Bedürfnis quält sie immer, wenn sie sich einige Zeit nicht gesehen haben; wir haben einen langen Spaziergang gewagt, obgleich die Erde nass war und der Himmel, der sich gegen Westen bewölkte, uns mit einem Gewitter bedrohte.

Ich habe die Hügel wiedergesehen, wo ich so oft Ihr Bild und meine Träumerei spazieren führte und Chenevières, welches das Gestade krönt, und Champigny,

das es amphitheatralisch schmückt, und meine traurige, sich schlängelnde Landsmännin, die Marne.

Man erzieht in Chenevières die beiden Töchter von Madame d'Holbach. Die ältere ist schön wie ein Cherubim, sie hat ein rundes Gesicht, grosse blaue Augen, feine Lippen, einen lachenden Mund, die weisseste und belebteste Haut, kastanienbraunes Haar, das eine hübsche Stirn umkränzt. Die jüngste ist ein dicker Ball, an dem man bis jetzt nur weiss und zinnoberrot unterscheidet.

Gegen sieben Uhr sind wir zurückgekommen und haben uns ausgeruht. Die Damen kleideten sich um — — —

Nach dem Abendbrot zogen sie sich zurück, und wir haben stehend, das Nachtlicht in der Hand, noch ein wenig philosophiert. Ein feines Gespräch könnte ich Ihnen wiedergeben, wenn ich die Musse dazu hätte. Es handelte sich um die Chinesen. Der Vater Hoop und der Baron sind von ihnen begeistert, und es ist Grund dazu vorhanden, wenn das, was man von der Weisheit dieses Volkes erzählt, wahr ist. Aber ich glaube nicht recht an die weisen Nationen.

Denken Sie sich unter anderem ein Volk, dessen Gesetze für tugendhafte Handlungen Belohnungen bewilligt haben und bei dem der Monarch einem Rat von Richtern unterworfen ist, die ihn streng tadeln, wenn er unrecht begeht, und die seine Geschichte bei seinen Lebzeiten schreiben.

Dieser Rat wird in China aus zwölf Mandarinen gebildet. Sie versammeln sich alle Tage. In ihrem Ver-

sammlungsraum befindet sich ein grosser, mit Eisen beschlagener Kasten, der oben mit einer Öffnung versehen ist, durch welche die mit Namen unterzeichneten Denkschriften hineingeworfen werden, die die Geschichte des Regenten bilden sollen. Diese Denkschriften bilden schon eine Sammlung von drei- oder vierhundert Bänden.

Der Vater des jetzt regierenden Kaisers wollte wissen, wie er in diesen Denkschriften behandelt würde. Diese Neugierde beweist einen schlechten Herrscher, ein guter hätte sie sicher nicht gehabt. Er lässt den geheiligten Kasten öffnen und findet die Ungerechtigkeit seiner Regierung dort mit den stärksten Farben gemalt. Sofort gerät er in Wut, er ruft das Haupt des Rates zu sich, wirft ihm seine tollkühne Dreistigkeit vor und lässt ihm den Kopf abschlagen. Diese Greueltat wird in der Denkschrift, die am nächsten Tage niedergelegt wird, nicht vergessen, und dem neuen Präsidenten des Rates wird abermals der Kopf abgeschlagen, den nächsten traf dasselbe Los. Der vierte begab sich vor den Thron des wilden Tieres, ihm ging ein Sklave voraus, der seinen Sarg trug, und also sprach er: „Du siehst, ich fürchte den Tod nicht, denn hier ist mein Kopf und die Bahre. Vergeblich suchst Du der Wahrheit Stillschweigen zu gebieten, immer wird eine Stimme übrig bleiben, die trotz Deiner spricht. Befiehl, dass man mich tötet; ich will lieber tot sein, als unter einem Herrn leben, der beschlossen hat, alle ehrlichen Männer seines Reiches zu erwürgen.“

Der Monarch, von der Unerschrockenheit des Mandarinen betroffen, kehrte um und wurde besser, und ich wette, als er besser geworden war, liess er den Kasten nicht mehr öffnen.

Ihnen, teure Freundin, berichte ich all meine unbedeutendsten Erlebnisse; höre ich etwas, das mir gefällt, so scheint es mir, dass mein Gedächtnis sich gern damit belastet, nur um Ihnen davon Mitteilung machen zu können.

Man sagte zur Ehre der Chinesen noch andere Dinge, die man mich zu glauben nicht geneigt fand. Ich behaupte, die Menschen sind fast überall dieselben, man müsse immer auf dieselben Tugenden und dieselben Laster gefasst sein.

XXI Den 30. September 1760

Gehen Sie mir, meine Freundin, Ihr Dém . . . war zu nichts gut. Er hatte nicht genügend Stoff in sich, weder um einen ehrlichen Mann, noch um einen Schurken daraus zu machen. Wenn er noch nicht vollkommen blöde ist, so wird er es bald werden. Übrigens genügt es, flüchtig die Handlungen und die Widersprüche der Menschen zu überblicken, um zu sehen, dass die meisten halb als Dummköpfe und halb als Tolle zur Welt kommen, ohne Charakter und ohne Physiognomie; sie entscheiden sich weder für das Laster, noch für die Tugend, sie verstehen es weder andere niederzustossen, noch sich für sie zu opfern,

und ob sie das Gute, ob sie das Böse tun, sie sind unglücklich und tun mir leid. Diese Ideen hängen mit andern zusammen, die ich gestern bei Tische, unvorsichtig genug, vortrug, denn sie waren eine starke Kost für unsere kleinen Mägen hier. Ich sagte, ich könne mich nicht enthalten, die menschliche Natur zu bewundern, selbst wenn sie abscheulich sei. Zum Beispiel, man verurteilt einen Mann Schmähschriften halber zum Tode, und am Morgen nach seiner Hinrichtung findet man an den Strassenecken noch aufreizendere angebracht. Man hängt einen Dieb, und in der Menge befinden sich andere, die stehlen und sich derselben Todesqual aussetzen, die sie dort vor Augen haben. Welche Verachtung des Todes wie des Lebens. Wenn die Bösen nicht diese Energie des Verbrechens hätten, würden die Guten auch nicht dieselbe Energie der Tugend haben. Wenn der schwächlich gewordene Mensch sich nicht mehr zu grossen Verbrechen hinreissen lässt, wird er sich auch nicht mehr zu grossen Heldentaten begeistern; wenn Sie ihn auf der einen Seite erheben wollen, erniedrigen Sie ihn auf der andern. Wenn Tarquinius nicht mehr wagt, Lucretia Gewalt anzutun, wird Scävola auch seine Hand nicht mehr auf glühende Kohlen legen. Es ist recht seltsam, man ist im ganzen recht unzufrieden mit den Dingen, aber man kann nicht daran rühren, ohne sie zu verschlimmern. Während der Unterhaltung über die menschliche Natur kam man zu dieser Frage: „Wie kommt es, dass die Dummköpfe stets ihr Glück machen und

dass die Klugen an allem scheitern, so dass man sagen könne, die einen seien von Uranfang an zum Glück, die andern zum Unglück bestimmt?" Ich antwortete, das Leben wäre ein Hazardspiel, die Dummköpfe spielten nicht lange genug, um den Lohn ihrer Dummheit, noch die Klugen, um den Lohn ihrer Umsicht zu ernten; sie werfen die Würfel in dem Augenblick fort, wo sich das Glück wenden wollte, so dass, nach meiner Theorie, ein glücklicher Tor und ein unglücklicher Weiser zwei Wesen sind, die nicht lange genug gelebt haben.

Ein Sprung der Einbildungskraft, sagen Sie? Eine unbedachte Lebhaftigkeit? Schön, schön. Aber schlechte Menschen, die unserm Glück schaden wollten, können sich auch nicht anders benehmen. So könnte es ihnen gelingen, dass ich meiner Sophie, meine Sophie mir gleichgültig, und meine Sophie ihrer Mutter hassenswert würde. Und wo steckt das Zartgefühl? Das ist ein leeres Wort, wenn es nicht bedeutet, die kleinen Dinge vorherahnen, die beleidigen, verletzen, betrüben, demütigen, schädigen könnten, für seine Freunde all die kleinen Rücksichten haben, die sie von Gleichgültigen nicht verlangen können, und die sie vergebens von der groben und wohlfeilen Gutmütigkeit der Philister verlangen, die dazu unfähig sind. — Sie müssen alle beide daran denken, dass ich Sie unaufhörlich mit dem Bilde vergleiche, das ich mir von Ihrem Geist und Ihrem Charakter gemacht habe, und das Mass, mit dem ich Sie messe, ist kein gewöhnliches. Die

meisten anderen würden dabei sehr klein erscheinen. Unbedeutende Stäubchen, die ich dem Pöbel nicht die Ehre antun würde, an ihm zu bemerken, werfe ich Ihnen streng vor, und ich wäre betrübt, wenn Sie mir gegenüber nicht dieselbe Strenge hätten. Ich will, dass Sie all das von mir erwarten, was Sie von Gott erwarten würden, wenn er meine Güte oder ich seine Macht hätte, und dass Sie jedesmal erstaunt sind, wenn ich Ihre Erwartung täusche. Wenn ich manchmal ein zanksüchtiger und schwieriger Liebhaber bin, so kommt es, weil ich vor Leidenschaft für Sie sterbe; wenn ich mich so oft gegen Ihre Schwester erbose, so kommt es, weil niemand auf der Welt sie höher schätzt als ich. O Kinder! Ihr würdet mir an dem Tage recht gleichgültig geworden sein, wo ich Euch sagen und tun liesse, was Euch beliebte. Ich liebe die, die mich schelten, und ich schelte leicht, die ich liebe, und wenn ich nicht mehr schelte, so liebe ich nicht mehr. . . . . Ja, teure Freundin, ich werde in Grandval alle wiederfinden, die ich verlassen hatte, ausser d'Alinville, aber ich werde nichts von allem, was Sie vermuten, tun; ich werde trinken, essen, schlafen, am Abend werde ich philosophieren, alle Morgen werde ich Sie vermissen, und manches Mal am Tage werde ich unbescheiden seufzen. Madame d'Holbach wird es bemerken und darüber lachen. Madame d'Aine wird sagen, wenn das so fortgeht, müsse sie mich aus reinem Mitleid ertränken lassen. Ich werde mich dort nicht lange aufhalten, und am St. Martinstage werde

ich in Paris sein, wo ich vor Schmerz sterben werde, wenn ich Sie nicht antreffe . . .

Was die Schwäne angeht? Fürchten Sie nichts, ich werde in meinem Leben nicht mehr mit ihnen laufen, der liebe Abbé Galiani auch nicht, er hatte sich damit amüsiert, sie zu reizen, sie haben ihn auf dem Strich, und sobald sie ihn nur von weitem bemerken, breiten sie die Flügel aus und schiessen, einen lauten Schrei ausstossend, mit gestrecktem Hals und weit offenem Schnabel herbei; er kann nicht wagen, sich dem Bassin zu nähern. Sie haben Puff beinahe verschlungen. Puff ist ein Hündchen der Madame d'Épinay, das nicht seinesgleichen an Geist und Artigkeit hat, er ist ein Wunder für sein Alter. Darum glauben wir auch nicht, dass er leben bleiben wird. . . . . Sind Sie nicht überrascht, dass ich Ihnen schon seitenlang schreibe, ohne Grimm mit einem Worte zu erwähnen? Das kommt daher, meine Freundin, dass er seine Reisen so fein einrichtet, dass er in dem Augenblick La Chevrette verlässt, in dem ich eintreffe. Wirklich, hätte er die Absicht, mich in seine Liebste verliebt zu machen, so könnte er nicht anders handeln. Sie verstehen, dass ich scherze, er ist viel zu ehrenhaft, um solche Absicht zu haben, und ich bin es auch, um darauf einzugehen, selbst wenn er sie hätte. Und dann ist er so eingehüllt in seine Beschäftigungen und seine Memoiren, dass man kaum seine Nasenspitze sieht. Ihm bleibt kaum ein Moment zur Freundschaft, und ich weiss nicht, wann die Liebe den ihren erspähen

kann. Wir, sie und ich, gingen heute morgen ein wenig zusammen spazieren. Ich fand, dass sie gestern abend kummervoll aussah und fragte sie um die Ursache. Es war eine solche Geringfügigkeit, dass ich ihr sagte, sie seien beide sehr glücklich, dergleichen noch nach vier Jahren so schwer zu empfinden. „Sie prüfen sich also noch so genau? Sie sind also noch miteinander wie am ersten Tage? Nun, meine Freunde, so hüten Sie sich wohl, einander zu heiraten.“ Am Nachmittag gingen wir wieder spazieren, sie und er, Madame d'Houdetot und ich. Ich vergass, Ihnen zu sagen, dass ich meine Nachbarin ein wenig berauscht gemacht hatte, das heisst, ich fand den Weisswein sehr gut, ich ging verschwenderisch damit um, und meine Nachbarin wurde sehr heiter. Madame d'Houdetot macht sehr hübsche Verse, sie trug mir einige vor, die mir viel Vergnügen machten. Alles ist von Einfachheit und Zartheit erfüllt. Ich wagte nicht, sie darum zu bitten, aber wenn ich ihr den „Hymnus auf die Brüste“ entreissen kann, der von Feuer, Glut, Bildern und Sinnlichkeit glänzt, so sende ich ihn Ihnen. Obwohl sie den Mut hatte, ihn mir zu zeigen, hatte ich doch nicht den Mut, sie darum zu bitten . . . Ist noch nichts über Ihre Rückkehr bestimmt? . . . . Ich fürchte, Sie werden mich ein wenig verändert finden. Man sagt, ich hätte die Miene eines Menschen, der immer nach etwas sucht, das er nicht finden kann. Das ist übrigens die Miene, die ich haben muss. Wären Sie hier, so würde Ihre Gegenwart mich aufrecht halten.

Wenn mich Kummer drücken würde, so ginge ich zu meiner Freundin und vergässe ihn bei ihr. Warum haben Sie mich verlassen? Die Melancholie fand meine Seele geöffnet, sie trat ein, und ich glaube nicht, dass man sie völlig wieder hinausweisen kann. Sie missfällt mir gar nicht so sehr, und dann, was tut es? Ich werde weniger fröhlich oder gar traurig sein, wie es Ihnen beliebt, aber ich werde Sie darum nicht weniger lieben. Meine Zärtlichkeit wird eine dunkle Färbung annehmen, die gar nicht schlecht zu diesem Gefühl passt. Meine Freundin, alles in der Welt kann sich wandeln, alles, auch Sie nicht ausgenommen, alles, nur nicht die Leidenschaft, die ich für Sie hege .... Wir hatten zwei Gäste, auf die wir nicht zählten, alle beide ausgezeichnet, Saurin und den Pfarrer von La Chevrette. Sie kennen Saurin, über ihn sage ich nichts. Unser Pastor ist einer der besten Köpfe, die es gibt, ich kenne keinen Mann, dessen Gefühle sich so lebendig auf seinem Antlitz spiegeln; er ist vielleicht der einzige, der eine ausdrucksfähige Nase hat, er lobt mit der Nase, er tadelt mit der Nase, er urteilt mit der Nase, er weissagt mit der Nase. — Grimm behauptet, wer sich auf die Nase des Pfarrers verstehe, habe eine grosse Abhandlung über Moral gelesen. Die Unterhaltung war sehr wechselnd. Madame d'Houdetot fragte mich vom andern Ende der Tafel her, wo denn meine Flasche geblieben sei. Ich antwortete, Sie müsse das besser wissen als ich. Man fand, ich sei gar nicht so unglücklich, da ich guten Wein trinken und meine Nachbarin berauschen könne

.... O Weiber, Weiber! Werdet Ihr immer irgendwo Weib bleiben? Wird sich der Sprung, den die Natur Euch gelassen hat, nie ganz schliessen? Ich habe mir das Lachen nicht verhalten können über all die Mühe, die Sie sich um einen Firlefanz gemacht haben. Ich weiss wohl, was Sie darauf antworten werden, aber ich weiss auch, wie leicht man sich selbst betrügt. Ich wünschte wohl, dass Sie und die liebe Schwester unsere Plaudereien hier teilen könnten. Was die Chinesen betrifft, wissen Sie, dass die Ehrungen bei ihnen zurückgreifen, aber sich niemals vererben? Die Kinder sind es, die ihre Eltern ehren und adeln, aber nicht die Eltern ihre Kinder. Meiner Treu, das ist wieder sehr weise. Wir sind grössere Dichter, grössere Philosophen, grössere Redner, grössere Architekten, grössere Astronomen, grössere Mathematiker als die Völker dort, aber sie verstehen besser als wir die Wissenschaft des gesunden Menschenverstandes und der Tugend. Sollte etwa zufällig dies die erste Wissenschaft sein, dann hatten sie ein Recht zu sagen, sie allein besässen zwei Augen, wir dagegen eines und der Rest der Erde sei blind.

Ja, ich kenne die „Interêts de La France malentendus“[13]). Es ist ein Buch, das Erfolg hat. Gaschon lud mich einmal mit dem Verfasser zum Mittagsessen ein. Dieser Mann kennt ziemlich genau die Übelstände, aber er versteht nichts von den Heilmitteln. Er macht ziemlich richtige Beobachtungen, die einen unterrichteten Mann verraten, der aber ohne eigenartigen

Geist ist. Er kennt eine Welt von Dingen und weiss nichts damit anzufangen, und das Genie versteht eine Welt aus dem Nichts zu erschaffen.

XXII Grandval, den 14. Oktober 1760

Warum höre ich kein Wort von Ihnen? Ach, meine Freundin, Ihre liebe Schwester ist bei Ihnen, Sie vergessen mich, Sie vernachlässigen mich. Ich bin Donnerstag Nachmittag abgereist, um mich nach Grandval zu begeben, ich hatte recht vermutet, man erwartete mich nicht mehr, und man verlästerte mich; um so zufriedener war man, mich zu sehen . . . Die Nacht von Freitag auf Sonnabend hat es sehr geregnet, noch mehr am Sonnabend Morgen, die Erde war aufgeweicht und unsere Damen zogen vor, zu Hause zu bleiben, als sich ihre Schuhe nass zu machen und vielleicht im Schlamm stecken zu lassen und mit nackten Füssen zurückzukehren. Also sind Vater Hoop und ich allein spazieren gegangen von dreieinhalb Uhr bis sechs. Der Mann gefällt mir mehr als je. . . . Beim Plaudern über die Güter des Lebens fragte ich ihn, welches er am höchsten auf der Welt schätze. Nach einem kleinen Augenblick Besinnen sagte er: „Dasjenige, welches mir stets gefehlt hat, die Gesundheit." . . . . „Mit was," fragte ich ihn, „haben Sie sich in Ihren ersten Jugendjahren beschäftigt?" „Mit dem Studium der Medizin," antwortete er mir. „Aber warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?" „Weil man

entweder unbeachtet in der Menge bleiben oder den Scharlatan machen muss, um emporzusteigen.“ „Es ist aber recht hart, auf seinen Beruf zu verzichten, nachdem man soviel Ausgaben dafür gemacht hat.“ „Es ist aber noch härter, in Dürftigkeit zu bleiben und zu schmachten oder betrügen zu müssen.“

Diese Unterhaltung brachte uns auf die sichersten Mittel, reich zu werden. Ich sagte ihm, meiner Meinung nach sei das sicherste Mittel, in der Folge etwas zu werden, der Entschluss, vorerst nichts zu sein. Bei dieser Rede erinnerte ich mich einer anderen, die ich einem jungen Ehrgeizigen hielt, der nicht wusste, womit beginnen. „Sie können lesen?“ „Ja.“ „Schreiben?“ „Ja.“ „Ein wenig rechnen?“ „Ja.“ „Und Sie möchten um jeden Preis reich werden?“ „Beinahe.“ „Nun wohl, mein Freund, so werden Sie Sekretär bei einem Generalsteuerpächter.“ So, meine gute Freundin, ging unsere Unterhaltung, sie hat Sie voriges Jahr amüsiert, warum sollte sie Sie jetzt langweilen?

Nach dem Studium liebt er das Reisen am meisten, er würde noch gern heut bei seinem Alter reisen. Was mich anlangt, so billige ich nur, dass man sich vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre aus seinem Lande entfernt. Ein junger Mann muss aus eigener Anschauung erfahren, dass es überall Mut, Talente, Weisheit und Betriebsamkeit gibt, damit er das Vorurteil ablege, alles sei auswärts schlechter als in seinem Vaterlande. Ist diese Zeit vorüber, dann soll er seiner Frau, seinen Kindern, seinen Mitbürgern,

seinen Freunden, den Menschen, mit denen ihn süsse Bande verknüpfen, gehören. Diese Bande haben eine sesshafte Lebensweise zur Voraussetzung. Ein Mann, der sein Leben auf Reisen verbringt, kommt mir vor wie einer, der sich damit beschäftigt, vom Morgen bis zum Abend vom Boden nach dem Keller herab- und vom Keller zum Boden heraufzusteigen, alles prüfend, was seine Gemächer verschönt, aber sich keinen Augenblick Zeit gönnend, bei denen, die das Haus mit ihm bewohnen, niederzusitzen. Das war im grossen und ganzen unser Spaziergang, wenn Sie eine gewagte Anekdote ausnehmen, die sich, ich weiss nicht wie, zwischen recht ernsthaften Dingen einschlich.

Er machte einen Entbindungskursus bei einem berühmten Manne, Grégoire genannt, mit. Dieser Grégoire glaubte ernsthaft daran, ein Kind, welches stürbe, ohne dass man ihm einige Tropfen kaltes Wasser auf den Kopf gesprengt habe, wobei man einige Worte aussprechen muss, sei in der andern Welt sehr zu beklagen. Darum taufte er bei allen schwierigen Geburten das Kind im Mutterleib, jawohl, im Mutterleib. Wissen Sie, wie er sich dabei benahm? Erst sprach er folgende Formel aus: „Kind, ich taufe dich.“ Dann füllte er seinen Mund mit Wasser, das er passend anwandte, indem er es soweit als möglich verspritzte, dann wischte er sich die Lippen mit einer Serviette und sagte: „Es braucht nur den hunderttausendsten Teil eines Tropfens, um damit einen Engel zu machen.“

Der Baron und Madame d'Aine sind fast zur selben Zeit wie wir zurückgekehrt. Wir haben ein Spielchen gemacht und dann gut soupiert. Nach dem Abendbrot ein wenig Plauderei und dann Gutnacht.

XXIII Grandval, den 15. Oktober 1760

Ein ständiger Landregen sperrt uns in die Zimmer. M^me^ d'Holbach verdirbt sich die Augen mit Sticken, M^me^ d'Aine verdaut, behaglich auf ihre Kissen hingegossen, und Vater Hoop, die Augen halb geschlossen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, die Hände an die Knie geschmiegt, träumt, scheint mir, vom Ende der Welt. Eingehüllt in seinen Schlafrock, verschönert durch eine Nachtmütze, liest der Baron, und ich, ich gehe auf und nieder, auf und nieder. Ich trete ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen und glaube, der Himmel zerfliesst zu Wasser, ich sehe es und verzweifle. —

Ist es glaublich, dass ich vierzehn Tage lebe, ohne von Ihnen gehört zu haben? Haben Sie mir denn nicht geschrieben? Oder hat Damilaville unsere Abrede vergessen? Oder wird der Bote, der Ihre Briefe in Charenton empfangen, sie hierherbringen und die meinen mitnehmen sollte, von dem schlechten Wetter zurückgehalten? So sei es. Wenn ich bei meinen Vorwürfen zwischen Menschen und Göttern zu wählen habe, gebe ich den Göttern den Vorzug. Es sind fast zwei Meilen von hier nach Charenton, die Wege sind ungangbar,

und der Himmel ist so launisch, dass man keine Stunde ausgehen kann ohne Gefahr zu ertrinken. Trotzdem bin ich recht verdriesslich, wenigstens sagt M^{me} d'Aine mir so etwas ins Ohr. Streitfragen, die mich äusserst interessieren würden, wäre ich zufrieden gestimmt, berühren mich fast nicht. Der Baron hat gut sagen: „Auf, Philosoph, wachen Sie auf"; ich schlafe. Vergeblich redet er mir zu: „Kommen Sie, seien Sie vergnügt mit uns, anderwärts ist man sicherlich vergnügt genug ohne Sie." Ich glaube kein Wort davon. Da er aus mir nichts herausbringt, fängt er mit Vater Hoop an: „Nun, alte Mumie, worüber brüten Sie denn so tief?" „Ich brüte über einer recht seltsamen Idee." „Und die wäre?" „Dass es einen Augenblick gab, wo es an einem Haar hing, ob Europa den geistlichen Hirten und den weltlichen König in derselben Person vereint gesehen hätte und so für lange Zeit unter die geistliche Herrschaft zurückgefallen wäre." „Wann und wieso?" „Damals, als man darüber beschloss, ob man den Priestern die Heirat erlauben sollte oder nicht. Die Väter des Konzils der Dreissig, in ihre kleinen Rücksichten auf die geistliche Disziplin eingesponnen, waren weit entfernt, die ganze Wichtigkeit der Sachlage zu fühlen." „Meiner Treu, ich fühle sie nicht mehr als sie." „So hören Sie. Hätte man den Priestern die Ehe erlaubt, würde nicht dann sicherlich der verehelichte König sich zum Priester ernannt haben? Und wahrscheinlich hätte, der ewigen Wirrungen müde, welche die geistlichen Häupter den

Herrschern bereiten, einer sie dadurch geendigt, dass er in seiner Hand die geistliche und weltliche Würde vereinte. Und glauben Sie mir, dies Beispiel, einmal gegeben, hätte Nachfolger gefunden!" „Verstehe ich recht, Vater Hoop, der König sollte Messe lesen und die Predigt halten?" „Ja, gnädige Frau, so gut wie ein anderer. Der geweihte König liesse seinen Sohn weihen, die Prinzen von Geblüt liessen sich und ihre Kinder weihen. Dann würden Sie heute alle Grossen den Orden verpflichtet sehen; das ganze Volk zerfiele in zwei Klassen. Die eine, adlig und geistlich zugleich, würde alle wichtigen Ämter der Gesellschaft inne haben, sie würde die Achtung für sich gewinnen, die man der Würde, der Geburt und den Talenten zollt. Die andere töricht, stumpfsinnig, sklavisch, erniedrigt, würde zu den gewöhnlichen Arbeiten gezwungen sein, und die doppelte Autorität der Gesetze und des Aberglaubens würde sie unaufhörlich unterjochen. Bald hätte sich die Wissenschaft in den Schoss der edlen und geistlichen Familien zurückgezogen; Priester und Richter ihres Volkes wären die Grossen, auch seine Ärzte, seine Astronomen, seine Theologen, seine Rechtskundigen, seine Geschichtsschreiber, seine Dichter, seine Mathematiker, seine Chemiker, seine Naturforscher, seine Musiker. Eifersüchtig auf das Licht, das sie, wie bald, der Menge missgönnten, fänden sie kein sichereres Mittel, es ihren Kindern zu bewahren, als die Geheimsprache und die geheiligte Schrift. Die Hieroglyphen würden mit dem Schweigen und dem

Mysterium der alten Schulen ihren Einzug halten; die Torheit der Massen wüchse mit der Zeit. Die Hieroglyphen, zuerst nur ein Symbol, würden zum Götzen für das Volk, das nach und nach zu den Abgeschmacktheiten des ägyptischen Aberglaubens herunterstiege, und Gott weiss, wie es sich jemals daraus rettete. Es gibt Revolutionen, die unwichtigere Ursachen und seltsamere Wirkungen hervorgebracht haben. Wie dem auch sei, das Magiertum der alten Perser hatte vielleicht keinen anderen Ursprung. — Wäre dies alles geschehen, dann, meine Tochter, gingest du mit einem Priester zu Bett und brächtest kleine Geistliche zur Welt."

Wie manche Dinge für und wider diese Idee hätte ich sagen können, wäre ich bei der Sache gewesen. Aber mein Geist ist von Unruhe ergriffen, und ich kann mich von ihr nicht befreien. — —

Kommt doch, kommt, Ihr Briefe meiner Freundin, gebt mich meinen Freunden, ihren Unterhaltungen, den Vergnügungen dieses Hauses wieder.

Beide stimmen darin überein, das geistliche Regiment für das schlimmste von allen zu halten, und ihre Gründe geben mir zu denken: „Es gibt keine härtere und unumschränktere Herrschaft, als die im Namen der Götter ausgeübt wird. Die Menge der Vorurteile und des Aberglaubens wachsen dank der Begehrlichkeit der Priester, sie werden zuletzt ungeheuerlich, sie werden eine Last, unter der Freiheit und Vernunft gleichmässig ersticken. — Je grösser das Missver-

hältnis und der Abstand zwischen dem Herrschenden und dem Gehorchenden wird, um so wohlfeiler werden der Schweiss und das Blut der Untertanen, um so grausamer lastet die Dienstbarkeit. Überall, wo Priester zugleich Herrscher waren, bleibt, auch wenn sie heute nichts mehr als Priester sind, in der grossen Ehrfurcht, die das Volk ihnen noch zollt, eine Spur, die deutlich zeigt, bis zu welchem unwürdigen Übermass sie einst getrieben wurde, als die Priester noch das Szepter in einer, das Weihrauchfass in der anderen Hand, zum Thron und zum Altar stiegen, um sich an der Seite Gottes niederzulassen. In mehreren Gegenden Asiens gibt es noch eine Art Mönche, die aus ihrer Einsamkeit hervorkommen und sich in den Städten zeigen. Sie sind ganz nackt; so wandern sie durch die Strassen und läuten ein Glöcklein, und Frauen jeden Standes drängen sich in Menge um sie, stürzen ihnen demütig zu Füssen und küssen ihnen andächtig eine Körperstelle, die der Anstand zu nennen verbietet." „Und, Vater Hoop, Sie wagen wirklich zu glauben, ich ginge hin, wenn ich in diesem Lande lebte?" — „Ob Sie hingingen, gnädige Frau, potztausend, natürlich glaube ich es, geht doch die Königin selber hin." Da liegen sich unser Schotte und Madame d'Aine in den Haaren und sagen sich die tollsten Dinge. „Solch ein hässliches Meerschweinchen, nein, hässlicher noch, älter, runzliger, schmieriger! Und wer weiss, wo es herumgekrochen ist?" — „Die Frömmigkeit macht keine solchen Betrachtungen." — „Oh, aber ich würde sie

machen, ich gewiss, wenn ich das durchmachen sollte. Ich versichere Sie, ich würde ihn zuvörderst durch meine Zofe wie ein Spanferkel abbrühen lassen. Ja, ganz gewiss." — „Aber", fügte Vater Hoop hinzu, „ohne gerade so weit zu gehen, könnten Sie einmal beim kleinen Unterpfarrer von St. Roche anfragen, der behauptet, siebenmal die Woche Gott vom Himmel zur Erde herabzuziehen, sich mit ihm zu nähren und ihn Ostern zehntausend Personen zu essen zu geben, fragen Sie ihn doch, was er von seinem göttlichen Amt hält im Vergleich zu dem einer Magistratsperson, eines Prinzen, eines Fürsten. Sein Richterstuhl ist wahrlich nicht prächtig; eine armselige Kiste lehnt er sich an den kalten Pfosten einer Kirche; doch einmal darin, betrachtet er sich als Stellvertreter dessen, der eines Tages die Lebenden und die Toten richten wird. Ihm ist es gegeben, zu binden und zu lösen, freizusprechen oder zu verdammen; der Himmel bestätigt seinen Richterspruch, und seine Pforten öffnen oder schliessen sich nach seinem Belieben. Sieht er selbst den König ihm zu Füssen demütig seine Sünden bekennen, seine Vermittlung anflehen, die Busse auf sich nehmen, die er vorschreibt, welchen zu hohen Flug gibt es dann wohl für sein Selbstbewusstsein? Und käme zu dem Stolz auf so viel Vorrechte noch die Macht, Gesetze zu diktieren, Armeen zu befehlen und zu herrschen, was würden wir armseligen Sterblichen noch vor ihm bedeuten? Sehen Sie doch, wie die Jesuiten als Herrscher und Priester am Paraguay

mit ihren Untertanen verfahren. Diese Armen arbeiten ohne Unterlass und besitzen nichts. Wie geht es ihnen bei dem geringsten Vergehen? Der Pater ruft sie, macht ihnen ein Zeichen, sie entkleiden sich, werfen sich auf die Erde, erhalten hundert Peitschenhiebe, bekleiden sich wieder, danken dem guten Pater, grüssen ihn demütiglich, küssen die Spitze seines Ärmels und gehen zufrieden und heiter fort, falls sie dazu noch imstande sind.

XXIV

Jetzt ist ein furchtbares Gewitter mit Regen, Hagel und Schnee vermischt, und inmitten dieses Gewitters kommt eine ganze Karawane aus Sussy zu uns. Es sind etwa zehn oder zwölf, so dumm als lang. Der erste Augenblick war sehr geräuschvoll, aber nachdem die Liebkosungen, mit denen Frauen und Hunde sich zu überschütten pflegen, wenn sie sich wiedersehen, vorüber waren, hat man sich beruhigt und über tausend gleichgültige Dinge geplaudert. Beim Gespräch über Einkäufe und Möbel sagte der Baron, er bemerke die Verderbtheit unserer Sitten und den verminderten Geschmack der Nation auch an der Menge von Geheimmöbeln jeder Art. Ich dagegen sagte, ich sähe darin nur eins, dass man sich ebenso sehr als früher liebe und es sich ein wenig mehr zu schreiben pflege. Ein Fräulein d'Ette, früher schön wie ein Engel, der aber nichts übriggeblieben ist als der Geist eines Sprühteufelchens,

antwortete: um sich wirklich zu lieben, sei man jetzt viel zu zerstreut. Ich erwiderte, früher trank man mehr als jetzt, man spielte nicht weniger, man jagte, ritt, schoss, übte sich im Ballspiel, lebte in der Familie, hatte einen kleinen Kreis, besuchte das Wirtshaus, liess junge Leute in guter Gesellschaft nicht zu, die jungen Mädchen lebten fast klösterlich, auch die Mütter sah man kaum, die Männer waren auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Jetzt lebt man vermischt, lässt einen jungen Menschen von achtzehn Jahren zur Gesellschaft zu, spielt aus Langeweile, wohnt getrennt, die Kinder schlafen zusammen in einem Zimmer, die grösseren haben jeder ihr besonderes Zimmer; das Leben ist in zwei Beschäftigungen geteilt, die Galanterie und den Beruf. Man ist in seinem Zimmer oder in seinem Häuschen entweder mit seinen Klienten oder mit seiner Geliebten. Denken Sie nur, eine Nation würde plötzlich von einer allgemeinen Neigung zur Musik ergriffen, sicherlich hätte man nie vorher soviel schlechte Kompositionen gemacht, soviel falsch gesungen, soviel schlecht gespielt, aber dafür würden auch alle, die Talent für die Komposition oder für die Ausführung hätten, dazu veranlasst werden, es zu zeigen; nie vorher hätte man so gut musizieren gehört, nie so gut singen, niemals soviel schöne Weisen ersonnen. Nun die Nutzanwendung. Da der Geist der Galanterie allgemein ist, gibt es heute vielleicht mehr Schlüpfrigkeit, mehr Falschheit, mehr Sittenlosigkeit als je vor-

her; aber es gibt auch mehr Verlässlichkeit, mehr Aufrichtigkeit, mehr ehrliche Zuneigung, mehr Liebe, mehr Zartheit, mehr dauerhafte Leidenschaft als in früheren Zeiten. Die dafür geboren sind, herzlich zu lieben und herzlich geliebt zu werden, lieben herzlich und werden herzlich geliebt. So wird es sich auch bei jeder anderen Sache verhalten, je mehr Leute sich damit befassen werden, umsomehr wird es geben, die sie gut, umsomehr die sie schlecht machen. Wenn der Gesetzgeber ein Gesetz erlässt, was geschieht? Er gibt fünfzig Schlechten die Gelegenheit es zu übertreten und zehn Guten es getreulich zu beobachten. Die zehn Guten werden dadurch ein wenig besser, die fünfzig Schlechten ein wenig schlechter werden, und das Menschengeschlecht wird ein wenig mehr Tadel und ein wenig mehr Lob verdienen. Einem Volke Gesetze geben, das bedeutet, seine Energie für das Gute und das Böse erhöhen, das heisst, wenn man es aussprechen darf, es zu grossen Verbrechen und zu grossen Tugenden ermutigen . . . . Denken Sie, es gäbe unter uns einen Mann, der gewagt hätte, das Leben seines Fürsten anzugreifen, man hätte ihn ergriffen und ihn dazu verurteilt, mit eisernen Zangen gezwickt, mit kochendem Metall begossen, in glühendes Pech getaucht, auf die Folterbank gespannt, von Pferden zerrissen zu werden. Man hätte ihm diesen furchtbaren Urteilsspruch vorgelesen, er hätte ihn angehört und darauf kalt gesagt: „Der Tag wird hart werden“; sofort würde ich mir einbilden, es müsse auch neben mir eine Seele

vom Schlage des Regulus atmen, der, wenn es ein grosses allgemeines oder persönliches Interesse forderte, ohne zu erbleichen in die mit Nägeln bespickte Tonne einträte. Wie denn! Das Verbrechen sollte eines Enthusiasmus fähig sein, den die Tugend nicht erreichen könnte? Gibt es nicht vielmehr nur etwas auf der Welt, nämlich die Tugend, die einen wahrhaften und dauernden Enthusiasmus einflössen kann? Unter dem Namen der Tugend verstehe ich, wie Sie wohl begreifen, den Ruhm, die Liebe, den Patriotismus, in einem Wort alle Motive grosser und grossmütiger Seelen. Übrigens werden möglicherweise die zu kühnen Unternehmungen gestimmten Menschen nur durch von ihnen gar nicht abhängige Ursachen, der eine auf die Seite der Ehre, der andere auf die Seite der Schande geworfen. Wer bereitet uns unser Schicksal? Wer erforscht die Zukunft? . . .

Teure Freundin, hiermit will ich die philosophische Faselei lassen und Sie von angenehmeren Dingen unterhalten. — Als wir, der Vater Hoop, der Baron und ich, einen dieser Nachmittage mit einer Partie Billard beschäftigt waren, hörten wir das Geräusch eines leichten Wagens auf der Chaussee. Plötzlich öffnet sich die Tür des Billardzimmers, Madame d'Holbach tritt ein und fragt uns mit einer Freude, die ihr Gesicht wie eine Aureole umleuchtete: „Raten Sie, wen wir zum Besuch bekommen?“ Da wir niemand erraten können, der uns lieb genug hätte, sich bei solchem Wetter mit uns einzuschliessen, sagte sie:

„Es ist M. Le Roy.“ Wir eilten alle, ihn zu umarmen. Wenn Sie wissen, wie herzlich ich ihn liebe, so wissen Sie auch, wie süss es mir war, ihn zu sehen. Seit fast drei Monaten sehnte ich mich danach. Er hat die ganze Zeit in einem kleinen Ruhesitz verlebt, den er sich im Walde errichtet hat. Dieser Ruhesitz nennt sich „die Hütte“. Wehe den unschuldigen und jungen Bäuerinnen, die sich in der Nähe „der Hütte“ ergehen. Unschuldige und junge Bäuerinnen, flieht die Hütte! Dort wohnt der Satyr. Wehe der, die der Satyr nahe seiner Wohnung antrifft. Vergebens wird sie die Hände zum Himmel erheben, vergebens nach der Mutter rufen, weder der Himmel, noch ihre Mutter werden sie hören, ihre Schreie werden im Walde verhallen, niemand wird sie aus den Händen des Satyrs befreien, und hat sie so der Satyr nahe seiner Wohnung überrascht, so wird sie wiederkommen, um abermals überrascht zu werden. Führt der Zufall den Satyr wieder in ihre Nähe, wird sie sich wie das vorige Mal flüchten, aber viel langsamer, und vielleicht wird sie beim Fliehen das Köpfchen zurückwenden, und wenn der Satyr sie erreicht, wird sie ihm die Augen nicht auskratzen, sie wird sagen, sie werde schreien, aber sie wird es nicht tun, sie wird nicht wieder nach der Mutter rufen. Aber der Satyr wird sie nicht lange aufsuchen, denn er ist noch unbeständiger als verliebt. Der Widder, der das Gras vor seiner Hütte abweidet, ist nicht verliebter, der Wind, der das Efeublatt, das sie umkleidet, bewegt, ist nicht veränderlicher.

Diejenigen, die er nicht mehr aufsucht und die sich nutzlos bei seiner Hütte ergehen, werden bei sich selber sagen: „O du böser Satyr, o du unbeständiger Satyr! Hätte ich das gewusst.“ Ihre Gefährtinnen, die ihre Trauer sehen, werden die Ursache wissen wollen, sie werden sie aber nicht sagen, und die andern unschuldigen und jungen Schäferinnen werden fortfahren, sich um die Hütte des Satyrs zu ergehen, und er sie zu überraschen, sie noch einmal zu überraschen, sie nicht wieder zu überraschen, und sie, darüber zu schweigen. Dies, meine Freundin, ist eine Idylle, die ich Ihnen erzähle, während mein Satyr mit gespitztem Ohr bei den Frauen steht und ihnen blauen Dunst vormacht. . . . . Diese Stelle brauchen Sie unserer Schwester Urania nicht vorzulesen.

Aber da ich einmal im Zuge bin, Ihnen all unseren kleinen Klatsch zu schreiben, darf ich nicht vergessen, wie Puff, der Sohn von Thisbé, der so grosse Hoffnungen erweckte, den Zankapfel zwischen uns geworfen hat. Thisbé war ein Modedämchen, Sibili sah und liebte sie. Sibili war am königlichen Hof erzogen. Zuerst spielte Thisbé die Spröde, Sibili setzte sich Beständigkeit in den Kopf, und nach drei Stunden krönte Thisbé seine Liebe, drei Stunden Liebeskampf zwischen zwei Wesen, deren Leidenschaft nur einige Tage währt, das ist recht viel. Ich sage das, weil ich nicht möchte, dass man einen schlechten Begriff von den Sitten der Thisbé bekäme. Thisbé brachte zwei reizende Zwillinge zur Welt, Puff war der eine. Mehrere grosse Damen

erbaten Puff, die Dame D . . . wurde vorgezogen, und nun ist Puff im Schloss installiert, Herr seiner Decken und Kissen, mit denen er recht indiskret umgeht. Da sieht ein Freund der Dame Puff in die Augen und behauptete, trotz des Geistes des Vaters und der Anmut der Mutter würde dieses Kind stets ein Dummkopf bleiben. Die Dame D., die, wie das vorkommt, nur durch die Augen ihres Freundes sieht, wiederholt sofort, dass Puff trotz der Anmut seiner Mutter und des Geistes seines Vaters lebenslang ein Dummkopf bleiben würde, obwohl sie doch vorher gesagt hatte, er berechtige zu grossen Hoffnungen. Dann schreibt sie einen Brief, den sie einem ihrer Leute übergibt, dazu einen Korb, der Puff einschliesst, und Puff, von dem Diener getragen, hat kaum vierzehn Meilen in seinem Korbe zurückgelegt, so findet er sich an seinem Geburtsort wieder. Mit welcher Freudenbezeugung wird er empfangen: „Ach du bist es, mein süsser Puff, mein kleiner Freund,“ und nachdem man ihn nach Herzenslust gefeiert, geküsst, geliebkost hat, liest man den Entlassungsbrief, in dem man nichts als Falschheit, Beleidigungen, Ausflüchte und Verleumdungen findet, man sagt alles Schlechte von der Dame D . . . und beglückwünscht Puff, nicht mehr einer so bösen Herrin zu gehören. Ich wollte die Dame D . . . verteidigen . . .

[Der Schluss des Briefes fehlt.]

Hier, meine gute Freundin, beschreibe ich Ihnen, wie unsere Tage verfliessen. Vielleicht hätte ich Ihnen eine amüsante Erzählung davon gemacht, aber wie soll man scherzen und lachen, wenn unsere liebsten Seelen traurig sind. Ich spreche von Ihrer Mutter, Ihrer Schwester und Ihnen. Unser Freund ist unter einem glücklichen Stern geboren. Wie beneide ich ihn um seinen Charakter. Die Hoffnung bleibt stets auf dem Grunde seiner Büchse, öffnet dagegen der Zufall den Deckel der meinen, so ist sie die erste, die entflieht. Nicht etwa, dass ich die Fäden, an die ich mich klammern könnte, nicht bemerke, aber sie erscheinen mir so schwach und so lose, dass ich nicht das Herz hätte, mich ihnen anzuvertrauen. Ich mag mich ebenso gern dem Strom überlassen, als das Blatt einer Weide zum Halt ergreifen.

Wir haben hier sehr viel Leute; Monsieur Le Roy, wie ich Ihnen schon sagte, Freund Grimm und den Abbé Galiani, M. und Madame R . . . Ich liebe die Physiognomie von Le Roy. Hätte er nur die Hälfte des Geistes, den sie verspricht! In ihr liegt eine Mischung von Feinfühligkeit und Sinnlichkeit. Morgens, wenn seine langen, braunen Haare in nachlässigen Locken über seine Schultern fallen, könnte man ihn für Hymen selbst halten, aber wie er am Morgen nach einer Hochzeit ist, bleich und ein wenig ermüdet. D'Alinville und Madame Geoffrin fast gar nicht gelangweilt, eine seltene Erscheinung. Madame de Charmoi immer

mit ihren schönen Augen und ihrem interessanten Aussehen. „Mein Sohn“ d’Aine, M. und Madame Schistre, M. Schistre mit seiner Mandorla und seinem Tympanon, und dann noch zwei oder drei Unbekannte.

Ich liebe überall meine Bequemlichkeit, aber auf dem Lande noch mehr als wo anders. Ich habe ein Zimmer, das eigentlich für eine Frau bestimmt ist. Es ist das angenehmste im Hause, es ist mir trotz allem Besuch geblieben, und ich liebe unsere Wirtin darum noch etwas mehr.

Je zahlreicher die Gesellschaft ist, um so freier ist man. Was mich angeht, so habe ich noch nie so viel Zeit zum Lesen, zum Spazierengehen, mich Ihnen zu widmen, Sie zu lieben und Ihnen zu schreiben gehabt...

Ach, meine Freundin, wo weilen Sie? Was trieben Sie in Isle, oder wo waren Sie, als ich Sie hierher wünschte? Überall, wo ich vergnügt bin, wünsche ich Sie herbei. Schistre ergreift seine Zither und spielt ein Musikstück. Welche Ausführung! Es ist unglaublich, was seine Finger alles aus den Saiten locken, Madame d’Holbach und ich verlieren keinen Ton davon. Welch schöner Zorn! — Wie diese Klage süss klingt! — Er wird unwillig und fasst seinen Entschluss! — Ich höre es wohl! — Nun versöhnen sie sich wieder! — Wahrlich. — Wie soll man auch einem Mann zürnen, der sich so zu entschuldigen versteht. — Wirklich, wir hören all das heraus.

Schistre legt seine Zither hin, und das lebhafte Vergnügen, das wir empfanden, wird Gegenstand der

Unterhaltung. Wir liessen sie reden, was sie wollten, und zogen vor, den Rest unserer Erregung im stillen ausklingen zu lassen. Der Augenblick des Herzklopfens, der einem grossen Genuss folgt, ist auch ein sehr süsser Augenblick, denn das Herz klopft stärker vor und nach dem Genuss. —

Gegen sieben Uhr hat man sich an Spieltische gesetzt und die Herren Le Roy, Grimm, der Abbé Galiani und ich haben geplaudert. O, diesmal werde ichIhnen den wahren Abbé zeigen, den Sie bis jetzt vielleicht nur für einen liebenswürdigen Gesellschafter gehalten haben. Er ist mehr als das.

Grimm und Le Roy debattierten über das Genie, welches schafft und die Methode, welche ordnet. Grimm verabscheut alle Methode, nach ihm ist sie nichts als die Pedanterie der Gelehrsamkeit. Diejenigen, welche nichts verstehen als einzuordnen, könnten ebenso gut ganz schweigen; diejenigen, welche nur aus geordnetem Wissen lernen können, täten ebenso gut, unwissend zu bleiben. — Aber es ist die Methode, die das Wissen nutzbringend macht. — Und dieses verdirbt. — Ohne sie würde man von nichts Nutzen haben.

Wenn man ihrer müde würde, wäre man um so besser daran. — Sie sagten noch viel, was ich Ihnen nicht wiederhole, und Sie würden noch weitersprechen, wenn der Abbé Galiani sie nicht wie folgt unterbrochen hätte: „Meine Freunde, ich erinnere mich einer Fabel, hören Sie zu. Sie ist vielleicht ein wenig lang, wird Sie aber doch nicht langweilen.“

Eines Tages erhob sich im Innern des Waldes ein Streit zwischen der Nachtigall und dem Kuckuck. Jeder pries sein Talent. Welcher Vogel, rief der Kuckuck, hat einen so fasslichen, so einfachen, so natürlichen, so abgemessenen Gesang wie ich?

Welcher Vogel, antwortete die Nachtigall, singt süsser, abwechslungsvoller, glänzender, leichter, rührender als ich?

Der Kuckuck: Ich sage wenig, aber was ich sage, hat Gewicht und Ordnung, man behält es.

Die Nachtigall: Ich spreche gern, aber ich bin immer neu und ermüde niemals. Ich bezaubere die Wälder, der Kuckuck lässt sie traurig erscheinen. Er ist der Lehre seiner Mutter so treu geblieben, dass er keinen Ton wagen würde, den er nicht von ihr gehört hat. Ich erkenne keinen Meister unbedingt an und spotte der Regeln. Gerade weil ich sie übertrete, bewundert man mich. Wie kann man seine langweilige Methode mit meinen glücklichen Einfällen vergleichen?

Der Kuckuck versuchte mehrmals die Nachtigall zu unterbrechen. Aber die Nachtigallen haben ein klein wenig den Fehler, immer zu singen und nie zuzuhören. Die unsere, von ihren Gedanken hingerissen, sprach mit Geschwindigkeit, ohne sich um die Antworten ihres Rivalen zu bekümmern.

Nach einigem Hin- und Herreden entschlossen sie sich indessen, an das Urteil eines dritten Tieres zu appellieren.

Aber wo ein drittes Tier finden, gelehrt und unparteiisch genug, um zwischen ihnen richten zu können? Man findet nicht mühelos einen guten Richter. Sie suchten überall nach ihm.

Als sie eine Wiese überflogen, bemerkten sie auf ihr einen überaus ernsten und feierlichen Esel. Seit der Erschaffung dieser Gattung hat noch keiner so lange Ohren getragen. „Ah!“ sagte der Kuckuck, als er diese erblickte, „wir sind allzu glücklich, unser Streit ist eine Sache der Ohren, da steht unser Richter, Gott hat ihn extra für uns erschaffen.“

Der Esel graste. Er liess sich nicht träumen, dass er eines Tages berufen werden sollte, über Musik zu urteilen. Aber die Vorsehung belustigt sich noch mit ganz andern Dingen. Unsere Vögel liessen sich vor ihm herab, machten ihm Komplimente über seine Ernsthaftigkeit und sein Urteil, erklärten ihm den Gegenstand ihres Streites und baten ihn sehr demütig, sie anzuhören und zwischen ihnen zu entscheiden.

Aber der Esel, kaum seinen dicken Kopf umwendend und kein Maul voll Gras verlierend, machte ihnen mit den Ohren ein Zeichen, dass er Hunger hätte und heute keine Gerichtssitzung abhielte. Die Vögel baten, der Esel graste. Langsam stillte sich beim Grasen sein Appetit. An der Wiesengrenze waren ein paar Bäume gepflanzt. „Nun meinetwegen“, sagte er zu ihnen, „fliegt dorthin, ich werde mich auch hinbemühen, Ihr mögt singen, ich werde verdauen, werde Euch zuhören und Euch dann meine Meinung sagen.“ Die Vögel

eilten schnellen Fluges davon und liessen sich auf einem Zweige nieder, der Esel folgte ihnen mit der Miene eines Parlamentspräsidenten, der die Säle des Palastes durchschreitet; er kam hin, legte sich auf die Erde und sagte: „Fangen Sie nur an, der Gerichtshof hört Sie.“ Er war der ganze Hof.

Der Kuckuck sagte: „Gnädigster Herr, Sie dürfen kein Wort meiner Beweisgründe verlieren, fassen Sie wohl den Charakter meines Gesanges und geruhen Sie besonders seine Künstlichkeit und seine Methode zu bemerken.“ Dann warf er sich in die Brust, schlug mehrmals mit den Flügeln und sang: „Kuckuck, Kuckuck — Kuckucku Kuckucku — Kuckuck Kuckuck.“ — Und nachdem er das auf alle nur denkbaren Arten variiert hatte, schwieg er. —

Die Nachtigall entfaltete ihre Stimme ohne weitere Vorrede, stürzte sich in die gewagtesten Modulationen, folgte den neuesten und gewähltesten Gesängen, das waren Triller und einzelne langausgehaltene Töne zum Atem verlieren, bald hörte man die Töne herabsteigen und in ihrer Kehle murmeln wie die Welle eines Baches, die sich dumpf zwischen Kieseln verliert, bald hörte man sie hinansteigen, nach und nach anschwellen, die Weite der Lüfte erfüllen und oben wie schwebend verweilen. Ihr Gesang war abwechselnd sanft, leichtfertig, glänzend, pathetisch, und welchen Charakter er auch annahm, er malte ihn getreu, aber er war nicht für alle Welt verständlich.

Von ihrer Begeisterung fortgerissen, sänge sie vielleicht noch immer, wenn der Esel, der schon ein paar-

mal gegähnt hatte, sie nicht, wie folgt, unterbrochen hätte: „Ich glaube schon, dass alles, was Sie da gesungen haben, sehr schön ist, aber ich verstehe nichts davon, es erscheint mir bizarr, verwirrt, unzusammenhängend. Sie sind vielleicht talentvoller als Ihr Rivale, aber er ist methodischer als Sie, und was mich betrifft, ich bin für Methode.“ Und der Abbé, sich zu Le Roy wendend und auf Grimm mit dem Finger zeigend, schloss: „Der da ist die Nachtigall, Sie sind der Kuckuck, und ich bin der Esel, der Ihnen recht gibt. Guten Abend.“

Die Schnurren des Abbés sind gut, aber er trägt sie auch wunderbar vor. Man widersteht ihnen nicht. Sie hätten sich vor Lachen geschüttelt, wie er den Hals in die Luft streckte, als Nachtigall ein süsses Stimmchen bekam, als Kuckuck sich brüstete und einen rauhen Ton annahm, seine Ohren aufrichtete und die dumme und schwerfällige Würde des Esels nachahmte, und das alles ganz natürlich, ohne es zu übertreiben. Das macht, er ist von Kopf zu Fuss ein unvergleichlicher Mime.

Le Roy machte gute Miene zum bösen Spiel, lobte die Fabel und lachte darüber.

Beim Plaudern über den Gesang der Vögel fragte man, was wohl die Alten habe sagen lassen, der Schwan, der einen so heiseren und rauhen Schrei ausstösst, sänge sterbend schön und melodiös.

Ich antwortete, vielleicht sei der Schwan das Symbol des Menschen, der immer im letzten Augenblick schön

spräche, und ich fügte hinzu, hätte ich jemals die letzten Worte eines Redners, eines Dichters, eines Gesetzgebers in Verse zu fassen, so würde ich sie den Schwanengesang benennen . . .

Die Unterhaltung nahm dadurch einen etwas ernsthaften Ton an. Man sprach über das Grauen, das wir alle vor der Vernichtung empfänden.

„Alle!“ rief Vater Hoop, „ich bitte mir aus, dass Sie mich ausnehmen. Ich habe mich das erste Mal hier zu schlecht befunden, um wiederkehren zu wollen. Man könnte mir die glücklichste Unsterblichkeit für einen einzigen Tag Fegefeuer versprechen, ich würde sie nicht annehmen. Das Beste ist, nicht mehr zu sein.“

Das machte mich träumen, und es schien mir, solange ich kräftig wäre, könnte ich wohl auch denken wie Vater Hoop, aber im letzten Augenblick würde ich vielleicht das Glück, noch einmal zu leben, mit tausend, mit zehntausend Jahren Hölle erkaufen . . . . Und nun sind wir mitten in einem Disput über das Leben, den Tod, die Welt und ihren vorgeblichen Schöpfer.

Irgendeiner bemerkte, gibt es nun einen Gott oder gibt es ihn nicht, so ist es unmöglich, diese Maschinerie sei es in die Natur, sei es in eine Frage einzuschieben, ohne sie zu verdunkeln.

Ein anderer meinte, wenn auch eine Hypothese alle Phänomene erklärte, so würde noch gar nicht daraus folgen, dass sie wahr sein müsse, denn wer weiss, ob die allgemeine Ordnung der Dinge nur einer Ursache

entspränge. Was soll man also von einer Hypothese denken, die, weit entfernt die einzige Schwierigkeit, für die man sie ersonnen, zu lösen, aus sich eine Unmenge anderer entstehen lässt?

Teure Freundin, ich denke, unser Geplauder am Kamin macht Ihnen Spass, und ich führe es weiter.

Unter diesen Schwierigkeiten gibt es eine, über die man gegrübelt hat, seit die Welt Welt ist, dass nämlich die Menschen leiden müssen, ohne es verdient zu haben. Man hat darauf noch keine Antwort gefunden. Es ist die Unvereinbarkeit der physischen und moralischen Übel mit der Natur des ewigen Wesens.

Man argumentiert folgendermassen: Entweder ist es bei ihm Unfähigkeit oder böser Wille; Unfähigkeit, wenn er die Übel verhindern wollte und nicht konnte, böser Wille, wenn er die Übel verhindern konnte und nicht wollte. — Ein Kind würde das einsehen. Dadurch ist die Vorstellung von der Sünde des ersten Vaters, der Erbsünde entstanden, von den ewigen Strafen und Belohnungen, der Inkarnation, der Unsterblichkeit, den beiden Prinzipien der Manichäer; aus dieser Quelle stammt der Ormuzd und Ahriman der Perser, das Ausgiessen des heiligen Geistes, das Reich des Lichtes und das der Finsternis, die Seelenwanderung, der Optimismus und andere Absurditäten, die bei allerlei Völkern in hohem Ansehen stehen, und man hat stets eine trügerische Vision als Antwort auf eine klare, unzweideutige und präzise Frage bekommen.

Wie stellt sich der gesunde Menschenverstand zu diesen Dingen? Ich denke, meine Freundin, so wie wir es tun. Was uns auch die Optimisten sagen mögen, wir antworten ihnen: Kann die Welt nicht ohne fühlende Wesen und fühlende Wesen nicht ohne Schmerz existieren, so war es am besten, in der ersten Ruhe zu verharren. Es war ja schon eine Ewigkeit ohne diese Narrheit vergangen.

Die Welt eine Narrheit! Ach, meine Freundin, eine schöne Narrheit trotz alledem. Sie ist nach einigen Bewohnern von Malabar eine der vierundsiebzig Komödien, an denen sich der Ewige belustigt ...

Es ist eine seltsame Sache um die Unterhaltung, besonders wenn die Gesellschaft etwas zahlreich ist. Sehen Sie nur die Zickzackwege, die wir durchlaufen haben, — die Träume eines Fieberkranken sind nicht wunderlicher. Indessen, wie es weder in dem Kopf eines Menschen, der phantasiert, noch in dem eines Irren etwas wirklich Unzusammenhängendes gibt, so hängt auch im Gespräch alles zusammen, aber es wäre manchmal sehr schwer, die unmerklichen Glieder herauszufinden, die so viel widersprechende Ideen nach sich gezogen haben. Einer wirft ein Wort hin, das er aus einer Gedankenfolge in seinem Kopf losreisst, ein anderer tut das gleiche, und nun finde sich heraus, wer kann. Eine einzige physische Eigenschaft kann den Geist, der sich mit ihr beschäftigt, auf eine Unendlichkeit verschiedener Dinge bringen. Nehmen wir eine Farbe, gelb zum Beispiel. Das Gold ist gelb, die

Seide ist gelb, der Neid ist gelb, die Galle ist gelb, das Stroh ist gelb, wie vielen anderen Faden entspricht dieser Faden nicht? Die Tollheit, der Traum, das Unzusammenhängende des Gesprächs bestehen darin, von einem Gegenstand auf den andern durch die Vermittlung einer gemeinsamen Eigenschaft überzuspringen. Der Tolle weiss nicht, dass er den Gegenstand wechselt, er hält einen gelben und leuchtenden Strohhalm in der Hand und ruft, er habe einen Sonnenstrahl erfasst. Wieviel Menschen gleichen diesem Tollen, ohne es zu ahnen, ich selbst vielleicht in diesem Augenblick . . .

Es sind soviel weise und törichte Dinge gesagt und getan worden, dass ich nicht enden könnte, wenn ich nicht den Faden durchschnitte, um sofort auf ein kleines burleskes Abenteuer überzugehen, das ich Ihnen nicht verschweigen kann, obwohl ich sehr wohl weiss, dass es kindisch und von einer Färbung ist, die Ihrer Gemütsverfassung kaum entspricht.

Wir sind alle im ersten Stock einlogiert, längs desselben Korridors, die einen nach der Seite des vorderen Hofes und der Gräben, die anderen nach dem Garten und dem Lande hin. O, teure Freundin, was bin ich schwatzhaft. „Werde ich denn niemals," wie Madame Sévigné sagte, die ebenso schwatzhaft und ebenso heisshungrig ist, „lernen, beim Essen und Reden innezuhalten?"

Abends hatten wir uns alle zurückgezogen. Man hatte viel über die Feuersbrunst bei M. de Bacqueville

gesprochen, und plötzlich erinnert sich Madame d'Aine, die schon zu Bette liegt, dass sie einen grossen glühenden Holzklotz im Kamin des Salons gelassen hat; vielleicht hat man auf das Feuer nicht aufgepasst, und dann wird der Klotz auf das Parkett rollen, wie es schon einmal geschehen ist. Furcht ergreift sie, und da sie nie überlegt, was sie tut, erhebt sie sich, gleitet mit nackten Füssen in ihre Pantoffeln und verlässt das Zimmer in Nachtjacke und Hemd, eine kleine Nachtlampe in der Hand. Sie steigt die Treppe hinunter, als Le Roy, der gewöhnlich wacht und sich im Salon mit Lesen beschäftigt hatte, heraufsteigt und sie erblickt. Madame d'Aine entflieht, Le Roy verfolgt sie, erreicht sie, umfasst und küsst sie, und sie schreit: „Zu Hilfe, zu Hilfe, her zu mir!" Die Küsse ihres Verfolgers verhindern sie, deutlich zu sprechen. Trotzdem hört man nahezu folgendes: „Zu Hilfe, meine Schwiegersöhne, wenn er mir ein Kind macht, um so schlimmer für Euch." Die Türen öffnen sich, man eilt auf den Korridor und findet dort nur Madame d'Aine, stark in Unordnung geraten, die ihre Nachthaube und ihre Pantoffeln im Dunkeln sucht, denn ihre Lampe war erloschen und umgegossen, und unser Freund hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen.

Ich habe sie im Korridor verlassen, wo sie noch gegen zwei Uhr morgens Gelächter ertönen liessen, den Göttern Homers vergleichbar, die nie enden konnten und manchmal weniger Ursache hatten, denn Sie

werden mir zugeben, dass es spasshafter ist, eine fette, weisse und runde Frau in den Armen eines unverschämten und leichtfertigen jungen Menschen zu sehen, als einen alten Hinkefuss, der seinem Vater und seiner Mutter nach einer verdriesslichen häuslichen Szene zu trinken einschenkt. Und doch ist dies das Ende des ersten Buches der Ilias . . .

Ich runde mich wie eine Kugel; Madame Le Gendre, wie unausstehlich werde ich Ihnen sein. Mein Bauch kämpft gewaltig gegen die Knöpfe meiner Weste und zürnt, sie nicht zerbrechen zu können, besonders nach Tische.

Adieu, meine süsse Freundin. Ich bin der Ihre für immer, besonders unter unglücklichen Verhältnissen spüre ich das . . .

XXVI Grandval, den 28. Oktober 1760

. . . . O die Menschen, die Menschen! Ich habe die Bekanntschaft von Mademoiselle d'Ette gemacht. Sie war Flamländerin, man sieht es an der Haut und den Farben. Ihr Gesicht ist wie ein Milchnapf, in den man Rosenblätter geworfen hat . . . . Sie ist von guter Herkunft. Der Chevalier de Valory entführte sie mit vierzehn Jahren aus dem väterlichen Hause, lebte kurze Zeit mit ihr, sie gebar ihm Kinder, er versprach ihr die Ehe, setzte sich eine andere in den Kopf und liess sie sitzen. Und so etwas nennt man noch anständige Menschen. Sie haben solche Taten

auf sich geladen, man erinnert sich daran, man weiss es und doch gehen sie erhobenen Hauptes. Sie sprechen mit Euch über Laster und Tugend, ohne zu erröten. Sie loben, sie tadeln, niemand ist so empfindlich, was feine Lebensart betrifft, als sie, das geht bis zum Skrupel, man muss sie darüber orakeln hören. — Ich würde daran zugrunde gehen, ich würde mich in ein Loch verkriechen und nicht mehr ausgehen; wenn ich Bekannte träfe, würde ich mich in einer Allee verbergen, ich würde für immer die Tür hinter mir schliessen. Beim Namen der Ehrbarkeit würde ich erbleichen, und der kalte Schweiss würde mir auf der Stirn stehen. —

Ich sehe das alles, und ich breche immer noch Lanzen für das Menschengeschlecht. Ich habe den Baron herausgefordert, mir in der Geschichte einen Bösewicht zu zeigen, dessen Leben, möge er noch so glücklich geschienen haben, mir nicht ein Anrecht zu der Vermutung gäbe, er sei ebenso unglücklich als schlecht gewesen, und einen edlen Mann, dessen Leben, sei er noch so unglücklich gewesen, mir nicht ein Anrecht zu der Vermutung gäbe, sein Glück sei dennoch seiner Güte angemessen gewesen . . . .

Mir begegnete vor einigen Tagen etwas, das mir die Seele mit Bitterkeit erfüllte. Es war vor dem Diner. Ich nahm von dem Kamin einen Band der Weltgeschichte und wie ich das Buch öffnete, las ich auf weniger als zwanzig Seiten hundert furchtbare Missetaten, und der Baron sagte ironisch zu mir: „Da

haben Sie die Erhabenheit der Natur, die angeborene Schönheit des Menschengeschlechtes, seine natürliche Güte." . . .

Rasch, rasch, meine Freundinnen, fliehen wir in einen Wald bei Peking, bei Avignon! Madame, nehmen Sie Ihr Töchterchen an eine Hand, und unter den andern Arm nehmen Sie eines Ihrer Kopfkissen, oder vielmehr lassen Sie Ihre Kopfkissen da. Während man sie anfüllen, während man die Daunen auswählen würde, ehe sie genäht wären, hätten Sie zwei Tage länger unter den Nichtswürdigen gelebt. Und wer weiss, was sie Ihnen in zwei Tagen alles für Böses tun könnten. — — Wir wollen fliehen, sage ich Ihnen . . .

XXVII Grandval, den 30. Oktober 1760

Sie wissen nicht, was das ist, der Spleen oder die englischen Nebel, ich wusste es auch nicht. Ich fragte unseren Schotten bei unserem ersten Spaziergang danach, und also hat er mir erwidert.

„Ich fühle seit zwanzig Jahren ein allgemeines Unbehagen, mehr oder weniger quälend. Ich habe niemals einen ganz freien Kopf. Manchmal ist er so schwer, dass er wie ein Gewicht ist, das Sie vornüberzieht, und das Sie vom Fenster auf die Strasse ziehen möchte, oder auf den Grund eines Flusses, wenn man am Ufer steht. — Ich habe schwarze Gedanken, Trauer und Langeweile, befinde mich überall unbehaglich, will nichts, könnte gar nichts wollen, versuche mich zu

beschäftigen und mich zu amüsieren, umsonst, die Heiterkeit anderer betrübt mich, ich leide, wenn ich sie lachen oder sprechen höre. Kennen Sie die Art von dummer Stumpfheit oder von schlechter Laune, die man beim Erwachen empfindet, wenn man zu fest geschlafen hat? Das ist mein gewöhnlicher Zustand; das Leben ist mir zuwider, die geringsten Schwankungen der Atmosphäre sind mir wie heftige Erschütterungen, ich kann nicht an einem Orte bleiben, ich muss wandern, ohne zu wissen wohin. So habe ich die Reise um die Welt gemacht. Ich schlafe schlecht, habe keinen Appetit, habe schlechte Verdauung und fühle mich nur im Wagen wohl. Ich stehe stets im Gegensatz zu den andern, mir missfällt, was sie lieben, ich liebe, was ihnen missfällt, es gibt Tage, an denen ich das Licht hasse, andere, an denen es mich beruhigt; würde ich an solchen plötzlich ins Dunkel versetzt, so würde es mir sein, als stürzte ich in einen Abgrund. Meine Nächte werden von tausend bizarren Träumen beunruhigt, denken Sie, dass ich in der vorgestrigen glaubte, mit Madame R. verheiratet zu sein. — Ich habe nie eine ähnliche Verzweiflung empfunden. Ich bin alt, morsch, gebrechlich, welcher Dämon hat mich da hineingetrieben? Was sollte ich mit einer so jungen Frau anfangen? Was sie mit mir? So sagte ich mir. —

Aber, fügte er hinzu, das allerquälendste Gefühl ist, seinen Stumpfsinn selbst zu erkennen, zu wissen, dass man nicht stumpfsinnig geboren ist, seines Verstandes froh werden zu wollen, versuchen wollen zu arbeiten;

sich zu amüsieren, an der Unterhaltung teilzunehmen, sich mit aller Kraft bemühen und doch am Ende der Anstrengung zu erliegen. Es ist unmöglich, den Seelenschmerz zu malen, den man dann empfindet, wenn man sich rettungslos verdammt sieht, zu sein, was man nicht ist. Mein lieber Herr, fügte er noch mit einem Ausdruck, der mir das Herz zerriss, hinzu, ich bin fröhlich gewesen, ich flog wie Sie über die Erde, ich konnte einen schönen Tag, eine schöne Frau, ein gutes Buch, einen schönen Spaziergang, ein süsses Gespräch, das Schauspiel und die Natur, die Aussprüche der Weisen, die Torheit der Narren geniessen, ich erinnere mich dieses Glückes noch wohl, aber ich fühle, dass ich darauf verzichten muss."

Und trotz alledem, meine Freundin, ist dieser Mann noch ein höchst angenehmer Gesellschafter. Ihm ist etwas, ich weiss nicht was, von seiner früheren Heiterkeit geblieben, das immer bei ihm zum Ausdruck kommt. Seine Trauer ist originell und gar nicht trübselig. Er wirkt nie trübselig, als wenn er schweigt, und ich kenne sehr viele Leute, die sehr erfreulich wären, glichen sie nur dem Vater Hoop, wenn er verdriesslich ist.

XXVIII Paris, den 3. November 1760

Diesen Montag Morgen hat Madame d'Aine einen ihrer Verwandten und einen Geschäftsmann, der sich ihm anschloss, in ihrer Equipage nach Paris zurück-

bringen lassen. Ich habe die Gelegenheit benutzt, auch zurückzukehren, da der Baron mir versichert hatte, dass er im Laufe dieser Woche keine Reise unternehmen würde. Madame d'Aine, die ich allein am Fuss der Treppe antraf, sagte zu mir: „Ich hatte bis St. Martin auf Sie gezählt, aber ich sehe schon, was das bedeutet.“ Ich habe es nicht zugegeben, obwohl es wahr war.

Madame d'Aine und ich haben uns herzlich umarmt, ich habe ihr nach besten Kräften gedankt. Sie sagte mir, das Zimmer, welches ich bewohnt habe, würde fortan das meine heissen und ich könnte mich nie zu früh und nie zu lange dort einrichten. — Der Baron und ich haben zwei schöne Momente miteinander gehabt, den einen, als wir uns bei meiner Ankunft in Grandval wiederfanden, den andern, als wir uns heute trennten ... Ich habe an Intimität bei Madame d'Holbach gewonnen. Ich hatte öfters Gelegenheit zu bemerken, dass sie viel Achtung vor mir hat. Es schmeichelte mir zu sehen, wie mein Zeugnis den Geschichten, die man ihr erzählte und an die sie nicht recht glauben wollte, Gewicht gab. Sie sah mich mit Schmerz scheiden. Sie wusste wohl, ein Wort von ihr hätte mich zurückgehalten, aber sie sprach es nicht. Und erst Vater Hoop, wir haben uns auf die Wangen geküsst, die Hände gedrückt und uns fest versprochen, immer zusammenzuhalten. Ich habe ihm zunächst geraten, Höhenluft aufzusuchen. —

So bin ich also wieder in Paris und finde Jeanneton

eben von mehreren Geschwüren im Halse genesend, wegen derer sie mehrmals behandelt worden ist und die man eins nach dem andern mit der Lanzette hat öffnen müssen, meine Frau beim Chinawein gegen ein Fieber, das sie die ersten Tage nach meiner Abreise befallen hat, und das man noch nicht hat beseitigen können, mein Töchterchen hat eine entzündete Nase, Fieber und geschwollene Mandeln; so bin ich, wie Sie sehen, in einem Hospital, und ich bin nur, wo ich hingehöre, denn ich fühle mich auch nicht wohl.

XXIX Paris, den 6. November 1760

.... Ich glaubte, ich würde Ihnen im ganzen Leben nicht mehr von den Chinesen erzählen und tue es doch wieder, aber Vater Hoop ist schuld daran, machen Sie es mit ihm ab, wenn ich Sie langweile.... L'Y-Wang-Ti hat die grosse Mauer errichten lassen, die China von der Tartarei trennt, sie hat sechshundert Meilen Umfang, dreitausend Türme, dreissig Fuss Höhe, fünfzehn Fuss Breite, sie lässt Flüsse unter Felsen ein- und austreten, sie führt durch meilenbreite Sümpfe. L'Y-Wang-Ti hat sie in fünf Jahren errichten lassen. Er ist derselbe, der die weisesten Gesetze auf der ganzen Erde gegeben hat, der die Nation aus der Tyrannei der Prinzen von Geblüt befreite, der sie bisher immer unterworfen war, sogar seine eigenen Kinder machte er zu einfachen Untertanen. — Dieser Prinz also liess alle Bücher verbrennen und verbot unter

Todesstrafe, Bücher aufzubewahren, die etwas anderes als über Ackerbau, Architektur und Medizin enthielten. Hätte Rousseau diesen historischen Zug gekannt, was hätte er daraus allein zu machen verstanden! Wie hätte er die Grundsätze des chinesischen Kaisers herausgestrichen. —

L'Y-Wang-Ti sagte, in einem Lande, in dem sich Menschen befänden, die man als Menschen von Talent bezeichnet, würden die guten Menschen immer die zweite Rolle spielen ... überall da, wo es mehr Ruhm brächte zu denken als zu handeln, wäre die Zahl derer, die man Denker nennt, stets im Wachsen und damit die Zahl der Müssiggänger, der Eingebildeten, der Unnützen und der Taugenichtse .... diese Schwätzer heiligen durch abgeschmackte Lobpreisungen die alten Einrichtungen und binden damit die Hände des Fürsten, der so keine Neuerung einführen kann, ohne das Volk aufrührerisch zu machen, obwohl es kein Gesetz gibt, das nach fünfzig Jahren kein Missbrauch würde .... er behauptet auch, die Erzeugnisse des Geistes seien kalt und düster, wenn das Genie nicht das Organ für die Leidenschaften abgibt und dann seien sie gefährlich. — Welch schönes Thema! Sie müssen mich bis zur Tollheit lieben! —

Was sagen die Männer des Rates von der eisernen Kiste, die doch alle Gelehrte waren, zu dieser Logik des L'Y-Wang-Ti? Dass seine Art zu denken die eines Barbaren sei. —

Ich erspare Ihnen alle Überlegungen, die durch

diesen historischen Zug herbeigeführt wurden, sie werden sie alle und noch viele andere selbst daran knüpfen.

Der Baron, der krank ist, fand aus Trotz gegen die Medizin, die sich seiner bemächtigt hat, L'Y-Wang-Ti habe sehr unrecht daran getan, die medizinischen Bücher zu verschonen. Er sagte, man kenne weder den menschlichen Körper, noch die Funktionen seiner Teile, noch die Natur der Substanzen, die man als Heilmittel verschreibt, man kenne gar nichts, und er begreife nicht, wie man eine Wissenschaft aus soviel ungewussten und ungekannten Dingen aufbauen könne. — — — —

Ich antwortete ihm in der Manier des Abbé Galiani... Spanier landeten eines Tages in einer Gegend der neuen Welt, deren rohen Bewohnern der Gebrauch des Feuers unbekannt war. Es war im Winter. Sie sagten den Bewohnern, mit Holz und noch etwas anderem könnten sie der Sonne nachahmen und auf der Erde ein Feuer entzünden, gleich dem, das in der Sonne leuchte. Ihr wisst also, was das ist, das Holz? fragten die Eingeborenen die Spanier. — Nein. — Ihr kennt aber das Feuer, das in der Sonne leuchtet? — Nein. — So wisst Ihr aber wenigstens wie es kommt, dass das Feuer das Holz ergreift? — Nein. — Und wenn Ihr das Feuer entzündet habt, so könnt Ihr es zweifellos wieder ersticken? — Ja. — Und womit? — Mit Wasser. — Und wisst Ihr, was das ist, das Wasser? — Nein. — Aber Ihr wisst doch, wie das Wasser das Feuer erstickt? — Nein. — Die Eingeborenen be-

gannen zu lachen und drehten den Spaniern den Rücken, den Spaniern, die Feuer entzündeten, das sie nicht kannten, ohne zu wissen, warum das Feuer das Holz verzehrte, und dann mit Wasser, das sie nicht kannten, das Feuer, das sie nicht kannten, erstickten, ohne zu wissen, warum das Wasser das Feuer ersticke . . .

Ich bin jetzt bis zum nächsten Herbst rue Taranne installiert. — Jeanneton ist ausser Gefahr. Ihre Herrin wird noch einige Tage den Chinawein fortnehmen. Angéliqe hat einen freien Hals, Appetit, ist fröhlich, hat aber abends etwas Fieber. —

Ich bitte Sie, meine Freundin, keine Vergleiche mehr zwischen Grimm und mir. Seiner Überlegenheit gegenüber habe ich nur einen Trost, sie anzuerkennen. Ich bin auf diesen Sieg, den ich meiner Eigenliebe abgewonnen habe, stolz, Sie müssen mir diesen armen kleinen Vorteil nicht rauben . . .

Sie schreiben: Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, einem Manne solchen Vorteil über mich eingeräumt zu haben — — Dieser Mann ist ein Ehrenmann, wenigstens muss ich das voraussetzen. Er ist Ihnen mit Leib und Seele ergeben, er lebt nur für Sie, er studiert all Ihre Wünsche. Sie machen sein Glück, sein Unglück, seine Ruhe, seine Unruhe aus, er würde die Reise um die Welt unternehmen, um einen Strohhalm zu suchen, der Ihnen gefiele, und wenn Sie ihm den einzigen Lohn, den er sich verspricht, gewähren, und er sich bemüht, ihn zu verdienen, so

nennen Sie das „ihm einen Vorteil über sich einräumen.“ Ist das ein Ausdruck? Ich appelliere an Sie selbst, die Sie einen geraden Geist haben. Mir scheint, man würde in jedem andern Falle sagen: „Das ist Gegenliebe, das ist Billigkeit.“ Die Koketten lassen Vorteil über sich gewinnen, ebenso die galanten und sinnlichen Frauen, die Törinnen, die Leichtfertigen, mit einem Wort alle die, welche keinen hohen Preis auf ihre Gunst setzen und die man besitzt, ohne sie verdient zu haben. — Aber so ist es denn doch nicht bei den andern . . .

XXX Paris, den 10. November 1760

Sehen Sie nur, wie aufmerksam Damilaville ist. Heute ist Sonntag. Er musste sein Bureau verlassen. Er zweifelte nicht daran, dass ich abends käme, denn ich fehle nie, wenn auf einen Brief von Ihnen zu hoffen ist. Er hat den Schlüssel und zwei Herzen auf einem Tisch zurückgelassen, und zwischen den zwei Herzen lag Ihr Briefchen und ein sehr freundlicher Zettel von ihm. Ich habe Ihren Brief gelesen und wieder gelesen. Ich bin allein und will Ihnen antworten.

Es tut mir sehr leid, dass Ihre Frau Mutter unwohl ist. Sie ist nach ihrer Meinung so kurze Zeit auf dem Lande, mag es uns auch lange erscheinen. Zuerst verhinderte sie das schlechte Wetter, den Landaufenthalt zu geniessen, und nun das schlechte Wetter aufhören wird, denn es muss endlich aufhören, da es nicht ewig dauern kann, kommt ein Rheumatismus

und hält sie über das Feuer gebückt. Wie kommt es, dass sie trotzdem guter Laune ist, sogar Ihnen gegenüber? Gestern sagte ich noch zu Damilaville, dass manchmal, wenn ich es müde bin, alle Dinge verquer gehen zu sehen, mich Anfälle von Resignation ergreifen. Dann lässt der hypochondrische Schmerz nach, die angehäufte Galle ergiesst sich sanft. Würde mir das Schicksal nur ein Hemd auf dem Leibe lassen, ich könnte dann vielleicht darüber scherzen. Ich weiss, es gibt so glücklich erschaffene Menschen, die aus Temperament ständig sind, was ich nur in Intervallen, aus Nachdenken, stossweise bin. Ein Beispiel ist der Verfasser der Zaïde, jener kleine Abbé de La Marre, der krank war, keinen Sou im Vermögen, weder Anzug, noch Brot, noch Schuhe hatte. Nun wohl! Abends elf Uhr, als alle Welt schlief, machte er auf einem Pfeifenrohr das Wimmern eines ausgesetzten Kindes nach, und bei Tagesanbruch brachte er alle Hähne der Nachbarschaft zum Krähen. Inmitten der tiefsten Armut war er glücklicher als wir. Ihre Mutter will es ihm nachtun. Sie wird bis morgen guter Laune bleiben. Diese Art plötzlicher philosophischer Fassung dauert nicht lange.

Man spricht also von Rückkehr! Man sucht die Koffer hervor. Vielleicht erfahre ich mit der nächsten Post Ihre Abreise. Ich kann Sie nicht erst die letzten Tage des Monats erwarten. Sie haben mir Hoffnung gemacht. . . . Ja, es war ein schrecklicher Tag, den Sie mir zurückrufen. Aber Sie waren gesund, man

konnte hoffen, dass Sie die Anstrengungen der Reise ertrügen, man brauchte nicht zu fürchten, Sie sterbend in einer Herberge oder auf der Landstrasse lassen zu müssen. Es kam ein Tag, und das war der Morgen nach Ihrer Abreise, wo ich all diese Befürchtungen hegte. — Man traute Ihnen Kraft genug zu, 60 Meilen mit der Post zu machen, in einem harten Wagen, in der beschwerlichsten Jahreszeit, und Sie lagen zu Bett. Sie konnten sich nicht aufrecht halten, Sie hätten um alles in der Welt keinen Gang rund ums Zimmer gemacht, Sie konnten nicht sprechen. Aber lassen wir das. Es erregt mir zu heftig die Galle, es würde mir nichts eintragen, und ich wäre nur unzufriedener über die, die Sie mitschleppte und über die, die sich vorzüglich befand und die Augen über Ihren Zustand schloss.

Aber wer hat Ihnen die „Confession de Voltaire“[14]) geschickt? Sie sagen mir nichts darüber. Übrigens, Voltaire beklagt sich sehr bitter gegen Grimm über mein Schweigen. Er sagt, die Höflichkeit erfordere, dass man seinem Anwalt wenigstens danke. Und wer zum Teufel hat ihn darum ersucht, meine Sache zu verteidigen? Er hat, sagt er, den lebhaftesten Schmerz empfunden; teure Freundin, man könnte diesem Mann kein Härchen krümmen, ohne dass er ein grässliches Geschrei vollführt. Mit über 60 Jahren ist er Schriftsteller, und dazu ein berühmter, und er hat sich noch nicht an den Schmerz gewöhnt. Er wird es niemals. Die Zukunft wird ihn nichts lehren. Er wird das Glück

erhoffen bis zu dem Augenblick, in dem ihm das Leben entflieht . . .

Meine Kollegen[15]) haben fast nichts geschafft. Ich weiss nicht, wann ich diese Galeere verlassen darf. Wenn ich dem Chevalier de Jaucourt[16]) glauben soll, so ist seine Absicht, mich noch ein Jahr festzuhalten. Dieser Mann ist seit sechs oder sieben Jahren inmitten von sechs oder sieben Sekretären an der Arbeit, täglich dreizehn bis vierzehn Stunden lesend, schaffend, und diese Stellung ist ihm noch nicht verleidet.

Ich habe die Krankheit des Vater Hoop durchaus nicht zu schwarz gemalt. Er war auf dem Sprung, die Last abzuschütteln. Als ich ihn fragte, was er am höchsten im Leben schätzte, da antwortete er mir: „Erstens, nicht zu sein, zweitens, sich gesund zu fühlen. Sie sehen, wie glücklich ich bin; ich bin noch immer und fühle mich krank.“ Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich glaube nicht, dass er natürlich endet . . . . .

Sie lachen über den Namen Puff, er scheint Ihnen gut gewählt. Das kugelrunde und faustgrosse Tierchen macht seinem Namen alle Ehre.

Guten Abend, meine teuren Freundinnen, wenn Sie gleich mir lieben und es gleich lebhaft fühlen wie ich in diesem Augenblicke, müssen Sie sehr glücklich sein. Ich nehme Ihre Hand, lege sie in die schwesterliche, und drücke beide gemeinsam.

Ich war hierher gekommen, um einen Brief von Ihnen zu finden und ihn zu beantworten. Ich fand ihn auch und habe ihn mit demselben Vergnügen wie all Ihre Briefe gelesen, aber es war mir unmöglich, Ihnen zu antworten. Ich traf Thiriot, einen Freund Voltaires, ein guter Mensch, aber mit einem grausamen Gedächtnis begabt. Er gab sich daran, uns Verse von allen denkbaren Dichtern aufzusagen, und es war fast neun Uhr, als er uns verliess.

Wie soll ich hier die Zeit finden, Sie von den Schmerzen, die sich Urania macht, zu unterhalten, und ihr den Trost zu bringen, den sie von mir erwarten darf! Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, zeitig nach Hause zu kommen, wenigstens bis sich alle dort wieder wohlbefinden. Ich schreibe Ihnen dies Billet, nur um Ihnen die Sorge zu ersparen, die mein Schweigen Ihnen sonst verursachen könnte. Guten Abend, meine süsse Freundin. Donnerstag werde ich versuchen, die Kürze dieses Zettels wieder gut zu machen. Wenn Sie ihn mit dem vorhergehenden vergleichen, werden Sie nicht verfehlen zu sagen, ich sei extrem in allem. Ich weiss nicht, ob das so allgemein wahr ist, als man glauben könnte, aber wie extrem man auch meine Zärtlichkeit, meine Neigung, meine Achtung, meinen Respekt vor Ihnen ansetzen möge, ich werde hier niemanden Lügen strafen. Ein Wort von mir an Urania. Sie sieht ihre Tochter mit zu strengen Augen an. Wenn sie das in sich selbst einen Morgen über durch-

gedacht hat, wird sie ihr Töchterchen halb gebessert finden. Ehe sie die Kindheit eines anderen anklagt, bitte ich sie, sich der ihrigen zu erinnern. Was ist denn das Feingefühl? Der lebhafte Eindruck, den eine Unendlichkeit zarter Beobachtungen in unserer Seele zurücklässt, indem wir sie miteinander verbinden. Diese Eigenschaft, deren Keim die Natur in uns legte, erstickt oder erstarkt mit den Jahren, der Erfahrung, dem Nachdenken. Wir alle wären recht beschämt, wenn unsere Eltern ein Buch führten über alle harten, selbst grausamen Dinge, die wir gesagt und getan haben, als wir klein waren. Wir würden in der Geschichte unserer ersten Jahre die Entschuldigung für die ersten Jahre unserer Kinder finden, über die wir so streng urteilen. Ein wenig Geduld, man hat mit uns so viel haben müssen. Ich halte die Sache mit diesen paar Zeilen nicht für abgetan. Der Gegenstand ist zu wichtig, um nicht darauf zurückzukommen. Guten Abend, meine Freundin, gute Nacht. Verlieren Sie nichts von Ihrer Liebe. Mögen Sie noch so wenig davon nehmen, Sie können mir niemals Ersatz dafür schaffen.

XXXII Paris, den 25. November 1760

. . . Seit ich vom Lande hierher zurückgekehrt bin, scheint mir, als fühlte ich nicht mehr so gut, wie ich Sie liebe. Es ist ein ewiger Lärm um mich, eine Unruhe, ein Gewirre, das mich mir selber raubt. Ich kann den Regungen meines Herzens kein Gehör mehr

geben. Die Liebenden bedürfen der Einsamkeit, der Ruhe, des Schweigens. Der Tumult grosser Städte ermüdet niemand so wie sie. Sie seufzen dem Abend entgegen, erst wenn der Schlummer all jene lärmenden Wesen einhüllt, die sie zerstreuen und belästigen, können sie sich mit ihrer Liebsten unterhalten.

Sie sind also auf ihre gute Laune[17]) sehr stolz. Nun, so geniessen Sie sie. An Ihrer Stelle wäre ich betrübt darüber. Ich könnte es nicht ertragen, der Befriedigung einer elenden kleinen Laune das zu schulden, was mir meine Liebe, meine Sorgfalt, meine Zärtlichkeit, eine Unsumme persönlicher Eigenschaften erwerben sollten. Es ist sehr schade, dass es nicht täglich zerrissene Fähnchen wiederherzustellen gibt, es wäre Ihnen dann erlassen, wahr, sanft, gütig, aufmerksam, offen, fügsam, tugendhaft, selbstlos zu sein. Sie erreichten dasselbe ohne diese Kleinigkeiten.

O glauben Sie nicht, dass der Chevalier de Jaucourt es müde wird, seine Artikel zu verfertigen, Gott hat ihn extra dafür erschaffen. Ich wünschte, Sie könnten sehen, wie sein Gesicht lang wird, wenn man ihm das Ende seiner Arbeit ankündigt oder vielmehr die Notwendigkeit, sie zu beenden. Er sieht dann wahrhaftig ganz verzweifelt aus. Ich bin meine Arbeit vor Ostern los oder gestorben. Glauben Sie, was Sie wollen, so wird es sein. Was mich endlose Zeit kostet, sind die Briefe, die ich meinen faulen Herren Kollegen schreiben muss, um sie anzufeuern. Sie haben solch dickes Fell, ich mag ihnen noch so oft

beide Sporen geben, sie gehen darum nicht rascher vorwärts, aber drückte ich ihnen nicht unaufhörlich den Sporn in die Seite, so blieben sie ganz stehen.

Thiriot ist ein guter Kerl, der weder selbstgefällig noch albern ist. Er hat ein erstaunliches Gedächtnis, und er hätte Geist genug, wenn er nur weniger wüsste. Er hat alles behalten. Anstatt aus eigenem zu sprechen, zitiert er immer, und das ermüdet und missfällt.

Ich finde, Sie haben die Frage der Schmeichelei unter viel mehr Gesichtspunkten als ich betrachtet. Aber Sie fragten mich nur, warum sie verlegen mache. Sie sind wirklich ein wenig barock. Aber das geht so zu. Die andern mögen sich noch so sehr an Ihnen reiben, sie haben Ihre feste Natürlichkeit nicht abschleifen können. Ich bin sehr froh darüber und liebe Ihre eckige und rauhe Oberfläche mehr als die widerwärtige und gewöhnliche Politur aller dieser Weltklugen. Wenn Sie in die Welt ihres dumpfen und eintönigen Geschwätzes ein dissonierendes Wort werfen, so frappiert es, und man merkt auf . . .

Sie wissen, dass der arme La Condamine sein Gehör in Quito verloren hat, während er einen Winkel des Äquators und des Meridians ausmass, um die Gestalt der Erde zu bestimmen. Er bewirbt sich um eine freie Stelle in der Akademie, und man macht ihm seine Taubheit zum Hindernis. Finden Sie das nicht sehr grausam? Er hätte in dem brennenden Ufersand des Amazonenstromes nur noch sein Augen-

licht zu verlieren brauchen, so würden sie sagen, er sei nur noch zum Ersäufen gut. Diese Ungerechtigkeiten bringen mich zur Verzweiflung. —

Adieu, meine süsse Freundin, wann werde ich Sie endlich umarmen? Wird es morgen sein, oder übermorgen, oder überübermorgen? Das wird mir sicherlich ebensoviel Freude als Ihnen machen, denn Ihre Abwesenheit ist ganz eben so lange für mich als meine für Sie gewesen. Hören Sie, das nächste Mal, wenn man uns trennt, wollen wir uns bemühen, uns nicht mehr zu lieben. —

XXXIII Paris, den 1. Dezember 1760

Nein, ich erwarte Sie nicht mehr. Ich leide zu sehr darunter, immer enttäuscht zu werden. Ich habe Ihren Brief an Mademoiselle Boileau abgegeben und habe de Prisye mit den letzten Zeilen des Briefes, den ich ihm von Ihnen sandte, geneckt. All das wurde sehr gut aufgenommen und ich soll Ihnen die wärmsten Grüsse allerseits bestellen. Man liebt und schätzt Sie hier ungemein. Es ist keine blosse schmeichelhafte Redensart, die man mir zuliebe macht. —

So bereiten sich denn neue Misshelligkeiten[18]) vor, Sie können das aus dem Gerichtsbeschluss ersehen, den ich Ihnen zusende. Eine andere Neuigkeit, die Ihnen grösseres Vergnügen machen wird. Man spielt in Marseille den Père de Famille[19]). Es tut mir sehr

leid, Ihnen nicht die Zeitung senden zu können, die seinen Erfolg bespricht. Er hat alle Köpfe verdreht. Unter anderem Erfreulichen sagt man: Kaum sei die erste Szene gespielt, so glaubt man wirklich in der Familie zu sein, und man vergisst, dass man im Theater sitzt. Man sitzt nicht mehr vor den Brettern, man ist in einem Privathause. Wenn die Leute wirklich ihren Eindruck wiedergeben, so muss er sehr stark gewesen sein. Noch nie ist ein Stück so gelobt worden. Man spielt es noch einmal für eine Schauspielerin, der man die Einnahme zum Geschenk macht. Noch ein Wort darüber, man fügt hinzu, die Schwierigkeit des Vortrags und des Spiels hat die Schauspieler nicht so verwirrt, als man fürchten konnte.

Mir und Ihnen zum Trotz habe ich doch an den erlauchten Flüchtling[20]) vom See schreiben müssen. Er hat zwei Briefe, den einen an Thiriot, den andern an Damilaville geschrieben, beide voll süsser und schmeichelhafter Worte. Thiriot ist beauftragt worden, mir die 20 gebundenen Bände seiner Werke zu überbringen. Ich habe sie Mittwoch erhalten, Freitag war mein Dankschreiben fertig, Sonnabend war es auf dem Wege nach Genf. Damilaville und Thiriot fanden es sehr gut. Es enthält eine ziemlich geistvolle Kritik seines Tancrède, ein Lob seiner Werke, besonders seiner allgemeinen Weltgeschichte, die ich nach ihrer Meinung vortrefflich besprochen habe, eine Entschuldigung meiner Faulheit, eine dringende Ermahnung, uns ein Leben zu erhalten, das ich für das

kostbarste und ehrwürdigste auf der Erde halte, denn man hat Könige, Herrscher, Richter, Minister zu allen Zeiten, aber es braucht Jahrhunderte, um einen Mann gleich ihm wieder hervorzubringen u. s. w. . . .

Wir haben uns mächtig in den Haaren gelegen, Helvétius, Saurin und ich. Gestern abend behaupteten sie, es gäbe Menschen, die kein Gefühl der Tugend kennten und nicht die geringste Vorstellung von der Unsterblichkeit hätten, wir stritten hitzig, wie das immer kommt, wenn man Frauen zum Richter hat. Madame de Valory, Madame d'Épinay, Madame d'Holbach bildeten den Gerichtshof. Ich gab zu, die Furcht vor Vergeltung sei in der Tat der stärkste Hemmschuh für die Bosheit, aber ich verlangte, dass man mit diesem Motiv ein anderes vereine, welches aus dem Wesen der Tugend selbst entspringen müsse, solle die Tugend kein leeres Wort sein. Dieser Zug, behauptete ich, verwische sich nie vollständig, selbst nicht bei den verworfensten Seelen; ich behauptete, ein Mann, der seinen eigenen Vorteil dem öffentlichen Wohl vorzöge, fühle stärker oder schwächer das Unschöne seiner Handlungsweise und achte sich geringer, weil er die Kraft, sich zu opfern, nicht in sich fühle. Ich behauptete, da man sich nicht aus eigenem Willen wahnsinnig machen könne, so könne man sich auch nicht aus eigenem Willen schlechter machen. Da die Ordnung einen Sinn hat, so gelingt es nie, sie so zu ignorieren, als ob sie nicht existiere; welche Verachtung man auch für den Nachruhm hegen möge,

gibt es doch keinen, der nicht durch den Gedanken litte, von denen, die er nicht mehr hören kann, ein Schurke genannt zu werden. — Es ging heiss zu, aber was mir besonders gefiel, war zu sehen, wie die guten Leute, ohne es selbst zu merken, kaum dass der Streit beschwichtigt war, die stärksten Dinge zugunsten des Gefühls, das sie eben bekämpft hatten, sagten. Sie widerlegten nun ihre eigene Meinung, Sokrates an meiner Stelle hätte ihnen das Eingegeständnis entrissen, erst hätte er ihre jetzigen Worte in Widerspruch mit den vor einer Minute gesprochenen verwickelt, dann hätte er ihnen fein lächelnd den Rücken gekehrt. Wenn Sie, teure Freundin, diese Methode mit der Feinheit, der Ruhe und dem Gerechtigkeitsgefühl, das Sie besitzen, anwenden wollten, es würde Ihnen wie keinem anderen gelingen, und Sie würden meine Aspasia sein. Die Aspasia des Sokrates war nicht so klug wie Sie. Ich habe tausend Dinge zu tun. Ich sollte im Hôtel des Fermes sein, ich sollte beim Kassierer des M. de Saint-Julien sein, ich sollte bei Madame d'Épinay sein, und ich bin bei Ihnen und weiss nicht, wie ich mich losreissen soll. Adieu, meine Freundin. Ach, Sie lieben mich nicht, wie ich Sie liebe, Sie fühlen den Aufschub Ihrer Rückkehr nicht wie ich. Um so besser. Sie wären gar zu sehr zu beklagen, wenn Sie so krank vor Liebe wären, wie ich. Das Porträt, das mir gleicht, ist vollendet. Es wird morgen bei Grimm sein. Er wird mich haben. Leb wohl, leb wohl! —

Meine Seele ist von allen Seiten bedrückt. Ungefähr fünfundzwanzig Tage hatte ich meine Tochter nicht mehr gesehen, und ich finde sie ganz und gar verdorben. Sie lispelt, sie ziert sich, sie schneidet Gesichter, sie kennt die ganze Macht ihrer schlechten Laune und ihrer Tränen, sie schmollt und weint um nichts, ihr Gedächtnis steckt voll törichter Geschichtchen, sie ist ausser Rand und Band, es ist nicht mit ihr fertig zu werden. Der Geschmack an Arbeit und guter Lektüre, der ihr natürlich war, verliert sich. Ich sehe das alles, und ich würde verzweifeln, wenn der Eindruck, den meine Gegenwart seit ein paar Tagen hervorbringt, mich nicht etwas Besserung hoffen liesse. Sie ist gross, recht hübsch von Gesicht, sie hat Geschick zu allen Übungen des Körpers und des Geistes. Urania und ihre Schwester würden ein überraschendes Wesen aus ihr gemacht haben. Ihre Mutter, die sich ihrer bemächtigt hat, wird nicht dulden, dass ich etwas aus ihr mache. Je nun, so wird sie hunderttausend anderen gleichen, und wenn sie einen dummen Gemahl bekommt, wie man hunderttausend gegen eins wetten kann, so wird sie weniger unzufrieden sein, als wenn eine bessere Erziehung sie kritischer gemacht hätte. —

Ein anderer Grund zum Kummer ist folgender. Die schreckliche Korrektur ist beendet.[21]) Ich habe fünfundzwanzig Tage hintereinander dabei versessen bei zehn Stunden täglicher Arbeit. Meine Peiniger haben alle ihre Manuskripte zur Prüfung da. Sie bilden eine

riesige Masse, die sie erschreckt. Sie überschätzen meine Arbeit selbst, und deshalb meine ich, dass ich nichts dafür bekommen werde. Die Logik ist richtig. Hätten sie Lust, dafür zu bezahlen, so würden sie die Arbeit herabzuwürdigen suchen. Ich bin meiner Schlussfolgerung so sicher, dass ich auf gar nichts, rein auf gar nichts rechne. Habe ich mich zufällig getäuscht, so werde ich es ohne Erröten eingestehen, aber ich täusche mich nicht, ich könnte hoch darauf wetten.

Grimm kommt heut abend von La Chevrette. Ich hatte ihm versprochen, den Salon zu besuchen und ihm eine flüchtige Kritik über die hauptsächlichen dort ausgestellten Kunstwerke zu skizzieren, der Ekel, der Überdruss, die Melancholie haben mich verhindert, ihm Wort zu halten, und das ist ein Kummer mehr für mich. —

XXXV Paris, den 22. September 1761

.... Wo ich diese letzten schönen Tage war? Ich war in ein recht dunkles Zimmer gesperrt, in dem ich mir die Augen damit verdarb, die Kupferstiche mit ihren Erläuterungen zu vergleichen, indem ich fortfuhr, mich stumpfsinnig zu arbeiten für Leute, die mir kein Glas Wasser geben werden, wenn sie mich nicht mehr nötig haben, und denen es schon jetzt sehr schwer wird, mir gegenüber Mass zu halten. —

Alles was Sie für Morphyse tun, ist sehr schön, ich muss es loben. Sie ist Ihnen darum nicht besser,

aber Ihre Pflichten sind erfüllt, und Sie achten sich selbst dadurch höher. Und dann weiss ich nicht, ob man dadurch nicht eine Kraft erwirbt, die man sonst nie besitzen würde . . . .

Ich bitte Sie, Urania zu fragen, warum sie ihren Kindern nicht die Augen öffnet. Die Unwissenheit ist die Mutter all unserer Irrtümer. Ist es gut, die Wahrheit zu erkennen? Ist es gut, die Tugend zu lieben? Ist es richtig, das Gute und das Böse, den Wert der Dinge in dieser Welt zu erkennen, das, was man sich und was man den anderen schuldet? Oder ist es besser, in der Dämmerung zu irren, keine bestimmten Begriffe zu haben, das Gute töricht, das Böse unwissentlich zu tun, in Verachtung zu fallen, ohne Überlegung zu leben u. s. w. u. s. w.? Das ist es so ziemlich, worauf sich Uranias Bemerkung zurückführen lässt. Das Licht ist ein Gut, das man zweifellos missbrauchen kann. Aber die Unwissenheit und die Dummheit, die Begleiterinnen der Ungerechtigkeit, des Irrtums und des Aberglaubens, sind immer vom Übel.

Der Herr Gesandte[22]) geht etwas hart mit mir um. Er bittet mich um ein Wort über die Bilder, ich gehe hin, komme zurück, schreibe einen ganzen Band und arbeite Tage und Nächte, um ihn zufriedenzustellen; Sie werden aus seinem Briefe, den ich Ihnen mitschicke, sehen, wie mir das gelungen ist . . .

Mademoiselle Arnould[23]) ist leidenschaftlicher und liebenswürdiger als jemals . . . . Der Graf[24]), ihr Myrtil, geht nach Genf, eine Iphigenie in Tauris in

der Tasche. Ich sah ihn vergangenen Sonntag, und ich habe niemals unverhülltere Eigenliebe gesehen. „Nun wohl, was sagen Sie zu meiner Klytämnestra?“ — „Sie enthält schöne Verse.“ — „Voltaire schrieb mir, sein Orest sei im Vergleich dazu nur eine kalte Deklamation, eine Plattheit.“ — „Das hat er Ihnen geschrieben?“ — „Zehn- für einmal.“ — „Nun, ich versichere Sie, der alte Heimtücker glaubt kein Wort davon.“ — „So hat er unrecht.“ —

Was sagen Sie dazu? Das nennt man einen geschwollenen Kamm haben. Um so besser, potztausend, um so besser, so muss man sein, so und noch hundertmal lächerlicher von sich eingenommen, um etwas Grosses zu erreichen, denn nur, indem man sich dazu fähig glaubt, vollbringt man es, oder versucht es wenigstens. Adieu, meine Freundinnen. Das ist ein recht schlechter Brief, recht kalt, ohne ein Wort der Freundschaft oder der Liebe. Das ist sehr böse. Ich begehe hier einen Fehler, den ich Ihnen nicht verzeihen würde. Trotzdem ist viel aufgehäuftes Gefühl in mir. Wann werde ich es in Ihren Busen ergiessen dürfen? Lebt wohl, himmlische Seelen. Wäret Ihr himmlische Seelen, wenn die Nacht mit ihren dunklen Schleiern ...? Sie verstehen mich, Urania.

XXXVI — Paris, den 28. September 1761

Seit mehr als acht Tagen hörte ich nicht das geringste von Ihnen, und da ich Ihrer Gesundheit nicht

recht traue, so fürchtete ich, die sich unaufhörlich erneuernden häuslichen Beschäftigungen hätten sie noch mehr untergraben. Wollen Sie denn nie daran denken, dass Sie nur ein Spinnewebchen sind und dass ein Dutzend solcher Gefälligkeiten, ebenso töricht von der, die sie verlangt, wie von der, die sie gewährt, Sie für immer zerstören können?

Madame d'Épinay, nach der Sie sich so oft erkundigt haben, befindet sich recht wohl. Sie hat mehr den Wunsch, mich in La Chevrette zu sehen, als sie mich wirklich erwartet und sie hat recht. Grimm scheint gut zu ihr zu sein, ihr Landleben ist sehr schön, sie sehen wenig Menschen und machen lange Spaziergänge ....

Nur zu, meine Freundinnen, nur Mut! Zerschmettern Sie, reinigen Sie die Welt von so vielen nichtswürdigen Geschöpfen. Ich sehe, Sie haben sich die Allmacht und die höchste Gerechtigkeit angemasst. Könnten Sie mich wissen lassen, ob Morphyse noch lebt? Beruhigen Sie mich über all Ihre Verwandten und Freunde, beruhigen Sie mich über Sie selbst. Bei dem ersten Anlass zur Unzufriedenheit, bei dem ersten Missverständnis wird die, die der anderen zuvorgekommen ist, allein bleiben, allein bis zu dem Augenblick, wo sie, sich des Mordes so vieler Menschen, über die sie kein Recht hatte, die sie nach einer einzelnen Handlung gerichtet hat, deren Reue sie zuvorgekommen ist, bewusst werdend, das Todesurteil an sich selbst vollstreckt; ein verabscheuungswürdigeres

Ungeheuer als alle, die sie vernichtet hat. — Sehen Sie nun, was Sie tun wollen? Sie finden, die Welt sei schlecht, Sie setzen sich an Stelle dessen, der sie gemacht hat und der sie beherrscht und machen seine Dummheiten wieder gut — Sie richten die Handlungen der Menschen, vortrefflich! Sie setzen Züchtigungen und Belohnungen ein für Dinge, die gar keinen Zusammenhang unter einander haben; Sie entscheiden über die Güte oder die Bosheit der Geschöpfe — Sie haben zweifellos im Innersten der Herzen gelesen? Sie kennen das ganze Ungestüm der Leidenschaften, Sie haben alles erwogen auf Ihren ewigen Wagschalen? — Sind Sie ganz sicher, die eine wie wie andere, gar keine unrechte Handlung vollbracht zu haben, die Sie sich verziehen, weil der Gegenstand unbedeutend war, aber die im Grunde mehr Bosheit enthielt als ein Verbrechen, das der Not oder der Wut entsprossen ist? Ich bitte Sie, meine Freundinnen, legen Sie ungesäumt Ihr Amt als Kriminalchef des Weltalls nieder. Die Gerichtsbehörden selbst, obwohl durch Erfahrung, Gesetze, Herkommen unterstützt, die sie öfters zwingen und ermächtigen, gegen ihr innerstes Bewusstsein zu entscheiden, zittern, wenn sie über das Schicksal eines Angeklagten zu urteilen haben. Und seit wann ist es einem andern Wesen als Gott erlaubt worden, sowohl Kläger als Richter zu sein? . . .

Es ist nicht die erste Frage, ob die Todesstrafe ein Gut oder ein Übel sei, die erste Frage ist: was ist gut oder schlecht, was verdient Strafe oder Be-

lohnung, Gnade oder Todesstrafe; ob nicht der, den Sie nach Ihrem Ermessen vernichten, mehr Gutes auf der Welt durch eine einzige Handlung hätte schaffen können, als er jemals darauf Störungen verursacht hätte. Sie entscheiden über verschiedene recht dunkle Dinge. Wer hat Ihnen denn gesagt, dass es erlaubt sei, irgend jemand auf der Welt das Leben zu rauben, es sei denn, er bedrohe das unsre? Wenn es erlaubt ist, eines Diebstahls halber zu töten, so gibt es nichts, dessentwegen man nicht töten dürfte, man wird einer Stecknadel halber töten. Wenn der durch die Gesetze befohlene Mord nicht ein Übereinkommen wäre, das wir alle unterschrieben haben, dann wüsste ich nicht, wie man ihn rechtfertigen könnte. Wozu dienen die Gesetze, wenn Sie sich an ihre Stelle setzen wollen, wenn Sie unbekannter Verbrechen halber wüten? Wer wird Sie in den Augen der Menschen rechtfertigen? Ich fürchte sehr, die Lösung verwirrt Sie nur deshalb, weil Sie in das Problem unmögliche Bedingungen haben eintreten lassen. Bleiben Sie der Natur treu, treten Sie nicht aus Ihrem Kreise, glauben Sie an die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Ordnung, und Sie werden sehen, wie Ihre Phantome verschwinden, wenn das Verbrechen ungekannt ist, und dass nichts Ihre Aufregung rechtfertigt. Sehen Sie denn nicht ein, wie derjenige, der sich denselben Despotismus anmasst wie Sie, auch gegen Sie wüten könnte, ohne die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, sein Gewissen oder die Gesetze zu verletzen? Vertiefen Sie sich

einmal in die Überlegung, dass Sie ohne innere Mission, ohne Berechtigung über das ganze Leben eines Menschen nach einigen Augenblicken aburteilen. Ach, wer sagt Ihnen, ob der Unglückliche, den Sie einer Handlung wegen vernichten, nicht verschiedenes andere in seinem Leben getan hat, dessentwegen Sie ihn wieder auferstehen lassen würden, wäre es Ihnen bekannt geworden? Haben Sie sich nur auf den Richterstuhl gesetzt, um zu vernichten? — Sie lassen die guten Menschen in Ruhe? Aber um diese handelt es sich gar nicht, sondern um die Menge, die abwechselnd gut und schlecht ist. Erst wägen Sie ab zwischen ihrem Verdienst und ihrer Schuld und dann erst urteilen Sie. —

Ihre Migräne war eine Magenverstimmung. Aber wozu haben Sie denn die Weisheit neben sich, wenn Sie doch tun, was Ihnen gefällt? Urania, Urania, Sie vergessen Ihre Pflicht, an Sie werde ich mich halten. Hier sagte ich ihr: Ich will nicht, dass Sie mehr essen, und sie gehorchte mir. Wäre die Freundschaft weniger aufmerksam oder weniger befehlshaberisch als die Liebe?

Hören Sie, wie ich mich an Grimm gerächt habe. Zuerst hat er den Band über die Bilder gelesen, und er hat ihn voll feiner und angenehmer Gedanken gefunden. Während er ihn las, habe ich ihm zwei andere Arbeiten gemacht, die ich ihm eben zugeschickt habe, die eine über die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, die andere über die Vorteile und Nachteile der Impfungen, Gegenstand zweier Denk-

schriften, die d'Alembert zusammen mit mathematischen Werkchen veröffentlicht hat. — Das habe ich gestern geschafft, während ich ungeduldig Nachrichten von Ihnen erwartete; ich las auch etwas Geschichte. Ich staune nicht mehr über den Eindruck, den die Geschichte auf den Baron macht, sie hat den gleichen auch in mir bewirkt. Es kommt kaum ein Edler auf tausend Schurken, und der Edle ist fast immer das Opfer. Sie geraten ausser sich, während Sie Clarissa[25]) lesen, ich gerate meinerseits ausser mir, indem ich über die Bürgerkriege von Neapel unter Heinrich dem Lothringer, Herzog von Guise, lese. Es war kaum ein Tag, an dem dieser tugendhafte Mann nicht einen Menschen köpfen oder an den Füssen aufhängen liess. Ich war noch viel strenger als er, wieviel Köpfe und Füsse hat er verschont, die ich herunterschlagen und durchbohren liess. Wahrlich, ich glaube, der Erfolg gut gelesener Weltgeschichte ist, Hass, Misstrauen, Verachtung, verbunden mit Grausamkeit, einzuflössen.

Ich arbeite weiter, jetzt sind es Bilder, die ich ererkläre. Die Buchhändler schämen sich ihres Geizes. Ich glaube, sie werden mir nun doch für den Band Kupferstiche dasselbe elende Honorar geben, das sie mir für den Band Reden gaben; nun, wenn ich davon nicht reicher werde, so werde ich wenigstens auch nicht ärmer. Übrigens, meine Bibliothek ist so gut wie verkauft[26]), die Herren Palesy, de Farges und ein Dritter werden sie übernehmen. —

Sie haben mir noch nichts über einen Zettel von Voltaire geschrieben, den ich Ihnen das letzte Mal geschickt habe. —

Ich habe die deutsche Tragödie[27]) endlich, und das Angenehme ist, ich habe sie nicht von Montigny. Zwei kleine Deutsche besuchen mich von Zeit zu Zeit, es sind zwei sehr liebenswürdige und wohlerzogene Knaben. Ich habe ihnen mein Verlangen, das Werk kennen zu lernen, gezeigt, sie haben es mir in zwei oder drei Tagen übersetzt; ich weiss noch nicht, was daran ist. Es ist schwer, ein Werk, auf das Grimm ungemeinen Wert legt, so zu entstellen, dass es unwert sei, Ihnen geschickt zu werden . . . Ich werde Sie da unten so interessant machen, dass ich mir einen anderen Rival als Urania herbeiziehen werde, der uns alle beide überlistet. Adieu. Seien Sie verständiger, und Sie werden wohler sein. Sie wünschten ein besseres Einvernehmen zwischen dem weissen Mönch und Morphyse, Sie wollen also Paris nicht wiedersehen?

XXXVII — Paris, den 2. Oktober 1761

Sie kamen nach Paris, als ich eben abreiste, und wir haben uns nicht gesehen, erst bei meiner Rückkehr vom Lande fand ich zwei Billets, eins von dem Gatten, eins von seiner Frau[28]), wir sind viel miteinander spazieren gegangen. Madame Le Breton ist tausendmal ausgelassener, als es ihrem Alter, ihrer

Frömmigkeit und ihrem Stande zukommt. Ich wüsste gern, wie diese Frau in ihrer Jugend war. Sie war innig mit einer Frau de La Martellière befreundet; nun, wenn man sie nach dem bekannten Sprichwort beurteilen will, so wäre damit alles gesagt. Sie wissen oder wissen nicht, dass es mir manchmal Spass macht, den Verliebten bei ihr zu spielen, weder sie noch ihr Mann gehen auf den Leim, und es gibt unserer Unterhaltung einen gefälligen und heiteren Anstrich. Es fängt an kalt zu werden, gestern sassen wir um ein gutes Feuer, das durch die Dauben eines alten Fasses unterhalten wurde. Die alte Närrin sagte zu mir: „Philosoph, seit langem bemühen Sie sich um meine Gunst, jetzt ist der Moment, sie zu erlangen, rasch läutern Sie sich dort, und ich erhöre Sie.“

Unser Einsiedel-Mönch ist eine sehr glückliche Person, die sich in einer Ecke des Wirtschaftshofes eingerichtet hat. Er trinkt, isst, er wird zusehends fetter, er geht wenig aus, ich wüsste Ihnen nicht zu sagen, ob er nachdenkt. Ich zähle ihn zu der Sekte der Epikureer. Die Heiterkeit, mit der er seine Zelle verlässt, gibt mir die höchste Meinung über den Gebrauch, den er dort von seiner freien Zeit macht. Wir besuchten ihn zweimal täglich, ich versichere Sie, dass er sich kaum um uns kümmerte. Solange er sehr jung war, hatte er keinen Namen, ich habe ihn Antonius oder Don Antonius benannt. Die Pächterin sorgt für seinen Unterhalt und seine

Leibesnahrung, er ist darin nicht anspruchsvoll, wenn er häufig brummt, so kommt das weniger von übler Laune als aus einer besonderen Gemütsart, die ihm eignet. Wenn seine sonstige Geschichte Sie interessiert, werde ich mich danach erkundigen, ich bin wenig neugierig und geniesse die Leute, ohne mich zu erkundigen, wer sie sind und woher sie kommen.

Als ich an einem dieser Tage meiner Wirtin meine Verwunderung über ihr widerspruchsvolles Wesen aussprach, gab sie mir eine recht seltsame Antwort. „Das kommt daher, sagte sie zu mir, dass es keine Frommen, sondern nur Heuchler gibt. Vergebens, fügte sie hinzu, wirft man sich auf die Knie, vergebens ist das Beten, Fasten, die Hände falten, vergebens erhebt man sein Herz und seine Augen gen Himmel, die Natur ändert sich nicht, man bleibt, der man ist. Ein Mann zieht einen blauen Anzug an, heftet eine Achselschnur an seine Schulter, hängt einen langen Degen an die Seite, belastet seinen Hut mit Federn; aber vergeblich erkünstelt er einen stolzen Schritt, wirft den Kopf, droht mit dem Blick, er bleibt ein Feigling, der sich den Schein eines Mutigen gibt. Wenn ich zurückhaltend, ernsthaft, gesetzt bin, so bin ich nicht ich selbst. Ich habe eine Kirchen-, Welt-, Amts-, Herrinnenmiene, das ist mein Maskenleben; mein wirkliches Leben, mein wahres Gesicht, meine natürliche Art habe ich selten, aber sie ist ganz anders; ich bewahre sie meist nicht lange, aber dann

sage ich viel, viel Torheiten, und ich halte nur ein, weil ich glaube, noch meine Mutter zu hören, die mir sagt: ‚Nun, nun, mein Töchterchen,' dann verschliesse ich mich, und der Schleier bedeckt mich wieder. Sehr selten gebe ich mich den Menschen, wie ich bin, ohne es dann in der Kirche zu bereuen. Übrigens liebe ich die Menschen am meisten, mit denen ich am leichtesten geneigt bin, in mein natürliches Wesen zurückzufallen. Wenn man mich langweilt, bin ich schön und keusch wie eine Eisblume."

Der Graf Lanraguais hat Mademoiselle Arnould sitzen lassen. Anstatt sich wollüstig an dem Busen eines der liebenswürdigsten Mädchen auszuruhen, treibt ihn eine tolle Eitelkeit und führt ihn von Paris nach Montbard, von Montbard nach Genf. Er ist mit einer Rolle schöner Verse hingegangen, die ganz und gar von einem andern gemacht sind, aber die er an der Seite Voltaire's noch einmal machen wird, um diesen zu überzeugen, sie seien von ihm. Ein seltsames Menschenkind. Er hat zwei junge Chemiker zu sich genommen. Eines Morgens erwacht er um vier Uhr, weckt sie in ihrer Kammer und nimmt sie in seinen Wagen. Die Pferde hatten sie schon nach Sèvres gebracht, ehe sie die Augen offen hatten. Er lässt sie in sein Häuschen eintreten, als sie darin sind, sagt er zu ihnen: „Meine Herren, da sind Sie; ich brauche eine Entdeckung, Sie werden nicht von hier fortkommen, ohne sie gemacht zu haben. Adieu, ich komme in acht Tagen wieder;

Sie haben Gefässe, Öfen, Kohle, man wird Sie verpflegen, arbeiten Sie.“ Dies gesagt, verschliesst er die Tür hinter ihnen, und fort ist er. Er kommt wieder, die Entdeckung ist gemacht, man teilt sie ihm mit, und im selben Augenblick ist er überzeugt, dass sie von ihm sei. Er rühmt sich ihrer, er ist sehr stolz, selbst den beiden armen Teufeln gegenüber, von denen sie stammt; diese behandelt er wie Dummköpfe und lässt sie vor Hunger umkommen. Wenn er noch sagte: Ihr habt Genie und kein Geld, ich habe Geld und will Genie haben, verständigen wir uns. Ihr werdet Nahrung und Kleidung bekommen und ich Ruhm.

Ich werde Paris im Herbst nicht verlassen. Ärger folgt auf Ärger. Ich verderbe meine Augen an Blättern, die mit Ziffern und Buchstaben bedeckt sind und mitten bei dieser mühseligen Arbeit kommt der bittere Gedanke, dass Beleidigungen, Verfolgungen, Quälereien, Beschimpfung ihre Frucht sein werden. Ist das nicht angenehm? Freund Grimm hat gut predigen, es wird darum nicht weniger geschehen, ich kann nicht länger durch Versprechungen satt werden.

Köstliche Ruhe, gute Lektüre, ein Spaziergang an einem frischen und einsamen Ort, ein Gespräch, bei dem sich das Herz öffnet, bei dem man sich all seinem Gefühl überlässt; eine starke Erregung, die Tränen in die Augen treibt, das Herz klopfen, die Stimme brechen, in Ekstase geraten lässt, möge sie nun aus der Erzählung einer edlen Tat, einer zärtlichen

Wallung, aus dem Gefühl der Gesundheit, der Heiterkeit, der Freiheit, der Musse, des Wohlbehagens entspringen, das allein ist wahres Glück, ich werde nie ein andres kennen. Ich brauche nur ein wenig vorwärts zu sehen, an den Moment zu denken, wo die Augen meines Töchterchens aufgehen, ihre Brust sich runden, ihre Heiterkeit verschwinden, wenn sie anfangen wird sanft zu werden, wenn in ihren Sinnen eine ungewohnte Wirre herrschen wird, in ihrem Herzen ein unerkannter Wunsch. Das wird auch die Zeit der nächtlichen Träume, der erstickten Seufzer, der flüchtigen Blicke nach den Männern und zugleich der Moment sein, in dem es heisst, mein kleines Vermögen zu teilen. Was ich ihr gebe, muss dann genügend für ihr Behagen sein, was ich behalte, genug für das meine. Adieu, meine guten Freundinnen ... Ich umarme Euch von ganzer Seele ...

XXXVIII Paris, den 7. Oktober 1761

Ich fürchtete, Ihre Gefälligkeit hätte Sie zu einem Spaziergang oder noch weiter verlockt, und Sie wären von den ersten Frösten belästigt worden. Der Winter macht uns im Herbst einen Besuch ... Alles ist wieder in Ordnung, es hat sich gemacht, wie Sie es wünschten, aber aus Zufall, ohne dass wir uns hinein gemischt haben. Meine Freundinnen, wir wollen unser Leben lang die Logik der Undankbaren ver-

meiden. — Sie haben keinen Umstand vergessen, der Sie von der Dankbarkeit befreit, aber Sie sagen kein Wort von denen, die Sie dazu verpflichten. Ich frage Sie jetzt, was hat er gewollt? Hat er Ihnen dienen, Sie verpflichten wollen, hat er Ihnen ein Opfer gebracht? Hat er sich als Ihren Freund, Ihren Diener gezeigt? Was tut es, wenn aus besonderen Ursachen, die er nicht kennt und nicht kennen konnte, wie Ihren Abscheu gegen seine Zuneigung, Ihre Verachtung seiner Person, er Sie ärgerte, anstatt Sie zu erfreuen? .... Es gibt zwei Sorten Freunde. Die einen sind die Freunde unserer Wahl. Die Achtung, die Tugend, die Gleichheit der Charaktere, alles was Respekt, Vertrauen, Ehrfurcht, Sympathie unter guten Menschen einflösst, verbindet sie uns. Es sind zwei Instrumente, von der Natur zum Einklang gestimmt. Sie haben sich zusammengefunden, die Saiten des einen wurden gerührt, und die Saiten des anderen bebten . . . Es gibt Freunde, die der Zufall uns gibt, ihr Ursprung ist das, was sich unter dem Wort Lebensnotdurft zusammenfassen lässt. — Sie fallen in einen Fluss, ein Schurke springt hinein und rettet Ihr Leben mit Gefahr des seinigen. Nun, ist er nicht zum mindesten ein Wohltäter, wenn schon kein Freund? Wie werden Sie sich zu diesem Mann stellen? Sein Charakter ist kein Vorwurf für Sie, aber befreit er Sie von der Dankbarkeit? Selbst angenommen, Sie hätten sich aus Lebensüberdruss in den Fluss gestürzt, er wusste nicht, dass Sie um-

kommen wollten, sollte er deshalb den müssigen und ruhigen Zuschauer spielen? Was hat Ihr Vater für Sie getan? Vergleichen Sie es mit dem, was dieser Schurke seinerseits getan hat. Es bleibt ein grösseres Plus als nötig wäre. Das übrige sagen Sie sich selbst. —

Die liederlichen Wildfänge sind in der Welt willkommen, weil sie sorglos, heiter, liebenswürdig, verschwenderisch, sanft, gefällig, jedem Vergnügen geneigt sind, weil es unmöglich ist, dass jemand sich ruiniere, ohne andere zu bereichern; weil wir die Laster, die uns vergnügen, mehr lieben als die Tugenden, die uns verstimmen; weil wir voll Duldung gegen ihre Fehler sind, unter denen es einige gibt, die wir auch haben; weil sie unsere Selbstachtung unaufhörlich erhöhen durch die Nichtachtung, die sie uns einflössen; weil sie uns Behagen verursachen, weil sie uns über unsere Tugend durch das amüsante Schauspiel ihres Lasters trösten; weil sie uns von dem unterhalten, was wir weder zu tun noch zu reden wagen; weil wir immer ein wenig lasterhaft sind; weil gewöhnlich die Leichtfüsse liebenswürdiger als die übrigen sind, mehr Geist, mehr Kenntnis der Menschen und des menschlichen Herzens haben. Die Frauen lieben sie, weil sie auch Leichtfüsse sind. Ich bin nicht sehr sicher, ob die Frauen wirklich ungern mit denen verkehren, die sie erröten machen. Es gibt vielleicht keine ehrenwerte Frau, die nicht einige Momente hat, wo sie kaum ärgerlich wäre,

wenn man sie überraschte, besonders nach der Toilette. Wen brauchte sie dann? Einen Leichtfuss. Mit einem Wort, der Leichtfuss macht all die Torheiten, die wir uns verbieten, und dann sind sie so häufig, dass, wenn man sie aus der Gesellschaft verbannen wollte, neunzehnzwanzigstel der Männer und der Frauen verbannt werden müssten. Man empfängt sie, weil man selbst keine verschlossenen Türen zu finden wünscht. Man ist, man war oder man wird doch einmal selbst ein Verführer sein. Ob es so ist oder nicht, man hat wenigstens versucht, es zu sein . . . Mademoiselle Arnould? Nun wohl. Mademoiselle Arnould hat dem Grafen Lanraguais Pferde, Equipage, Silbergeschirr, Schmuck, Wäsche, kurz alles, was sie von ihrem Liebhaber hatte, zurückgeschickt. Das missfällt mir mehr, als ich sagen kann. Das Mädchen hat zwei Kinder von ihm, er ist der Mann ihrer Wahl, weder Zwang noch äussere Rücksichten, keins der Motive, denen die gewöhnlichen Verbindungen entspringen, hat sie zusammengeführt. Gab es jemals ein Sakrament, so war es dies, besonders, da es nicht in der Natur liegt, dass ein Mann nur eine Frau besitzt. Sie vergisst, dass sie gebunden ist. Sie vergisst, dass sie Mutter ist. Das ist kein blosser Liebhaber mehr, es ist der Vater ihrer Kinder, den sie verlässt. Mademoiselle Arnould ist in meinen Augen nichts als eine kleine Grisette. Sie war bei Saint-Florentin, sich über den Grafen zu beklagen, der damit gedroht hatte, sie zu vergiften. Kaum hatte er

Paris verlassen, als ihm ein Brief nachfolgte, der ihm den Bruch mitteilte. Kaum war dieser Brief fort, so verständigte sie sich mit Bertin und unterzeichnete die Bedingungen ihrer neuen Prostitution. Ich bin glücklich, dass ich mich weigerte, ihre Bekanntschaft zu machen . . .

Madame d'Épinay ist in Paris. Ich habe gestern abend mit ihr, Grimm und Freund Saurin, der Geist und Wohlbeleibtheit entwickelt, soupiert. Die Geschichte seiner teuren Hälfte ist inzwischen öffentlich geworden. Es wird von nichts als dem Kinde gesprochen. Das Problem ist, ob man ihn, oder ob man ihm nicht reinen Wein einschenken wird.

Eine kleine Witwe vom Faubourg ist von meiner Frau zu Mittag gebeten worden. Während wir assen, sagte ich zu der kleinen Witwe: „Was fangen Sie mit Ihrer Witwenfreiheit an?“ „Ach, fast gar nichts!“ „Werden Sie sich wieder verheiraten?“ „Ich weiss nicht.“ „Wie, gar keinen Liebhaber?“ „Verzeihung, ich habe deren wahrhaftig zwei. Der eine ist ein Trottel von Philosoph, der mich mit ehrerbietiger Verehrung umbringt; ich glaube, ich werde mich von ihm befreien, ich brauche jemand, der mir Spass macht.“ „Und der andere?“ „Der andere, der geht gut ins Zeug, wenn man ihn nur lässt.“ „Und was werden Sie mit dem anfangen?“ „Ich werde ihn eine Zeitlang behalten, und dann werde ich mit ihm wie mit gewissen blutsaugerischen Tierchen verfahren, die man auf der Wunde, die sie verursacht haben, zerdrückt, um von ihr

zu genesen.“ Ist das nicht heiter, was sagen Sie dazu? Nun? Und welchen Eindruck meinen Sie wohl, hat das auf meine fromme Frau gemacht? Sie hat aus vollem Halse darüber gelacht, zum Zeichen, dass der Anblick der Liederlichkeit selbst den tugendhaften Frauen nicht missfällt. Adieu, meine Freundinnen, meine holden, meine einzigen Freundinnen. Alles was ich sehe, alles was ich höre, alles was ich erfahre, erhöht meine Achtung, meine Zärtlichkeit für Sie. Sie verleiden mir alles andere. Adieu, adieu. Damilaville schreit wie ein Narr, dass ich den Boten aufhalte, der den Brief zur Post bringen soll.

XXXIX Paris, den 12. Oktober 1761

Ich beginne mit den Neuigkeiten. Diese ist wahr, wenn es jemals eine war, alle Briefe aus Spanien, alle aus Lissabon, alle Mäuler der Stadt verkünden sie. Endlich ist die grosse Affäre von Portugal beendet. Die Jesuiten, in erster Instanz von dem Gerichtshof der Inquisition gerichtet, dann vor die bürgerlichen Richter gebracht, sind lebend verbrannt worden; es waren siebenundzwanzig mit sechs Juden und zwei Franzosen, alles Verschwörer. Es war nichts Geringeres nötig, um das Betragen Carvalhos[29]) zu rechtfertigen. Jetzt muss man den Bericht über den Prozess abwarten.

Nein, meine Freundin, Ihre Blumen sind erst am Morgen nach meinem Namenstag zu mir gelangt, sie waren mir darum nicht weniger wert.

Ich sollte am Dienstag abreisen, um mit Grimm, d'Alinville und Montamy nach Grandval zu fahren. Ich kündigte meine Reise an. Beim ersten Wort sah ich, wie die Gesichter der Mutter und des Kindes lang wurden. Das Kind hatte einen Glückwunsch bereit, und die Mühe, die es sich gegeben hatte, ihn zu lernen, durfte nicht vergeblich sein. Die Mutter hatte sich ein grosses Diner für Sonntag vorgenommen, es hat sich alles gemacht, ich bin gereist und zurückgekommen, um mich anfeiern zu lassen. Das Kind hat seine kleine Ansprache zum Entzücken vorgetragen. Mitten darin, als sie an ein paar Worte mit schwieriger Aussprache kam, hat sie innegehalten und zu mir gesagt: „Papa, das kommt daher, dass ich eine Zahnlücke habe", und sie hat wirklich zwei Zähnchen verloren. Sie fuhr fort. Gegen Schluss, als sie mir ein Bouquet überreichen sollte und es durchaus nicht finden konnte, hielt sie nochmals inne, um mir zu sagen: „Das ist das schlimmste an der Geschichte, meine Nelken haben sich versteckt." Sie hat geendet, ohne sich zu verwirren, dann hat sie ihre Blumen gesucht, die sie zuletzt gefunden hat. Wir haben gestern in grosser Gesellschaft gespeist. Die gnädige Frau hatte alle ihre Freundinnen versammelt. Ich war sehr heiter, trank und ass. Ich machte den Wirt bei Tische ganz vortrefflich. Nach Tische spielte ich und ging nicht aus. Ich begleitete alle Welt zwischen elf und zwölf nach Hause, ich war bezaubernd und wenn Sie wüssten mit wem. Was für Gesichter! Was für Leute! Was für Reden! Was

für eine Sorte von Lustigkeit. Man zitterte etwas davor, wie ich mich benehmen würde. Man liess meinem Geschmack mehr Gerechtigkeit widerfahren als meiner Rücksicht und Liebenswürdigkeit. — Nicht dass man von einem oder vom andern viele Proben hätte! —

Ich werde Donnerstag mit meinen jungen Deutschen dinieren, sie sind allerliebst. Ich habe nichts an der Tragödie, die sie übersetzt haben, zu ändern; sie wird Ihnen sicherlich, so wie sie ist, gefallen; Sie sollen sie unverzüglich haben. —

Nein, teure Freundin, Sie haben gut reden, ich kann bis auf weiteres niemandem misstrauen. Ich schäme mich zu sehr, wenn mein Misstrauen unberechtigt war. Le Breton wird redlich mit mir verfahren, das genügt mir. Ich habe nur acht darauf, meine Quittungen so zu fassen, dass man sie unter keinen Umständen missbrauchen kann.

Ja, Urania hat grosse Freundschaft, grosse Achtung für mich! Sie hat nicht einmal geruht, ein Blümchen Ihrem Strauss beizufügen. —

Nun fangen diese verwünschten Sorgen, die uns so verdriesslich machten, schon wieder an. —

Bertin ist nicht versöhnt, wird sich nicht versöhnen. Die Freunde halten da gut Ordnung.

Meine Bibliothek wird sieben oder achthundert Livres Zinsen meinem Einkommen zufügen. Ob man sie mir lässt oder mir augenblicklich fortnimmt, kümmert mich wenig.

Gut, mehr als ein und ein halbes Jahr sind wir nun im Kirchenbann. Die Ausgabe, die man in Lukka von unserem Werk gemacht hat, hat uns eine Bulle zugezogen, und der Hass, den man uns zollt, hat dies Ereignis wieder hervorgezerrt, jetzt wo man weiss, dass alles beendet ist, und dass wir trotz Sturm und Flut erscheinen werden . . . .

Graf Lanraguais ist von Genf zurück. Er hat acht Tage bei Voltaire verbracht. „Wir taten gut", sagt er, „uns zu trennen, zwei grosse Dichter vertragen sich nicht länger." Es ist nicht was, sondern die Treuherzigkeit, mit der er es sagt, die lachen macht. Er hat eine Salbaderei und ein satirisches Gewäsch auf die Flucht von Mademoiselle Arnould verfertigt, wenn es gedruckt ist, ist seine Wunde geheilt. Im Augenblick muss man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er darüber verzweifelt scheint. Wenn es selbst nur seine Eitelkeit ist, die leidet, so hat er eine mächtige und leicht verletzliche.

Grimm, Damilaville und ich haben eine kleine Verstimmung gegeneinander gehabt. Sie gingen ins Schauspiel, und meine Geschäfte führten mich anderswohin. Sie schmollten, als wir uns trennten. —

Hier eine Frage. Ein erwischter Schurke befragt einen Advokaten, ob er sich sicher glauben darf; der Advokat prüft seine Angelegenheit und sagt ihm, ja, er wird ihn herausreissen. Dem ist nicht so, der Dieb ist in Gefahr, gehangen zu werden. Mitten aus seiner Not heraus lässt er seinen Advokaten

holen und sagte zu ihm: „Aber lieber Herr, man sagt, icb soll hängen.“ „Das wusste ich,“ antwortet kalt der Advokat, „das ist es auch, was Sie verdienen.“ Hat dieser Advokat nun gut oder schlecht gehandelt? Darüber könnte man drei Tage und drei Nächte unaufhörlich disputieren. Ich umarme Sie tausendtausendmal.

XL Paris, den 19. Oktober 1761

Irre ich, meine Freundin, wenn ich denke, dass man für erwiesene Dienste nur dann Dankbarkeit empfindet, wenn die Freundschaft erkaltet ist? Ich werde Ihnen dafür Gründe sagen, die Urania in der Tiefe ihres Herzens bestätigt finden wird; fragen Sie sie nur danach. — Man befreit sich von einer drückenden Wohltat durch eine noch viel grössere Wohltat und ist frei davon. —

Ich habe den Grafen Lauraguais gesehen und wieder gesehen. Er verkündet überall mit Pauken und Drommeten die Ehrenhaftigkeit seiner Freundin. Gewiss ist, dass er toll in sie vernarrt ist. Er machte in ihrem Namen ein kleines Scherzspiel in Prosa, das mir nicht missfallen hat. Wenn ich es wagte, würde ich Ihnen das Horoskop dieses Mannes stellen. Er läuft dem Ansehen nach, er verlangt ein grösseres, als er je wird erlangen können, das wird ihn verstimmen und schliesslich wird er sich seinen Brausekopf mit einem Pistolenschuss zerschmettern.

Wir fürchten, man wird Voltaire für alle neuen Extravaganzen Lauraguais' verantwortlich machen; aber alles in allem, was kann das Voltaire anhaben? Wer so kühne Arbeiten wie „La Lettre de M. Gouju“ und viele weitere veröffentlicht, der ist sicher über alle Furcht hinaus. — — Was übrigens diesen „Lettre de M. Gouju“ betrifft, so haben die Jansenisten ihn herausgegeben. Wahrlich, ich glaube, ein Jansenist träte ein Kreuz mit Füssen, könnte er dafür ungestraft einen Jesuiten erwürgen. Aber wenn diese Leute die Religion nicht lieben, warum verabscheuen sie einander so um solche Lappalien in der Religion? Wie viel verschiedene Arten von Torheiten unter den Menschen! Es ist wahr, ich trage auch meine Schelle, aber es ist eine hübsche Schelle, Sie haben sie mir umgehängt. Nichts ist gewöhnlicher als ein Narr, der eine weise Rede hält. Diese Betrachtung machte ich über mich selbst, als ich den Grafen hofmeisterte; diese Betrachtung mache ich meist, wenn ich andere hofmeistere, zum wenigsten ziehe ich Nutzen aus den Ratschlägen, die ich ihnen gebe.

Sie täuschen sich, Ihre Rückkehr ist nicht so fern, wie Sie meinen. Da Ihre Mutter reist, langweilt sie sich. — Ich fürchte für Sie den Augenblick, der Sie von der teuren Schwester trennt.

Sobald Sie den Brief empfangen haben, stecken Sie die Bruchstücke der Clarisse in ein Kuvert und schicken Sie sie mir wieder. Madame d'Épinay fordert sie von mir zurück.

Man wird den „Droit du Seigneur" nicht spielen. Crébillon[30]), der Voltaire nicht liebt, findet ihn unbescheiden.

O teuerste Freundin, wie schwer wird es mir, Ihre Abwesenheit zu ertragen. Ich habe Tage des Missmuts, die mich niederdrücken, dann missfällt es mir überall. Ich suche in mir nach einem Zufluchtsort; zuerst schweifen meine Gedanken um Paris, dann entferne ich mich langsam, und zuletzt komme ich dahin und bleibe da, wo Sie sind. Kommen Sie doch zu mir, da ich nicht zu Ihnen kommen kann. Ich habe fast den Mut verloren, Ihnen Neuigkeiten zu schreiben. Trotzdem müssen Sie wissen, dass Pitt in Ungnade gefallen ist. Das ist besser für uns, als zwei gewonnene Schlachten. Der Pater Malagrida[31]) ist in der Tat als falscher Prophet durch einen Spruch der Inquisition zum Tode verurteilt worden. Man sagt, der Prozess der anderen schreite fort. Man mag soviel, als man will, verbrennen, wenn man nur keinen als schuldig des Königsmordes verdammt, so wird die Gesellschaft Jesu sich keinen Pfifferling darum scheren.

Meine Frau hat es sich eingerichtet, kleine Festlichkeiten zu geben. Ich bin immer dabei und suche nach besten Kräften den Wirt zu machen. Kennten Sie die Festgenossen, die sie mir gibt. ein wenig, dann würden Sie die Aufgabe, die ich da auf mich nehme, richtig schätzen. Die Abende, die ich bei Le Breton verbringe, sind auch recht langweilig und lärmend. Ich werde Ihnen die Menschen schildern; wäre ich in der Laune dazu, so machte ich Ihnen

Spass mit meinem Verdruss. Gestern hatte ich einen starken Strauss mit dem Herrn des Hauses. Man war eifrig dabei, einen Ehrenmann unserer Bekanntschaft zu zerreissen, Crammer, den Buchhändler aus Genf. Ich unterbrach mit Vorsicht die Lästerzungen und sagte, ich vertrüge es nur schwer, dass man von einem ehrenwerten ausländischen Kaufmanne schlecht spräche, weil mir das von allen ehrenwerten französischen Kaufleuten eine schlechte Meinung geben könnte. Man fand ich weiss nicht was in dieser Rede beleidigend, man erhitzte sich, und es war ein Uhr morgens, ehe ich diesen Narren begreiflich machen konnte, es könnte nichts Passenderes geben als meine Rede zu Ehren eines französischen Kaufmannes, würde sie in Genf gehalten, und dass folglich in Paris an einer Verteidigung eines Genfers nichts auszusetzen sei. Es sei sehr seltsam von Le Breton, an seinem Tische beleidigend zu finden, was man mir als grosssinnig anrechnen würde, hätte ich es am Tische des Herrn Crammer gesagt. Sie hatten nachts Zeit, sich abzukühlen, und am nächsten Morgen entschuldigten sie sich bei mir wegen ihrer unberechtigten Hitze.

Adieu, meine holden Freundinnen, wir stecken bis über die Ohren in wichtigen Geschäften. Der Mann an der Spitze wackelt, seine Stelle ist wichtig, sie wird umworben werden, und wir richten unsere Batterien, damit sie uns nicht entrissen wird. Wir haben Briefe, Bittschriften, Denkschriften in völliger Bereitschaft. Wenn Damilaville eines Tages General-

direktor würde, so stürbe, glaube ich, seine Geliebte vor Kummer. Sie würde ihn hundertmal lieber als kleinen Beamten mit tausend Taler jährlichem Gehalt besitzen, als Gefahr laufen, ihn als Herrn Direktor mit zwanzigtausend Livres Einkommen zu verlieren. Die Liebe flösst merkwürdige Anschauungen ein. Es ist wahr, unser Freund Damilaville ist ein bisschen eitel, aber er ist ein ehrlicher Mann. — Ich quäle unseren Verlagsbuchhändler, ich wünschte so sehr, dass er mir einige Tage Urlaub gäbe, die ich in Grandval verbringen würde. Die Freundschaft des Barons für mich fordert es, noch mehr die Rücksicht, die ich Madame d'Aine schulde.

Wundern Sie sich nicht darüber, wie unzusammenhängend das alles ist; Thiriot, Damilaville und einige andere machen einen schrecklichen Lärm, inmitten dessen ich schreibe. Das ist eine Unannehmlichkeit, der ich oft ausgesetzt bin, aber hier brauche ich wenigstens nicht zu fürchten, dass die Neugier sich mir auf den Zehen nähert und über meine Schulter geneigt die Zeilen liest, die ich ihr entziehen will. Noch einmal, leben Sie wohl. — Auch ich wünsche nur so geliebt zu werden, wie ich liebe. — Ich bin ein wenig unruhig wegen Angéliques[32]) Gesundheit. Es war eine Art Anschwellung, welche die Augen, den Kopf, die Backen und das rechte Ohr ergriff, jetzt kommt ein trockener Husten hinzu, mit Halsschmerzen und einem rauhen Geräusch, das mich ängstiget, vielleicht ist es morgen vergangen, aber dann wird irgend etwas anderes da sein, und man befindet sich alle Tage schlechter.

Wie sehr würde ich Sie beide umarmen, wenn ich dort wäre. Vergessen Sie mich nicht bei Vialet. —

XLI Paris, den 25. Oktober 1761

Sie haben eine recht verdriessliche Reise gemacht. Das einzige Mittel in solchen Fällen ist, alles mit einem ironischen Blick zu betrachten. Ich entsinne mich, mich in einem Schlosse, wie Sie es schildern, sehr wohl befunden zu haben. Alles gab uns zu lachen bis zu den Nachtgeschirren, die man durch Blumentöpfe aus Fayence ersetzt hatte, deren Mittelloch man mit einem Flaschenkorke verstopfte. Man würde die Miseren des Lebens auf das mindeste einschränken können, wenn man sie von der lächerlichen Seite aus betrachtete, aber der Unwille mengt sich hinein, man ist verletzt oder setzt sich an dessen Stelle, der es ist, und man wird böse, anstatt zu lachen.

Unsere beiden jungen Deutschen haben nicht geruht, bis sie mich in ihr Hotel geschleppt haben. Ihr Diner war abscheulich, das verhinderte nicht, dass es sehr heiter war. Sie gaben vor, es sei nach den Grundsätzen des Apicius Cælius bereitet, des berühmten römischen Feinschmeckers, der sich tötete, als ihm nur noch zwei Millionen blieben, mit denen es nach seiner Meinung einem anständigen Menschen unmöglich wäre zu leben. Was mich aber die gröbsten Gerichte hätte vergessen machen, war der Anblick der beiden jungen, unschuldigen, geistvollen und offenen Leute, sich

mit einer Freundschaft liebend, die sich jeden Augenblick in der feinsten und rührendsten Weise verriet. Sie rezitierten mir einige ihrer Arbeiten, man musste die Freude sehen, mit der jeder die des anderen vorzog. „Die Prosa ist prächtig" — „O nein, mein Freund, man muss lesen, was Sie über den Gegenstand geschrieben haben, um meiner Arbeit überdrüssig zu werden. Sagen Sie es uns doch einmal." — Der jüngere, der Nikolai[33]) heisst, erzählte uns folgende Fabel. „Gegen Ende des Sommers hatten die Ameisen, die arbeitsamsten der Provinz, ihre Magazine gefüllt, sie betrachteten wohlgefällig ihre Vorräte, als sich plötzlich der Himmel mit Wolken verdunkelte und ein Wolkenbruch herniederging, der alle angehäuften Körner verschwemmte und einen Teil des kleinen Volkes ertränkte. Diejenigen, die übrig blieben, stiessen Klagen gegen den Himmel aus, verlangten eine Erklärung für diesen Jammer und riefen: „Warum diese Sintflut, wozu dienen diese Wasser?" Und während die Ameisen sich so beklagten, kamen Marc Aurel und sein ganzes Heer in einer Wüste vor Durst um." — Denken Sie darüber nach, meine Freundinnen. Der andere, der sich de La Fernière nennt, erzählte uns: „Ein Vater hatte ein Kind. Er hatte alles getan, um es glücklich zu machen, aber er sah wohl, dass all seine Sorgfalt vergeblich sein würde, wenn der Himmel sie nicht unterstützte. Er ging zum Tempel und flehte brünstig zu den Göttern für das Wohl seines Sohnes. Die Götter antworteten ihm: „Kehre nach Hause zurück, wir haben dich erhört, dein Sohn und du,

ihr werdet des grössten Glückes geniessen, das sich Sterbliche versprechen können.“ Der Vater, sehr zufrieden, kehrt zurück; er findet seinen Sohn tot und bricht sterbend auf ihm zusammen.“ — Das Leben muss in der Tat ein übles Ding sein, denn ich erriet das Ende, und ich habe es fast niemand erzählt, der nicht gleich mir das Ende erraten hätte.

Wenn ich bei Urania wäre, würde ich ihr die Hand für die posthume Blume küssen, die sie mir gibt — vertreten Sie mich. — Nun, nun, es kommen Ihnen manchmal tolle Ideen? Bleiben Sie weiter wohl und erhalten Sie mir Ihre Gesundheit . . .

Die schottischen Gesänge sind in den Händen des M. de Saint-Lambert, der nichts wiedergibt, weil er alles, was man ihm borgt, Madame d'Houdetot weitergibt, die alles verliert. Grimm hat das Stück, welches ich übersetzt habe. Ich zittere, Ihnen Miss Sara Sampson zu schicken, aus Furcht, dass es Ihnen wie mir geht, und dass, wenn man wie bei mir das Paket aufmacht, man es besteuert und es Sie zwanzig Franks kostet. Trotzdem wollen wir es probieren, wenn Sie es anordnen. Es ist hundert gegen eins zu wetten, dass es uns gelingt; sehen Sie zu.

Sie mögen es nicht, dass meine Freunde, die eigensinnigsten der Welt, und besonders Grimm, der eigensinnigste unter ihnen, mit mir schmollen, weil ich mich manchmal emanzipiere, um meinen Willen zu tun; nun, ich liebe es auch nicht, aber seien wir gerecht. Tuen sie unrecht, eine Herrschaft auszuüben, die ich

ihnen freiwillig überlasse? Wäre ich an ihrer Stelle weiser, diskreter gewesen? Gibt es niemand, den ich beherrsche, ohne ein anderes Recht als seine Schwäche, die sich beherrschen lässt? —

Endlich haben Sie also meinen Klausner erraten, das ist mein Fehler, es hätte nur an mir gelegen, Sie länger als einen Monat für ihn zu interessieren, ohne dass Sie die Lösung des Rätsels gefunden hätten; aber wenn ich Sie je zu täuschen versuchte, müsste das in einer ernsteren Sache sein. O, wie Sie zurückfahren! Beruhigen Sie sich, ich werde Sie niemals täuschen. —
. . . Nun, Ihre Rückkehr ist also auf Ende nächsten Monats oder auf die Mitte oder auf das Ende des nächstfolgenden festgesetzt; denn das letzte Wort von Morphyse ist sehr weit von ihrem ersten Wort entfernt. Es gibt niemanden auf der Welt, der Sie höher schätzt als ich, und ich schätze niemand auf der Welt höher als Sie . . .

Pompignac hat sich von dem Manne aus Genf einen zweiten Peitschenschlag zugezogen, anlässlich seiner trübseligen und unverschämten Erzählung, die er „Éloge historique de M. de Bourgogne“ genannt hat.

Verbinden Sie Ihr Lebewohl mit dem meinen, wenn Sie Urania verlassen. Da sie uns beide hat, wenn sie einen oder den anderen hat, verliert sie uns beide, wenn sie einen von uns verliert. Kommen Sie wieder. Sehnsucht und Unbehagen drücken mich nieder. Ich verbringe einen Teil meiner Nächte damit, mit Ihnen zu sprechen und Ihnen zu schreiben, als ob ich Sie

nie wiedersehen sollte. Das ist nicht heiter, aber es ist wenigstens sehr zärtlich. Zählen Sie diese Minuten nicht zu den schlechtesten. Ich fühle dann, wie teuer Sie mir sind, und aus dem Eindruck, den ich auf Sie hervorbringe, sehe ich, wie sehr ich geliebt werde. — Ich habe Ihnen sehr süsse Dinge gesagt, ich habe all Ihre Zärtlichkeit gesehen, und am andern Morgen bin ich wieder allein und hoffe aufs neue. Qui amant, ipsi sibi somnia fingunt. Der Prämonstratenser wird Ihnen das geläufig erklären, das Latein ist noch im Bereich seines Wissens. Sollte er sich aber geschmeichelt haben, einer von Ihnen zu gefallen, so würde er das für eine Persiflage nehmen. Sehen Sie zu, man muss alles voraussehen.

XLII Paris, den 25. Juli 1762

.... Mein achter! Sie irren sich, teure Freundin, es ist der neunte oder es ist einer verloren, zählen Sie gut nach, dies ist mein zwölfter Brief. Antworten Sie mir ein Wort darauf, es stehen in diesen Briefen soviel Dinge, die nur für meine Freundin geschrieben sind und die ich vor allen ausser ihr verberge.

Das Buch von Boulanger[34]) ist hier sehr selten, wir haben uns zwei oder drei Exemplare durch die Post kommen lassen, die man uns weggeschnappt hat. Erkundigen Sie sich bei Urania, ob die Widmung in ihrem Exemplar ist. Wir werden den Emile für wenig

Geld bekommen, und ich werde ihn sofort an Morphyse schicken.

Rousseau, von dem Sie mir wieder sprechen, macht in Genf einen mächtigen Lärm. Das Volk, durch die anmassliche Art des Autors und seiner Werke aufgereizt, hat sich tumultuarisch versammelt und hat dem Konsistorium einstimmig erklärt, das „Glaubens bekenntnis des savoyischen Vikars“ sei auch das ihre. Nun, das ist eine unbedeutende Ursache, nichts in sich selbst, die dennoch an einem Tage zwanzigtausend Seelen dazu gebracht hat, die christliche Religion abzuschwören. Ach, was für eine gute Komödie wäre diese Welt, wenn man nicht selbst eine Rolle darin spielte, wenn man irgendwo im Weltenraum existierte, zum Beispiel in dem Zwischenraum der Himmelskörper, wo nach Epikur die Götter schlummern, sehr weit, sehr weit, von wo der Globus, auf dem wir so dickstolz herumspazieren, höchstens so gross wie ein Kürbis erscheint, und von wo aus man mit dem Fernrohr die unendliche Menge verschiedener Haltungen studierte, welche alle diese zweibeinigen Würmchen annehmen, die man Menschen nennt. Ich will die Szenen des Lebens nur in der Verkleinerung betrachten, damit diejenigen, die einen Eindruck der Abscheulichkeit machen, auf einen Zoll breit Raum und auf Schauspieler von einer halben Linie Höhe zusammenschrumpfen und mir dadurch keine heftigen Schreckens- oder Schmerzgefühle einflössen. Aber ist es nicht eine seltsame Sache, dass

die Empörung, die eine Ungerechtigkeit in uns hervorruft, proportional dem Raume und der Masse ist? Ich gerate in Wut, wenn ein grosses Tier ein anderes ungerecht angreift. Ich fühle nichts, wenn zwei Atome sich verwunden; wie stark beeinflussen unsere Sinne unsere Moral! Ein schöner Text, um darüber zu philosophieren. Was sagen Sie dazu, Urania?

Gerade weil dieses Glaubensbekenntnis eine Art Galimathias ist, hat es die Köpfe des Volkes verwirrt. Vernunft ohne Paradoxien verblüfft nicht genug, und der Pöbel will verblüfft sein.

Ich sehe Rousseau immer um ein Kapuzinerkloster herumgehen, in das er sich an einem dieser Tage verkriechen wird. Nichts hat bei ihm Bestand; er ist ein exzentrischer Mensch, der zwischen dem Atheismus und der Taufe der Glocken hin- und hergeschleudert wird. Wer weiss, wo er Halt macht. —

Der laufende Text unserer Plaudereien ist bald Politik, bald Religion; wir käuen unseren Katechismus wieder. Das Amüsante daran ist, dass das Ei klüger sein will als die Henne. Mag es, mag es; fühlt man sich nicht sehr geschmeichelt, wenn man seine Ansichten in der Seele der Freunde wiederfindet?

Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Ich wünsche Ihnen unaufhörlich die, der Sie Ihre Seele öffnen und mit der Sie von mir sprechen können. Dies ist mein zwölfter Brief, ich bleibe dabei.

Den sehr heissen Tagen folgen sehr frische Abende. Achten Sie auf Ihre Gesundheit, setzen Sie sich nicht

dem Abendtau aus. Sie wissen, was Sie für ein armes, schwaches Brüstchen haben und was für furchtbaren Erkältungen Sie unterworfen sind. Wäre Urania bei Ihnen, so wäre ich ruhiger.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort auf meinen letzten Brief. Sind Sie immer noch allein? Tausendmal adieu und tausend Küsse aus der Ferne, die nicht einen in der Nähe wert sind. —

XLIII Paris, den 28. Juli 1762

Dieser Brief ist auch noch ganz voll unzusammenhängender Dinge. — Wenn Sie sich Ihrer eigenen Briefe nicht erinnern, wird dieses schlimmer als ein Kapitel der Apokalypse sein. — Also ist einer meiner Briefe verloren gegangen, und wer weiss, was in diesem Briefe steht, in welche Hände er gefallen ist, welchen Gebrauch man davon machen wird? — Wird Comus sein Geheimnis nicht vervollkommnen? Dieser Comus ist ein Scharlatan der Stadt, der all unseren Physikern die Köpfe verdreht. Sein Geheimnis besteht darin, eine Verbindung von einem Zimmer in ein anderes zwischen zwei Menschen herzustellen, ohne die spürbare Mitwirkung eines Vermittlers. Wenn dieser Mann eines Tages die Verbindung von einer Stadt nach einer anderen herstellt, von einem Ort bis hundert Meilen von diesem Ort entfernt, wie hübsch wäre das. Es brauchte nur jeder seinen Kasten zu haben. Diese Kasten wären wie zwei kleine Druckereien, wo alles,

was sich in der einen abdruckte, sofort auch in der anderen abgedruckt würde. — Spass beiseite, wenn Morphyse, wenn Damilaville oder Gillet — Sie verstehen mich, alles in allem, es wäre für die beiden ersten am schlimmsten, sie würden sehen, was dabei herauskommt, an Türen zu lauschen . . .

Wenn ich zu Hause bleibe, lasse ich das Kind ihre Klavierlektionen repetieren. — Was wird sie einmal für hübsche Finger haben, voll Leichtigkeit, Weichheit, Grazie, ich wünschte, Sie sähen sie jetzt neben mir. Sie beging gestern eine kleine Indiskretion, über die ich ihr nicht böse sein kann. Wie wir allein waren, sagte sie mir ganz leise ins Ohr: „Lieber Papa, warum hat mir Mama verboten, dich zu erinnern, dass morgen ihr Namensfest ist?"

Am Abend überreichte ich der Mutter einen Strauss, der weder gut noch schlecht aufgenommen wurde. Sie hatte gestern ihre Freunde zu Mittag. Wenn Urania hinter dem Vorhang gestanden hätte, so hätte sie bei sich gesagt: „Wie kann ein solches Gewäsch in demselben Kopfe neben gewissen Gedanken wohnen?" Wirklich, ich war reizend und dumm zum Entzücken. —

Ich habe den Buchhändlern vorgestellt, dass ich allein eine Last trüge, die ich vorher mit einem Kollegen teilte, dass meine Gebundenheit sich vermehrt hätte und dass ich nicht wolle, dass mein Los sich verschlechtere. Wir sind dadurch gegenseitig sehr erbittert, aber ich habe das Recht für mich und habe mir versprochen, fest zu bleiben.

Wenn der Plan des Abbé Raynal auch Erfolg haben sollte, werde ich nicht wissen, wohin ich mit all meinen Schätzen soll. Wissen Sie, dass der Mercure mir eine feste Anstellung mit fünfzehnhundert Livres geben will unter der Bedingung, alle Monate einen Bogen zu liefern? Diese angenehme Aussicht habe ich schon einen Monat, das ist ein Glück, welches mir M. de Saint-Florentin[35]) nicht nehmen kann; sollten wir scheitern, so haben wir doch wenigstens gehofft.

Die Leute, welche um meine Bibliothek feilschen, haben eine Schätzung nach ihrem Kopfe machen lassen, die um tausend Livres unter der meinen bleibt. Ein geringer Unterschied. Aber was tut's, wenn das Geschäft fehlschlägt, werde ich meinen Homer und meinen Plato behalten. . . .

XLIV Den 31. Juli 1762

Ich fahre fort, und was Ihre Gedanken über das Spiel betrifft, so muss ich Ihnen bekennen, dass ich duldsamer als Sie bin. Ich lasse es zu, dass einer seinen Freund mit dem Ellenbogen anstösst, ich bin darauf gefasst. Alles was die Leidenschaft eingibt, kann ich verzeihen.

. . . . Und dann, Sie wissen, ich bin von jeher ein Lobredner der starken Leidenschaften gewesen, sie allein erschüttern mich. Ob sie mir nun Bewunderung oder Schrecken einflössen, ich fühle lebhaft. Die Künste leben und sterben mit ihnen, sie machen den

Schurken wie den Künstler, der ihn mit getreuen Farben malt. Wenn aus ihnen die grässlichen Taten entspringen, welche die menschliche Natur entehren, so sind sie wiederum die Triebfeder zu Heldentaten, welche die Menschheit adeln. Der mittelmässige Mensch lebt und stirbt wie das Tier. Er tut nichts, was ihn auszeichnete, während er lebte, nichts bleibt von ihm, wenn er nicht mehr ist, sein Name wird nicht mehr genannt, seine Grabstätte ist unbekannt im Grase verloren. Und ausserdem, die Wirkungen der Bosheit sterben mit den Bösen, die der Güte bleiben, wie ich Urania einmal auseinandersetzte. Muss ich wählen zwischen Racine, dem schlechten Gatten, schlechten Vater, falschen Freunde und erhabenen Poeten und zwischen Racine, dem guten Vater, guten Gatten, guten Freunde und platten Ehrenmanne, so halte ich mich an den ersten. Von dem schlechten Racine, was bleibt von ihm? Nichts. Von Racine, dem Genie? Das Werk ist ewig . . . .

Nein, Saurin wird nicht länger einer der unseren sein, es ist da ein gewisser Schwager von ihm, dem er zu begegnen fürchtet. Man sagt, seine Frau sei schwanger. Vor seiner Heirat verabscheute er schwangere Frauen. Ein sehr unnatürliches Gefühl! Was sagen Sie dazu? Mich hat dieser Zustand immer gerührt. Eine schwangere Frau interessiert mich, selbst die aus dem Volke sehe ich nicht ohne zartes Mitleiden an . . . .

Ich schreibe Ihnen heute am Sonnabend, damit mein

Brief morgen abgeht. Hier ein Gewissensfall, den ich Ihnen vorlege, eh' ich ihn schliesse .... Eine Frau bewirbt sich dringend um einen sehr wichtigen Posten für ihren Mann, man verspricht ihn ihr unter einer Bedingung, die Sie gewiss erraten. Sie hat sechs Kinder, wenig Vermögen, einen Liebhaber und einen Gatten, man verlangt nur eine Nacht von ihr. Soll sie dem eine Viertelstunde des Vergnügens weigern, der ihr dafür ein behagliches Auskommen für ihren Gatten, eine gute Erziehung für ihre Kinder, für sie selbst bequemen Wohlstand bietet? Was bedeutet die Überzeugung, dass sie gegen ihren Gatten fehlt gegenüber den Gründen, die sie bestürmen, ihrem Liebhaber untreu zu werden? Dieser Handel ist ganz offen von einem Manne einer meiner Freundinnen vorgeschlagen worden. Man hat ihr vierzehn Tage bewilligt, um sich zu entscheiden. — Wie sich das alles hier macht. Ein Posten ist leer, eine Frau erstrebt ihn, sie hebt ein wenig ihre Röcke, lässt sie wieder fallen und nun ist ihr Mann aus einem armen Kommis mit hundert Francs monatlich in den Herrn Direktor mit fünfzehn oder zwanzigtausend Francs jährlich verwandelt; — welcher Zusammenhang ist aber zwischen einer gerechten oder grossmütigen Handlung und dem wollüstigen Verlust einiger Tropfen eines Fluidums? In Wahrheit, ich glaube, die Natur kümmert sich wenig um gut oder böse, sie verfolgt nur zwei Ziele, die Erhaltung des Individuums und die Fortpflanzung der Art.

Dabei fällt mir ein, können Sie mir vielleicht sagen,

warum es schöne alte Männer, aber keine schönen alten Frauen gibt?

Die Buchhändler bewilligen mir endlich ausser der Rente von fünfzehnhundert Livres, die sie mir bis zur Beendigung der Arbeit zahlen, noch dreihundertfünfzig Livres für den Band Kupferstiche, ausserdem dreihundertfünfzig Livres für den Band Abhandlungen [und man kann auf acht Bände rechnen], die fünfhundert Livres pro Band, die sie d'Alembert gaben; das macht ungefähr fünfzehntausend Francs im Zwischenraum von fünf Jahren ohne meinen kleinen Sparpfennig in der Provinz und den Handel des Abbé Raynal, der nicht ganz verzweifelt ist.

Im September trennt sich meine Schwester endlich von dem verwünschten Heiligen[36]), der sie hat verdammen lassen. Dies undankbare Tun hat ihn mit seinem Bischof und all seinen Freunden entzweit. Er zieht sich in eine unserer Vorstädte zurück unter den Abschaum der Stadt, und er wird den Rest seines Lebens von vier Uhr früh bis mittag und von zwei Uhr nachmittag bis acht Uhr abends die Impertinenzen von zwanzig Zierpuppen anhören, die er regiert. Welch nützliches Leben für die Menschheit . . . .

Leben Sie wohl, meine gute Freundin, vergessen Sie den nicht, den keine Zerstreuung von Ihnen ablenken kann. Sonnabend kommt der vierzehnte Brief.

XLV

Sie machen mir alle Augenblicke des Tages bemerkenswert. Ein Frommer, der seinem Beichtiger über seine Gedanken, seine Handlungen, seine Unterlassungen Rechenschaft schuldet, prüft sich nicht sorgfältiger.

Ich habe die Woche damit begonnen, mich mit M. de La... zu zanken.

Ich kann mich diesen Entweder-Oder-Menschen nicht anpassen. Sie gleichen den Eichhörnchen vom Quai de la Feraille, die ihren Käfig ohne Aufhören drehen, die unglücklichsten Geschöpfe, die ich kenne. Ich lasse den meinen ein bisschen in Ruhe.

Ich hatte einem armen Teufel ein Manuskript zur Abschrift gegeben. Die Zeit, für die er es mir zugesagt hatte, verstreicht, und da mein Mann nicht wiederkommt, ergreift mich eine Unruhe, und ich laufe zu ihm. Ich habe ihn in einem handgrossen Loche gefunden, fast des Tageslichts beraubt, ohne einen elenden Fetzen Tapete an den Wänden, zwei Strohstühle, ein schlechtes Bett mit einer Decke, in welche die Würmer Verzierungen gefressen hatten, ohne Wäsche, ein Koffer in der Kaminecke, Lumpen jeder Art darüber aufgehängt, eine kleine Weissblechlampe, der eine Flasche als Stütze diente, auf einem Brett ein Dutzend vortreffliche Bücher. Ich habe dreiviertel Stunden bei ihm verplaudert. Der Mann war nackt wie ein Wurm, mager, schmutzig, trocken, aber heiter, er klagte nicht, ass sein Stück Brot mit Appetit und liebkoste von Zeit zu Zeit seine Nachbarin auf

der elenden Bettstatt, die zwei Drittel seines Zimmers füllte. Hätte ich noch nicht gewusst, das Glück wohne in der Seele allein, mein Epiktet aus der Rue Hyacinthe hätte es mich gelehrt . . .

Grimm und ich hatten Montag Morgen ein langes Gespräch. Er lässt mich den Grund seiner Seele nicht erkennen, aber ich kann ihm nicht misstrauen. Denn seit zwei Jahren haben sich die dunklen Sachen stets zu seinem Vorteil aufgeklärt. Sein Betragen gleicht wie ein Wassertropfen dem anderen dem von Grandisson[37]) in den ersten Büchern. Er fühlt wohl, dass er den Schein und das Urteil der Gleichgültigen gegen sich hat, aber er kümmert sich wenig darum. Übrigens hat er mir gesagt, wenn wir jemals nach Rom kämen, so würde er mir das Geheimnis seines Betragens im Pantheon aufklären.

Ich habe eben einen Brief von der armen M^me^ Riccoboni[38]) bekommen. Sie ist verzweifelt, sie kann die unverschämten Glossen, die man über sie und ihre Bücher macht, nicht hinunterwürgen, sie sagt: „Zerbräche ein Schurke die Fenster einer Wäscherin, so würde die Polizei ihr Recht verschaffen. Man stiehlt mir meine Arbeit, man beschimpft mich, und keiner rührt den Finger.“ Sehen Sie, das ist die innerste Seele eines Schriftstellers. Er will selbst denen gefallen, die er verachtet. Die Lobsprüche von tausend Menschen von Ehre, Geist und Geschmack trösten ihn nicht über die Kritik eines Dummkopfes, er vergisst die sanften und schmeichelhaften Stimmen, aber

der zudringliche Schrei des einen klingt unaufhörlich in seinem Ohre wieder. Man will sich einer Ungerechtigkeit nicht unterwerfen, die es allezeit gegeben hat; man will von einem Gesetz ausgenommen sein, das zwar hart, aber seit der Schöpfung der Welt gegen alle grossen Menschen geübt worden ist, es heisst: Der Mensch muss sterben; der überlegene Mensch soll verfolgt werden . . .

Adieu meine süsse, meine einzige Freundin. Kommen Sie, mir glückliche Tage zu bringen, kommen Sie mir zu sagen, dass Sie mich lieben, kommen Sie, es mir zu beweisen. — Ich habe einige Augenblicke der Ungeduld, aber sie sind kurz; sie werden, wie ich fühle, mich zu nichts treiben, was ich Ihnen nicht bekennen durfte, Sie sind und werden stets das Glück meines Lebens sein, kein Vergnügen, das meine Sophie nicht teilt. Valeant aliae. Für mich gibt es nur die eine. Ich datiere, um Ihnen zu gehorchen,

diesen 5. August 1762.

XLVI — Diesen 8. August 1762

...Sie müssen jetzt die teure Schwester und Ihren Neffen bei sich haben. Wenn Sie Urania tausendmal für sich umarmt und geküsst haben, so sollen Sie sie zwei- oder dreimal für mich küssen, auf die Augen, die Stirn, die Wangen, wo Sie wollen, aber am liebsten auf die Stirn, dort wohnt ihre Seele. Wenn ihr Entschluss, der Gesellschaft Zugeständnisse zu machen,

noch anhält, so sagen Sie ihr, sie solle sich hüten, Blümchen auf einen kostbaren, einfarbigen Stoff zu streuen. Es gehört viel Geschmack dazu, eine Girlande um eine Säule zu schlingen, ohne ihren Adel zu zerstören. All die kleinen gesellschaftlichen Tugenden, denen sie sich nie gern anpassen wird, stimmen nicht zu der Freimütigkeit und Strenge ihres Charakters. Mme. Le Gendre, meine Urania, hübsch, höflich, aufmerksam, zuvorkommend, süss, lächelnd, geschmeidig, ehrfurchtsvoll! Das kann nicht sein. Möge sie bleiben, wie die Natur sie geschaffen hat, schwerblütig, ernsthaft, edel und sinnend. Die Natur hat sie gross und adlig erschaffen, nun kommt sie und will sich niedlich und klein machen. Wenn sie das reizende Wesen, das sie uns manchmal zeigt, jetzt aller Welt zeigen will, was sollen wir dazu sagen? . . .

Die Einwohner von Genf haben ihre Beamten in grosse Verwirrung gesetzt. Man weiss noch nicht, wo das hinaus soll.

Die Jesuiten sind Freitag Abend gerichtet worden, um Mitternacht waren die Kammern noch versammelt. Sobald die Beschlüsse erscheinen, werde ich sie nach Isle schicken.

Es sind zwei neue Schriften in der Sache der Calas[39]) erschienen, es sind eine Art Bittschriften, von den Brüdern an den Kanzler gerichtet; wenn sie nicht unverzüglich gedruckt werden, so lasse ich sie Ihnen abschreiben.

Sie sind über die Ungeheuerlichkeit des Urteils von

Toulouse erstaunt. Aber bedenken Sie, dass die Priester den Sohn feierlich als Märtyrer beerdigt haben, und dass, hätten sie den Vater freigesprochen, sie damit zugleich den sogenannten Märtyrer wieder ausgraben und hinausschleifen mussten. Einer der Richter hat dabei seinen Kopf verloren. Voltaire ist es, der für die unglückliche Familie geschrieben hat. O, meine Freundin, welch schöne Anwendung des Genies. Dieser Mann muss Herz und Feinfühligkeit besitzen, da die Ungerechtigkeit ihn erbittert und er den Reiz der Tugend fühlt. Was sind ihm die Calas? Was könnte ihn für sie interessieren? Welchen Grund hätte er, Arbeiten, die er liebt, aufzuschieben, um sich ihrer Verteidigung zu widmen? Wenn Christus existiert, so wird Voltaire sicherlich erlöst.

Adieu meine gute, holde Freundin. Ob ich Sie liebe? Von ganzer Seele, wahrlich, von ganzer Seele, und während ich es Ihnen sage, bestätigt mir eine Bewegung meines Herzens, dass ich wahr spreche. Sie kennen dieses Orakel selbst? —

XLVII Paris, diesen 12. August 1762

Hiermit schicke ich meiner lieben Freundin den Totenschein der Jesuiten.[40]) Ich habe ihn möglichst beschnitten, um ihn vor der Post zu verbergen, habe aber alle Seiten numeriert. Somit bin ich von vielen meiner mächtigsten Feinde befreit. Wer hätte vor anderthalb Jahren dies Ereignis ahnen können?

Sie hatten so viel Zeit, diesem Schlag vorzubeugen; sie müssen wirklich geringes Ansehen gehabt oder der König muss ihren Untergang fest beschlossen haben! Das Letztere ist wahrscheinlicher. Die böse Geschichte in Portugal wird dem Monarchen ein schlimmes Licht über die Lage der Dinge in Frankreich aufgesteckt haben. Er wird nur auf den günstigen Augenblick gewartet haben, sich von den Leuten, die ihn angriffen und die er ständig mit erhobener Hand vor sich sah, zu befreien; der skandalöse Bankerott des Pater La Valette[41]) wird günstig dafür erschienen sein; sie mischten sich in zu viele Sachen. — In den fast zweihundert Jahren ihres Bestehens gibt es kaum eins, das nicht durch eine auffallende Missetat gebrandmarkt wäre.

Sie entzweiten Kirche und Staat; in ihren Häusern dem äussersten Despotismus unterworfen, waren sie seine verworfensten Verkünder in der Gesellschaft, sie predigten dem Volk den blinden Gehorsam gegen den König, die Unfehlbarkeit des Papstes, damit sie als Herren eines einzelnen zu Herren aller würden. Sie liessen keine Autorität gelten als ihren General, er war für sie der Alte vom Berge. Ihre Herrschaft ist der in Regeln gebrachte Machiavellismus. Trotz alledem hätte ein Mann wie Bourdaloue[42]) sie retten können, sie hatten keinen. Spasshaft ist es, die Naivität zu sehen, mit der die Jansenisten über ihre Feinde triumphieren. Sie sehen nicht, wie sie nun auch vergessen werden; es ist die Fabel von den beiden Strebepfeilern,

die im Streit mit dem Giebel des Hauses lagen. Der Meister, ihres Gezänkes müde, schlägt einen um, und der andere fällt. — Die murrenden Bischöfe verstehen ihren Vorteil viel besser. Diese Jesuitenbutike enthielt allerlei Waren, gute und schlechte, aber sie war wohl versehen, und die sie hielten, waren grosse Scharlatane, sie scharten viele Leute um sich, und stolz fuhr St. Peters Schiff. Es ist viel Lachen unter den Weisen ob dieser Ereignisse. Die guten Väter scheinen übrigens bis zuletzt ihre Hoffnung festgehalten zu haben, man muss das wenigstens aus der Überraschung und Bestürzung schliessen, mit der sie den Urteilsspruch anhörten. Mehrere glichen verurteilten Verbrechern. Ein Mann meiner Bekanntschaft, den sein Amt und die Verhältnisse mitten unter sie stellten und der sie wahrhaftig nicht liebt, konnte dem Schauspiel ihrer Verzweiflung nicht widerstehen und hat sich zurückgezogen. Heute beklagt man sie, morgen wird man Spottlieder auf sie singen, übermorgen sind sie vergessen; das ist der Charakter unseres lieben französischen Volkes.

Gestern, Mittwoch Vormittag, verbrachten sie ganz damit, in ihren drei Kirchen Messen zu lesen und Gott um ihre Erhaltung zu bitten, er hat sie nicht erhört. Zwischen elf und zwölf Uhr Vormittag befanden sich in ihrem Hofe eine Herde von Gläubigen, sie rangen die Hände, wühlten in ihren Perücken und heulten wie die Unsinnigen. Sie können sich den Staub denken, den dies alles aufgewirbelt hat. Man

erwartet in einigen Tagen einen dritten Gerichtsbeschluss, dessen Inhalt ich nicht kenne, und sogleich danach ein Edikt des Königs, das die Gerichtsbeschlüsse bestätigt.

Mich deucht, ich höre und sehe Voltaire; er hebt Augen und Hände zum Himmel und sagt: Nunc dimittis servum tuum, Domine, quia viderunt oculi mei salutare tuum.

Ich grüsse und umarme Sie von ganzem Herzen. Es ist spät, ich muss zu Le Breton, ich muss die Blätter unseres zweiten Bandes, der gleich erscheinen wird, ordnen. Ich hoffe, man wird damit noch zufriedener als mit dem ersten sein, er hat bessere Stiche und behandelt mannigfachere und bedeutendere Gegenstände. Wären unsere Feinde nicht die Verächtlichsten der Sterblichen, so würden sie vor Scham und Ärger bersten. Der achte Band der Abhandlungen ist fast fertig, er ist voll der entzückendsten und abwechslungsreichsten Dinge. Ich war öfters versucht, Ihnen Stellen daraus abzuschreiben. Diese Arbeit wird sicherlich mit der Zeit eine geistige Revolution hervorbringen, und ich hoffe, es soll den Tyrannen, den Unterdrückern, den Fanatikern und den Unduldsamen schlecht dabei ergehen. Wir dienten der ganzen Menschheit, aber wir werden längst kalter und fühlloser Staub sein, ehe man uns etwas Dank dafür weiss. Warum lobt man das Verdienst nicht zu seinen Lebzeiten, da es im Grabe nichts mehr davon hört? Wahrlich, hier muss man sich mit dem weisen Muselmann trösten und

mit ihm beten: „O, mein Gott, verzeihe den Bösen, denn du tatest für sie nichts, du liessest es zu, dass sie schlecht wurden. Die Guten dürfen nichts mehr von dir fordern; als du sie gut werden liessest, tatest du alles für sie.“

XLVIII Paris, den 15. August 1762

Ich halte mich in der Frage der schönen Greise, die es gibt, und der schönen Greisinnen, die es nicht gibt, nicht für geschlagen. Sie haben mir sehr gut bewiesen, dass es ein schönes Alter sowohl für Männer wie für Frauen gibt, aber es ist ein grosser Unterschied zwischen einem schönen Alten und einem schönen Alter. Vielleicht kann man kein schöner Alter sein, ohne ein schönes Alter zu haben, und dabei muss ich noch vielleicht sagen, aber man kann sicherlich, und nichts ist häufiger, ein schönes Alter haben und doch kein schöner Alter sein. Ich habe einen Augenblick darüber nachgesonnen, und es scheint mir, dass der Unterschied der beiden Geschlechter in vorgerückten Jahren, sowohl physische wie moralische Gründe hat. Die Frauen scheinen nur für unser Vergnügen bestimmt zu sein. Haben sie diesen Anreiz nicht mehr, so ist alles für sie verloren, keine Assoziationsvorstellung macht sie uns interessant, besonders seit sie ihre Kinder nicht mehr selbst nähren und erziehen. Früher war eine verblühte Brust noch schön, sie hatte soviel Kinder genährt. Im Schmerz zerriss eine Mutter ihr Ge-

wand, entblösste ihre Brust, und beschwor ihren Sohn bei diesen Brüsten, die ihn genährt hatten. So ist es nicht mehr. Wenn es ein schönes Greisinnenhaupt gäbe, so würden die Flitter, die es bedecken, es verunstalten. Wir tragen den Kopf bloss, man sieht den Wald unserer weissen Haare, ein langer Bart macht unser Gesicht ehrwürdig, wir behalten unter einer braunen und runzligen Haut feste und solide Muskeln. Die zarte, weiche, runde Körperbeschaffenheit der Frau, alle Eigenschaften, die sie in der Jugend reizend machen, verursachen auch, dass alles in vorgerückten Jahren kraftlos, platt, hängend wird. Weil sie viel Fleisch und feine Knochen haben, sind sie mit achtzehn Jahren schön, weil sie viel Fleisch und feine Knochen haben, verderben alle Proportionen, die die Schönheit bilden, mit achtzig Jahren . . .

Ich plaudere über all das freimütig mit Ihnen, weil Sie einen ausgezeichneten Geist besitzen und sich alle Tage bemühen, das, was Ihnen das Alter entführt, durch unvergängliche Eigenschaften zu ersetzen, die Ihnen trotz der Zeit und der Jahre bleiben müssen. Ein hoher Sinn, eine schöne Seele, ein edles, fühlendes, freies Herz, wie es meine beiden Schwestern besitzen, ist unverderblich durch Runzeln. Wieviel gute Reden und gute Taten wird Ihre Gegenwart denen, die Sie kannten, zurückrufen. Aber so ist es nicht bei anderen Frauen, das ist der Unterschied, welche Rolle man im Leben spielte. Unseres ist öffentlich, man kennt es auch, wenn es zurückgezogen ist, wo-

gegen man vermutet, dass eine Frau tatenlos gelebt hat, wenn man nicht eines besseren belehrt wird. Entscheiden Sie danach . . .

Ich habe eine Unmenge interessanter Dinge Ihnen zu schicken. Die Schriften über die Calas, L'É'loge de Crébillon usw. Wieviel Freude und wieviel Schmerz bereite ich Ihnen. Vergessen Sie nicht, mich zu fragen, nachdem Sie die Geschichte des Vaters gelesen haben, welcher Gedanke mir tödlichen Schmerz erregt hat, aber vielleicht kommt er Ihnen gleich mir.

Adieu meine Freundin, ich küsse Ihre Stirne, Ihre Augen und Ihr mageres Händchen, das mir so gut wie ein rundes gefällt. Mit fünfundvierzig Jahren handelt es sich um ganz andere Dinge.

Fast einen Monat bin ich nicht mehr bei dem Baron gewesen. Ich muss diesen Brief nach dem Quai Saint Bernard tragen, von dort nach der Butte Saint Roch gehen und vielleicht von der Butte Saint Roch wieder nach dem Quai zurückkehren, denn es ist nicht sicher, ob der Baron in Paris ist. Leben Sie wohl, Liebe, die ich lieben werde, so lange sie sein wird, so lange ich sein werde.

Am Tage von unserer lieben Frau, dem Namenstag meiner Kleinen.

XLIX Paris, den 22. August 1762

...Hätte man für die Töchter von Morphyse Gatten finden wollen, die ihrer würdig seien, so wären sie

alle drei noch unvermählt. Für Urania musste es ein Sylphe sein, für die älteste[43]) ein Erzengel, ein Engel der Verkündigung; für Sie Freund Diogenes, aber mit einem Endchen gut oder schlecht drapierten Gewandes, in mir besitzen Sie alle drei je nach dem Augenblick. Aber der Diogenes schwindet alle Tage mehr, in acht oder zehn Jahren wird nicht die geringste Spur mehr von ihm existieren . . . Wenn der Diogenes fort sein wird, so treten Sie mich Urania ab, neben der ich fünf bis sechs Jahre ein Sylphe sein werde, am Ende derselben wird der Kopf schwächer werden, die Vorurteile erwachen auf den Trümmern des gesunden Menschenverstandes und der Vernunft, die Haare bleichen, der Rücken krümmt sich, ich werde der ältesten den Arm reichen, um in der Kirche all die süssen Torheiten zu beweinen, die ich der jüngsten gesagt habe und der Schwester gern hätte sagen wollen. Ich liebe Sie wie am ersten Tage. Ich ersehne und erwarte Sie wie nach unserer ersten Trennung. Ich bin Ihnen so treu, als ob es mir schwer würde. Nur das Verdienst der Schwierigkeit fehlt allem, was ich tue.

Ich erwarte Ihren neunzehnten mit grosser Ungeduld, denn wer kann die Folgen dieser Feuersbrunst vorhersehen. Nur einen Funken in der Asche verkrochen, einen Luftzug braucht es, um die Gefahr zu erneuern. Ich sehe Sie inmitten der Arbeiter, im Wasser, im Schmutz usw. Was für Schrecken haben Sie ausgestanden, welche Anstrengungen! Sie sagen, Sie fühlten sich wohl, ich kann es nicht glauben

Wenn Sie nicht zwanzig Meilen von hier wären, und wenn man in einem Posttag hin und zurück könnte, so würde ich mich von dem allen selbst überzeugen. Sie haben recht, nachts waren alle verloren, und abends, wenn die Bewohner über das Land verstreut sind, wäre das Unglück viel grösser gewesen.

In Ihrem Bericht sind Stellen, die mich zittern machen. Wie geht es den Armen, den Füssen, den Beinen? Und der lieben Schwester? Ich vermute sie in fast eben so jammernswürdigem Zustande als Sie selbst. Drei Frauen, die eine alt, die andere schwach und zart, die dritte, die kaum einen Hauch Lebenskraft hat, machen sich an Arbeiten, die weit über die Kräfte robuster Männer gehen. Jetzt müssen Sie die Ermüdung spüren. Am ersten Tage erhält sich der Körper durch die Heftigkeit des Willens, die die Gefahr ihm gibt; aber diese Lebendigkeit sinkt, je mehr die Sicherheit zurückkehrt, und man fühlt sich zerschlagen. So sind bei mir wenigstens die Folgen der Zornausbrüche, wenn ich mich ihnen zu sehr überlasse. Ich denke Sie mir jetzt auf Ihre Betten gestreckt, ohne die Möglichkeit, sich zu rühren. Ich freue mich, dass Sie unter diesen traurigen Umständen Ihre Dienstboten zuverlässig gefunden haben. Ich beneide den Abbé du Moucets um die Hilfe, die er Ihnen hat leisten dürfen. Nachdem er Ihnen im Moment der Gefahr seine ganze Ergebenheit hat zeigen dürfen, wird er sich aus Höflichkeit genötigt fühlen, Ihnen die folgenden Tage Gesellschaft zu leisten.

Er wird sehr stolz sein, Ihnen zu etwas nütze gewesen zu sein. — Ich würde an seiner Stelle ganz anders fühlen.

Bis jetzt habe ich Sie mit keinem einzigen Wort für Ihre Mutter beauftragt; bitte, sagen Sie, welchen Anteil ich an dem Unfall nehme. Ach, meine arme Freundin, Sie mit Ihren Beinen, die mehr als je geschwollen sind, sich am Stock dahinschleppend. Und der Verlust des Heus, des Korns, der Gebäude! Das muss sich hoch belaufen.

Ich habe nicht den Mut, jetzt mein Tagebuch fortzusetzen, ich werde warten, bis Sie es befehlen. Sie bitten mich im letzten Brief um L'Éloge de Crébillon, Sie haben sie jetzt.

Übermorgen ist Ihr Namenstag. Wenn Urania daran dächte, Ihnen zwei Sträusschen zu überreichen, eines für sich, das andere für mich. Das würde ich an ihrer Stelle sicherlich tun. Das scheint längst bestimmt zu sein, am Tage des heiligen Ludwig müssen immer sechzig Meilen zwischen uns liegen. Hören Sie gut zu, was Ihre liebe Schwester Ihnen sagen wird. Es sind meine Wünsche; sie weiss, wieviel meine Zärtlichkeit zu Ihrem Glücke beiträgt; sie wird Ihnen die Dauer ihrer Freundschaft versprechen; sie wird Ihnen die Dauer meiner Liebe wünschen. Dafür stehe ich Ihnen, das ist meine Sache. Immer, meine Freundin, immer werden Sie mir teuer bleiben, sorgen Sie nur dafür, dass dieses immer lange währe. Endlich besitze ich das Porträt, in den klügsten und zartesten

Schriftsteller des Altertums eingeschlossen. Mittwoch werde ich es morgens beim Aufstehen küssen und abends beim Zubettgehen werde ich es immer noch küssen.

Es gibt hier keine Jesuiten mehr. Man hat noch einige Beschlüsse veröffentlicht, die ich Ihnen nicht sende. Sie bedeuten nicht viel.

L — Paris, den 2. September 1762

Ehe ich mein Tagebuch wieder aufnehme, möchte ich Ihnen gern eine Unterhaltung wiedergeben, die durch das Wort Instinkt veranlasst wurde, das man unaufhörlich gebraucht, auf den Geschmack und die Moral anwendet und niemals definiert. Ich behaupte, er sei in uns nichts als das Resultat einer unendlichen Menge kleiner Erfahrungen, die mit dem Moment, in dem wir die Augen öffnen, beginnen, bis zu dem Moment, wo wir unbewusst geleitet von den vielen Eindrücken, deren wir uns nicht mehr entsinnen, aussprechen, eine Sache sei gut oder schlecht, schön oder hässlich, nützlich oder schädlich, ohne einen augenblicklichen Grund für unser günstiges oder ungünstiges Urteil angeben zu können. Michelangelo sucht die Form, die er der Kuppel von St. Peter in Rom geben will, es ist eine der schönsten Formen, die gefunden werden konnte, ihre Eleganz erstaunt und begeistert alle Welt. Die Breite war gegeben, es handelte sich zuerst darum, die Höhe zu bestimmen.

Ich sehe den Architekten tastend, hinzufügend, die Höhe verringernd, bis er zuletzt die gesuchte fand und ausrief: „Da ist sie!“ Nachdem er die Höhe gefunden hatte, musste er das Oval zu dieser Höhe und Breite angeben. Wieviel neues Tasten, wie oft löschte er die Linie aus, um eine rundere, eine abgeplattetere, dann wieder eine rundere an die Stelle zu setzen, bis er diejenige fand, auf der er sein Bauwerk vollendete. Wer lehrte ihn, bei der richtigen zu verweilen? Welchen Grund hatte er, unter so vielen Figuren, die er auf sein Blatt zeichnete, dieser vor den anderen den Vorzug zu geben? Um diese Zweifel zu lösen, erinnere ich mich des de La Hire, eines grossen Mathematikers von der Akademie der Wissenschaften; auf einer seiner Reisen nach Rom wurde dieser wie alle Welt von der Schönheit der Kuppel von St. Peter ergriffen. Aber seine Bewunderung blieb nicht unfruchtbar, er wollte die Kurve haben, die diese Kuppel bildet, er liess sie messen und suchte ihre Verhältnisse durch die Geometrie nachzuprüfen. Wie gross war seine Überraschung, als er sah, dass es die des grösstmöglichsten Widerstandes war! Michelangelo war, als er seiner Kuppel die schönste und eleganteste Gestalt zu geben suchte, nach vielem Tasten auf die Gestalt verfallen, die er ihr hätte geben müssen, um die grösste Widerstandsfähigkeit und Solidität zu erreichen. Hierbei zwei Fragen. Woher kommt es, dass die Kurve der grössten Widerstandsfähigkeit bei einer Kuppel, einer Wölbung,

zugleich die Kurve der Eleganz und der Schönheit ist? Wie kam es, dass Michelangelo auf diese Kurve des grössten Widerstandes geführt wurde? Das lässt sich nicht begreifen, wird gesagt, das ist eine Sache des Instinkts. Und was ist der Instinkt? O, das versteht sich von selbst. Ich sage darauf: Michelangelo, ein Schlingel auf der Schule, hatte mit seinen Kameraden gespielt, beim Balgen, beim Stossen mit der Schulter hatte er bald gefühlt, welche Neigung er seinem Körper geben musste, um seinem Gegner den grössten Widerstand entgegenzusetzen; sicherlich hatte er hundertmal in seinem Leben Gelegenheit, schwankende Sachen zu stützen und die vorteilhafteste Neigung der Stütze zu suchen. Er hatte manchmal Bücher übereinander gehäuft, so dass jedes über das darunter liegende hervorragte, und er musste diesem Gewicht ein Gegengewicht geben, damit der Haufen nicht einstürzte, so hat er gelernt, die Kuppel von St. Peter auf der Kurve der grössten Widerstandsfähigkeit zu erbauen. Eine Mauer ist im Begriff einzustürzen, lassen Sie einen Zimmermann rufen; wenn er die Stützen angebracht hat, so holen sie d'Alembert oder Clairaut, und da die Neigung der Mauer gegeben ist, veranlassen Sie einen der Mathematiker, die Neigung zu finden, nach der die Stütze den stärksten Halt gibt, Sie werden sehen, dass der Winkel des Zimmermanns und der des Mathematikers derselbe ist. Sie haben wohl bemerkt, dass die Flügel der Windmühle schief sind und mit der Achse, die sie zusammenhält, einen

Winkel bilden; sonst würden sie sich nicht drehen. Der Winkel hat eine bestimmte Grösse, nämlich die, in welcher der Flügel am leichtesten gedreht wird. Wenn die Mathematiker das nachprüfen, was die Gewohnheit, der Gebrauch bestimmt haben, wie kommt es, dass sie finden, es sei gerade dasselbe, was die höchste Geometrie bevorzugt haben würde? Resultat der Berechnung auf einer, Resultat der Erfahrung auf der anderen Seite. Es ist also unmöglich, dass das eine richtig sei, ohne mit dem anderen übereinzustimmen.

In der Tat, wie kommt es, dass das Dauerhafte und Gesunde in der Natur zugleich dasselbe ist, was wir in der Kunst oder der Nachbildung für schön halten? Weil die Solidität, oder besser gesagt, die Güte, der ständige Grund unseres Beifalls sind. Diese Güte kann in einem Werk sein, ohne in Erscheinung zu treten, dann ist das Werk gut, aber nicht schön; es kann gut erscheinen und es doch nicht sein, dann hat die Arbeit nur eine scheinbare Schönheit. Aber wenn die Güte darin enthalten ist und zugleich zur Erscheinung kommt, dann ist die Arbeit wirklich schön und gut. — Aber um Sie ein wenig dafür zu entschädigen, was das Vorhergesagte Abstraktes und Trockenes hat, will ich Ihnen den Rest der Unterhaltung in drei Worten sagen. Ich sagte: Was gibt es wohl Verborgeneres, Unerklärlicheres als die Schönheit einer Kuppel? Hier jedoch wird sie durch ein Naturgesetz bestätigt. Irgend jemand bemerkte: „Aber wo sollen

wir in der Natur etwas finden, um das verschiedenartige Urteil zu bestätigen, das wir fällen, z. B. über die Gesichtsbildung der Frauen? Das scheint doch sehr willkürlich." — „Durchaus nicht," antwortete ich, „wie gross auch die Verschiedenheit unseres Geschmacks hier sei, sie ist erklärlich. Man kann hier das Wahre vom Falschen trennen und es demonstrieren." Setzen Sie dieses Urteil in Verbindung mit der Gesundheit, den animalischen Funktionen und den Leidenschaften, so werden Sie immer den Grund herausfinden. Diese Frau ist schön, ihre Augenbrauen begrenzen die Ränder ihres Augenkreises aufs schönste. Ziehen Sie die Augenbrauen in der Mitte ein wenig in die Höhe, und Sie erhalten den Eindruck des Stolzes, und der Stolz verletzt. Lassen Sie die Augenbrauen an ihrer Stelle, aber machen Sie sie sehr dick, so dass sie die Augen beschatten, das Auge wird hart erscheinen, und das Harte stösst ab. Rühren Sie nicht mehr an den Augenbrauen, aber ziehen Sie die Lippen ein wenig nach vorn, so werden sie schmollen und üble Laune ausdrücken. Lassen Sie ihre Augenlider sich senken, und sie erscheint traurig. Lassen Sie bestimmte Muskeln ihres Gesichts stark anschwellen, und sie erscheint zornig. Machen Sie die Pupille starr, und sie erscheint dumm. Geben Sie der starren Pupille Feuer, und sie erscheint schamlos. Dies ist die Ursache unseres Geschmacks. Wenn die Natur einem Gesicht die äusseren Zeichen eingegraben hat, die uns ein Laster oder eine Tugend bezeichnen, so gefällt oder

missfällt uns dieses Gesicht; fügen Sie die Gesundheit hinzu, welche die Grundlage bildet, und die grösste Leichtigkeit, die Funktionen der Art zu erfüllen. Ein schöner Lastträger ist noch kein schöner Mensch, ein schöner Tänzer ist noch kein schöner Mensch, ein schöner Greis ist kein schöner Mensch, ein schöner Schmied ist kein schöner Mensch. Der schöne Mensch ist derjenige, den die Natur dazu gebildet hat, am besten die beiden grossen Funktionen zu vollziehen: die Erhaltung des Individuums, die sich auf viele Dinge erstreckt, und die Fortpflanzung der Art, die sich auf eines erstreckt. Wenn wir durch den Gebrauch, durch die Gewohnheit, einzelnen Gliedern auf Kosten anderer grössere Geschicklichkeit gegeben haben, so haben wir nicht mehr die Schönheit des Naturmenschen, sondern die Schönheit eines bestimmten Standes der Gesellschaft. Ein Rücken, der gewölbt wurde, Schultern, die breit, Arme, die kurz und nervig, Beine, die gedrungen und stämmig geworden sind, ein starkes Kreuz, um die Lasten zu tragen, das macht die Schönheit des Lastträgers aus. Der Naturmensch hat nichts getan als leben und sich fortpflanzen, hat die Natur ihn schön geschaffen, so ist er so geblieben. Es scheint, als ob die Künstler uns die beiden Extreme in zwei ihrer Hauptwerke der Skulptur haben zeigen wollen. Der antike Apollon ist der müssige Mensch, der Farnesische Herkules der arbeitende Mensch, alles ist bei ihm übertrieben, nichts ist bei dem anderen auffällig, nichts tritt be-

sonders hervor, er hat noch nichts getan, aber er scheint zu allem fähig. Wollen Sie, dass er kämpft, er wird kämpfen, soll er laufen, er wird laufen, soll er eine Frau liebkosen, er wird sie liebkosen. Um gut zu malen, muss man zuerst den Naturmenschen kennen und dann den Menschen jeder Berufsart. Aber lassen wir die lebenden Wesen, gehen wir zu den Werken der Kunst, z. B. der Architektur über.

Ein Werk der Architektur ist schön, wenn es Solidität hat, und man sie sieht, wenn es seiner Bestimmung angemessen ist und man das bemerkt. Die Solidität hierbei ist dasselbe, was die Gesundheit im animalischen Reich bedeutet, die Angemessenheit für den Gebrauch ist hier, was die Funktionen und besonderen Fähigkeiten im animalischen Reich sind. Bewundern Sie hier den Einfluss der Sitten, es scheint, dass sie die Basis von allem sind. — Sie reisen nach Konstantinopel und finden dort hohe und dicke Mauern, niedrige Gewölbe, kleine Türen, kleine Fenster, hoch angebracht und vergittert; es scheint, ein Gebäude, ein Haus sei um so schöner, je mehr es einem Gefängnis gleiche, und in der Tat sind die Häuser Gefängnisse, in die der eine Teil der Menschheit den anderen einschliesst. Reisen Sie nach Europa, so finden Sie im Gegenteil grosse Türen, grosse Fenster, alles ist offen, weil es hier keine Sklaven gibt. Und tut das Klima nichts? Um zu beurteilen, auf welcher Seite der gute Geschmack ist, muss man erst entscheiden, auf welcher Seite die guten Sitten sind, ob man

die Frauen vertrauensvoll frei lassen oder sie einschliessen soll, ob man unter dem Feuer der Tropen oder im Polareis wohnen soll, oder ob die Natur und Art der Menschen besser in einer gemässigten Zone gedeihe. Ein junger Dandy spaziert im Palais-Royal, er sieht ein kleines Stumpfnäschen, lachende Lippen, ein sprühendes Auge, einen leichtfertigen Schritt und ruft aus: „O, wie reizend ist sie." Ich wende ihr mit Verachtung den Rücken und lasse meine Blicke auf einem Antlitz ruhen, auf dem ich Unschuld, Freimut, Unbefangenheit, adligen Geist, Würde und Schamhaftigkeit lese. Glauben Sie, es sei sehr schwer zu entscheiden, wer recht hat, der junge Mann oder ich? Sein Geschmack lässt sich so zusammenfassen: „Ich liebe das Laster" und der meine: „Ich liebe die Tugend." So ist es bei fast allen Urteilen, sie lassen sich zuletzt auf den einen oder anderen von diesen Sätzen zurückführen.

Das war im ganzen unsere Unterhaltung. Die Einzelheiten gäben eine vorzügliche Arbeit über den Geschmack und eine Lobrede auf meinen Geschmack für Sie, teure Schwestern.

LI Paris, den 23. September 1762

Es scheint, die Brechwurzel ist kein geeignetes Mittel für diesen Blutfluss; eine Pille, die nur ein halbes Gramm davon enthielt, hat Übelkeiten, Leibschneiden, Krämpfe verursacht und hat all die ärgerlichen Symptome wieder hervorgerufen.

Ich habe sagen hören, man kenne keinen Menschen, bevor man mit ihm gereist sei; man muss hinzufügen, und ehe man ihn während einer langen und schweren Krankheit beobachtet hat. Ich bin weniger durch Anstrengung als durch Ungeduld ermattet. Ich höre während der Nacht die jämmerlichsten Klagelaute, ich stehe auf, will wissen, was es bedeutet und es ist nichts.

Man schläft nicht, man erinnert sich, man habe die Uhr aufzuziehen vergessen, man klingelt, man zwingt das arme Mädchen, das schläft, aufzustehen. Sie ist halbtot vor Müdigkeit, und man schickt sie um zwei Uhr morgens, um die Uhr aufzuziehen. Es sind tausend Liebenswürdigkeiten dieser Art, die man unmöglich durch die Krankheit entschuldigen kann. Die Kranken haben seltsame Launen; man weiss, dass ihr Kopf arbeitet, sie suchen manchmal Linderung bei Dingen, die keinen gesunden Menschenverstand haben; je mehr Widerstand sie bei ihrer Umgebung finden, um so mehr steigern sie die Wichtigkeit ihrer tollen Einfälle. Man muss sie befriedigen aus Furcht, der körperlichen Erkrankung eine geistige hinzuzufügen; aber was kann eine Uhr bedeuten, die weitergeht oder stehen bleibt.

Was das anbetrifft, haben Sie nicht bemerkt, dass es Umstände im Leben gibt, die uns mehr oder weniger abergläubisch machen? Da wir nicht immer einen Grund für die Wirkungen bemerken, so glauben wir manchmal an die sonderbarsten Ursachen für die,

welche wir wünschen, und machen Versuche, auf die hin man uns reif für Irrenhäuser halten könnte.

Ein junges Mädchen auf dem Felde pflückt die Pustblumen, sie bläst darüber, um zu erfahren, ob sie zärtlich geliebt wird. Eine andere sucht ihr gutes oder schlechtes Geschick in einem Kartenspiel. Ich habe welche gesehen, die alle sternförmigen Blumen zerpflückten und die bei jedem Blatt, das sie abrissen, sagten: „Er liebt mich ein wenig, sehr, gar nicht“, bis sie beim letzten Blatt angelangt waren, welches das prophetische war. Im Glück lachen sie der Prophezeiung, im Unglück schenken sie ihr ein wenig mehr Glauben, sie sagen: Das Blatt hatte ganz recht. Ich selbst habe einmal die platonischen Lose gezogen. Ich war dreissig Tage im Turm von Vincennes eingeschlossen, ich erinnerte mich all der Orakel der Alten. Ich hatte einen kleinen Plato in meiner Tasche, und ich fragte beim Öffnen, wie lange meine Gefangenschaft noch dauern würde, mich an die erste Stelle wendend, die mein Auge traf. Ich öffnete und las oben auf einer Seite folgende Stelle: „Die Angelegenheit ist so beschaffen, um bald beendigt zu werden.“ Ich lächelte und eine Viertelstunde später hörte ich die Schlüssel die Türen meines Gefängnisses öffnen, es war der Polizeileutnant Berryer, der mir meine Freilassung für den anderen Morgen verkündigte.

Wenn es Ihnen begegnete, im Laufe Ihres Lebens zwei oder drei Vorahnungen zu haben, welche die Wirklichkeit bestätigt, und das bei wichtigen Gelegen-

heiten, welche Wirkung, so frage ich Sie, würde das wohl auf Ihren Geist haben? Wären Sie nicht versucht, ein wenig an Inspirationen zu glauben, besonders wenn Ihr Geist bei irgend etwas sehr Ausserordentlichem, sehr Unwahrscheinlichem Halt gemacht hätte?

Jemand erzählte einen Zug von dem König von Preussen, der viel Scharfblick und Gerechtigkeit zeigt. Er fuhr von Wesel, wie ich glaube, nach einer benachbarten Stadt, er war im Wagen und verfolgte die Landstrasse, als ohne ersichtlichen Grund der Kutscher die Strasse verliess und ihn über ein neubesätes Feld fuhr. Er lässt halten. Der Besitzer des Feldes war da, er ruft ihn heran und fragt ihn, ob er etwa zufällig einen Handel mit seinem Kutscher hätte. Der Mann antwortet, sie ständen gerade im Prozess miteinander. Der König, ohne weiter zu fragen, ob er in jenem Prozess recht oder unrecht hätte, lässt den Schaden bezahlen und jagt den Kutscher weg . . .

Ihre Briefe kommen sicher und pünktlich, also keine Unruhe über diesen Punkt. — Es ist die ständige Folge nützlicher und verschiedenartiger Beschäftigungen, die den Landaufenthalt so süss und den Stadtaufenthalt so trübselig für die macht, die Geschmack an den ländlichen Arbeiten gewonnen haben. Warum klammert man sich umsoweniger an das Leben, umsomehr es von Tätigkeit erfüllt ist? Wenn das wahr ist, so kommt es daher, dass ein tätiges Leben gewöhnlich ein unschuldiges Leben ist, man denkt weniger an den Tod, man fürchtet ihn weniger; ohne es selbst

zu merken, resigniert man sich zu dem allgemeinen Geschick der Geschöpfe, die man unaufhörlich um sich sterben und wieder geboren werden sieht. Nachdem man eine Reihe von Jahren Arbeiten geleistet hat, welche die Natur jedes Jahr wieder mit sich bringt, löst man sich von ihnen, wird man ihrer müde, die Kräfte sinken, man wird schwächer, man wünscht das Ende seines Lebens herbei, wie man, nachdem man tüchtig gearbeitet hat, das Ende des Tages herbeiwünscht. Wenn man mit der Natur lebt, so bäumt man sich nicht gegen Gesetze auf, die man sich so notwendig und so allgemein vollziehen sieht; wenn man die Erde so oft aufgewühlt hat, hat man weniger Widerwillen hinabzusteigen; nachdem man so oft auf der Erde geschlafen hat, ist man mehr geneigt ein paar Schuh tiefer zu schlafen, und, um auf einen vorhergesagten Gedanken zurückzukommen, es gibt keinen unter uns, der sein Bett nicht ersehnte, wenn er sehr ermüdet ist, nicht den Moment des Schlafengehens mit ausserordentlichem Vergnügen herannahen sieht. Für gewisse Menschen ist das Leben nur ein langer Arbeitstag und der Tod ein langer Schlummer und der Sarg ein Ruhebett und die Erde ein Kissen, auf das es süss ist, das Haupt endlich niederzulegen, um es nicht mehr aufzurichten. Ich bekenne Ihnen, der Tod unter diesem Gesichtspunkt und nach den langen Widerwärtigkeiten, die ich ausgestanden habe, erscheint mir sehr angenehm. Ich will mich mehr und mehr gewöhnen, ihn so anzusehen.

Die Sanftmut und die Heftigkeit vertragen sich vortrefflich in demselben Charakter! Ich vergleiche sie mit der Milch, die so ruhig ist und welche die Hitze plötzlich schwellen und überlaufen macht, blasen Sie darauf, werfen Sie ein Efeublatt darauf, einen Tropfen Wasser, und alles ist wieder ruhig. Mein Fräulein, Sie erwarten sichere Gelegenheit, um Ihre Briefe abzusenden, ich füge mich, aber unter einer Bedingung, dass ich sie an bestimmten Tagen nicht wieder vermisse. Ich leide zu sehr, wenn ich mich getäuscht habe. Ich bin nichts mehr wert, weder für die Gesellschaft noch meine Arbeit, mein Charakter wird schlecht davon, ich schelte um ein Nichts, alles langweilt mich, ich bin brummig und richte lauter Unheil an. Sie sollen sich nicht darum ängstigen, aber Sie sollen mich auch nicht schlechter machen als ich bin, und weil ein Brief meiner Freundin nicht gekommen ist, mich dazu bringen, meine ganze Umgebung rasend zu machen. Adieu, meine Freundin, ich grüsse und umarme Sie von ganzem Herzen, es gibt viele Augenblicke, wo Ihre Gegenwart mir notwendig oder süss wäre. Tausend zärtliche Grüsse Ihrer Schwester, erinnern Sie sie daran, dass sie jedesmal, wenn sie ihre Gesundheit vernachlässigt, ihre Freunde schädigt, und dass sie mir viel Kummer machen kann. Und nicht nur mir allein.

Ich schicke Ihnen das Gutachten des Élie de Beaumont über die Calas und nächsten Sonntag die Denkschrift. Ich finde, weder in der einen noch in der anderen Arbeit hat man aus den Hilfsmitteln Vorteil gezogen, deren sich die Beredsamkeit des Demosthenes oder des Cicero besonders bemächtigt hätte. Das erste dieser Mittel ist die Rechtschaffenheit, die dieser Mann durch ein Leben von sechzig Jahren und mehr bewährt hat. Wozu dient ein ehrenhaftes Leben, wenn es uns nicht vor den Angriffen der Bosheit und dem Verdachte eines unsicheren Verbrechens schützt, keinen Unterschied zwischen dem Ehrenmanne und dem Schurken hervorbringt? Spricht denn nichts zu Gunsten des einen, zu Ungunsten des anderen? Sind sie gleichmässig dem Zufall überlassen? Mir scheint, das war der Ort, die Sache der anerkannten Ehre und Tugend zu führen, den Richtern zu sagen: „Liest man die unglückselige Geschichte des Calas, sieht man einen Vater im höchsten Alter aus dem Schoss seiner Familie gerissen, wo er geehrt und geliebt ruhig lebte und so zu sterben hoffte, auf ein Hörensagen hin zum Schafott geschleppt, so gibt es keinen, der nicht vor Schrecken zitterte, was ihm das dunkle Schicksal noch bringen könnte. Der Ehrenmann sieht, dass ihn nichts vor dem Zufall schützt. Nach der Verurteilung des Calas sieht er, dass seine ganze Vergangenheit vergeblich für ihn beim Gesetz bittet. Meine Herren, beruhigen Sie die Ehrenmänner, ermutigen Sie die

Tugend, indem Sie zeigen, wie grosses Gewicht Sie darauf legen. Wenn ein angeklagter Bösewicht schon halb durch seine früheren Taten verdammt ist, warum sollte der Ehrenmann nicht halb durch die seinen freigesprochen sein."

Das zweite ist der Tod des Calas. Hat dieser Mann seinen Sohn getötet aus Furcht, dass er die Religion wechsele, so ist er ein Fanatiker, so ist er einer der leidenschaftlichsten Fanatiker, die man sich vorstellen kann. Er glaubt an Gott, er liebt seine Religion mehr als sein Leben, mehr als das Leben seines Sohnes, er will seinen Sohn lieber tot, denn als Apostaten sehen, daher muss man sein Verbrechen als eine heroische Handlung ansehen, seinen Sohn als ein Brandopfer, seinem Gotte dargebracht. Was würde er also sagen, was haben alle Fanatiker sonst gesagt? „Ja, ich habe meinen Sohn getötet, gewiss. Meine Herren, hätte ich es noch einmal zu tun, so würde ich ihn wieder töten, ich will lieber meine Hände in sein Blut tauchen, als ihn seinen Glauben verleugnen sehen. Ist das ein Verbrechen, ich habe es begangen, möge man mich zum Richtplatz schleifen." Calas im Gegenteil beteuert seine Unschuld, er ruft Gott zum Zeugen an, er hält seinen Tod für eine Züchtigung für ein unbewusstes und geheimes Vergehen, er will von Gott so streng wie von den Menschen gerichtet werden, wenn er dieses Verbrechen begangen hat. Er nennt den Mord seines Sohnes ein Verbrechen, er erwartet seine Richter vor dem höchsten Richter-

stuhl, um sie dort zu vernichten. Ist er schuldig, so lügt er im Angesicht des Himmels und der Erde, er lügt im letzten Augenblick, er verdammt sich selbst zu ewigen Qualen. Er ist also ein Atheist seinen Worten nach, aber ist er Atheist, so ist er kein Fanatiker mehr, er hat also seinen Sohn nicht getötet. „Wählen Sie," würde ich den Richtern zurufen, „ist er Fanatiker, so konnte er seinen Sohn töten, aber nur aus dem wütendsten Eifer, den ein Rasender für seine Religion haben kann. Konnte er dann sterbend über eine Handlung erröten, die er für rühmlich halten musste, für von Gott befohlen, dann verlor er ihr Verdienst, indem er sie feige verleugnete. Sein Mund sagte also sterbend eine Lüge; einer Handlung angeklagt, deren er sich rühmen konnte, betrachtete er sie doch als ein Verbrechen. Er war also selbst ein Apostat und in dieser Welt gerichtet, rief er auch die Züchtigung des grossen Richters der anderen Welt auf sich herab. Atheist? Warum also, ein Verächter jeden Gottes und jeden Glaubens, hätte er seinen Sohn getötet, weil dieser einen anderen Glauben annehmen wollte, als den, in dem er geboren war?" Ich schreibe Ihnen das in Eile, aber es könnte in den Händen eines geschickten Mannes und eines Meisters des Wortes die stärkste Färbung annehmen. Nun wohl, es gibt in dieser Sache noch hundert andere Hilfsmittel, die weder die Advokaten noch Voltaire bemerkt haben.

Ich weiss nicht, was ich Ihnen noch sagen soll. Ich

bin von Müdigkeit niedergedrückt. Ich glaubte, ich würde meine Frau vorgestern verlieren; man wagte den Blutstrom nicht anzuhalten, der sie so erschöpft hatte, dass sie fünf- bis sechsmal täglich in kalten Schweiss und tödliche Ohnmachten fiel, weil man fürchtete, die schlechten Säfte mit dem Blut zurückzuhalten und ein bösartiges Fieber hervorzurufen. Man konnte es auch nicht so weiter gehen lassen aus Furcht, dass sie in einer der Ohnmachten bliebe, oder dass sich eine Wunde auf der Zunge oder ein Geschwür in den Därmen bildete. In dieser Ratlosigkeit hat man das Leben der Kranken auf eine Karte setzen müssen. Man hat ihr Simaruba gegeben, eine zusammenziehende Rinde als Getränk und zum selben Zweck Klistiere; der Fluss hat aufgehört, wenn noch nicht ganz, doch zum grössten Teil. Die Schmerzen, die stechend waren, sind dumpf geworden, das Fieber ist nicht gestiegen, aber noch kein Schlaf, immer ein wirrer Kopf, Ekel und Brechreiz, aber der Auswurf wird fester. Wenn ich es wagte, würde ich diesen physischen Zeichen, welche die Genesung ankündigen, moralische hinzufügen. Die Ärzte legen darauf kein Gewicht, und ich meine, sie haben unrecht. Man ist sehr krank, wenn man seinen Charakter ändert, man befindet sich besser, wenn man ihn wieder annimmt. Halten Sie mich für krank oder sterbend, wenn mir der Gedanke an Sie nicht den grössten Schmerz oder die höchste Freude hervorruft.

Ich wusste nicht, dass man in die Champagne ge-

reist war. Dieser Argwohn war eine Idee, die mir gekommen ist, wie sie Ihnen auch gekommen wäre. Wenn unser unbeschäftigter Geist über die möglichen Dinge hingleitet, so hält er natürlich mit Vorliebe bei denen still, die ihn interessieren. Ein eifersüchtiger Mensch hat, selbst wenn ihn nichts beunruhigt oder argwöhnend macht, eifersüchtige Gedanken. — Aber was mich schmerzt, ist, dass ich die Ereignisse niemals erfahre, ich muss sie erraten. Das lässt mich vermuten, dass es Gebrauch ist, sie mir zu verheimlichen, und dass man hofft, ich werde sie nicht erraten.

Mein Fräulein, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, morgens kleine, heitere Mahlzeiten, schöne Lektüre, angenehme Spaziergänge vor- und nachmittags, süsse Plaudereien zu zweien am Abend oder bei Mondschein auf Ihrer Terrasse; Mme Le Gendre und Ihre Mutter werden in dem Wäldchen vor Ihnen hergehen, wenn Sie dort hingehen und Sie werden hingehen. Sie werden zehn oder zwanzig Schritte hinterher gehen, und Sie werden so die Freiheit haben, die sich mit der Leidenschaft und dem Zartgefühl verträgt. Sie werden wenigstens das Vergnügen haben, zu hören und zu reden, ohne lästig zu fallen.

Ich will gar nichts wissen, ich will mich lieber meiner Einbildungskraft überlassen, die mir Ihr Glück sicher nicht zu schwach malt.

LIII Paris, 3. Oktober 1762

Ich wage nicht, den Verlauf der Krankheit vorherzusagen, die Tage sind abwechselnd gut, schlecht und entmutigend: Ekel, Appetit, schmerzhafte und blutige Ausleerungen, andere, die keine dieser schlimmen Eigenschaften haben. Man kann nichts daraus entnehmen, ausser dass die Traurigkeit und die Magerkeit zu und die Kräfte abnehmen; aber ein Symptom, das mich mehr als die andern erschreckt, ist die Sanftmut des Charakters, die Geduld, das Stillschweigen, und was am ängstlichsten ist, ein zurückkehrendes Vertrauen und Freundschaft für mich. Weder sie, noch jemand um sie schläft, nur der Arzt ist immer zufrieden. Ich habe den Argwohn, dass er nicht weiss, was er tut, und dass das Übel eine ganz andere Ursache hat, als er vermutet, aber ich wage nicht, den Mund zu öffnen. Wenn ich zufällig falsch dächte, und er meinem Irrtum beistimmte, und die veränderte Heilmethode verhängnisvolle Folgen hätte, würde ich mich nie trösten können. So muss ich also vom Morgen bis zum Abend einer Kranken Dinge geben, die ich für schädlich, zum mindesten für wenig nützlich und falsch verordnet halte, die schlechte Wirkung sehen und schweigen. Morgen richte ich mich völlig zu Hause ein, um ausser abends nicht mehr auszugehen. Die Sorge für meine häuslichen Angelegenheiten, über die man nicht mehr imstande ist, zu wachen, ein besserer Gebrauch meiner Zeit und besonders die vernachlässigte Erziehung meines Töchterchens zwingen mich dazu.

Ich bin allein in Paris. Holbach liest in Voré, die Baronin langweilt sich in Grandval, Madame d'Épinay fühlt sich, wie ich glaube, allein in la Briche nicht allzu wohl, Grimm eilt, was er kann auf Westfalen zu. Er war mit de Costris intim befreundet, der schwer verwundet worden ist, er eilt über hundertfünfzig Meilen hinweg, um zu versuchen, welche Hilfe oder welchen Trost er seinem Freunde bringen kann. Er ist immer derselbe; er ist fort, ohne mir Zeit zur Umarmung zu lassen, um zwei Uhr morgens, ohne Dienerschaft, ohne seine Geschäfte in Ordnung gebracht zu haben, nur die trennenden Meilen und die Gefahr seines Freundes sehend . . .

Ich vergass, Ihnen zu schreiben, dass ich vor vierzehn Tagen durch den Fürsten Galitzin eine Einladung der regierenden russischen Kaiserin bekommen habe, unsere Arbeit in Petersburg zu vollenden. Man bietet volle Freiheit, Protektion, Ehren, Geld, Würden, in einem Wort alles, was mit ihrem Lande unzufriedene und ihren Freunden wenig anhängliche Menschen in Versuchung führen kann, aus dem Vaterlande fortzugehen. Ich musste Voltaire antworten, der seine Bitten mit denen des russischen Hofes vereint hat. Er sandte mir zu gleicher Zeit seinen Kommentar zu Corneilles Cinna. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, dass alles wahr, richtig, interessant und schön gesagt ist, weil es die Wahrheit ist, nur habe ich ihn nachsichtiger gefunden, als ich gewesen wäre; er hat nicht alles getadelt, was mir tadelnswert erscheint,

wahrscheinlich weil die Schwierigkeit der Kunst ihm bekannter ist als mir. Kein Mensch ist verletzter über die Schlechtigkeit als der, der niemals gewusst hat, was es kostet, gut zu sein. —

Ich sehe aus den uns gemachten Anerbietungen, dass man nicht weiss, dass unser Manuskript uns keineswegs gehört, dass die Buchhändler die ganze Ausgabe gemacht haben und dass wir nicht ein Blatt entwenden können, ohne untreu zu werden. Nun, was sagen Sie dazu? In Frankreich, dem Lande der Höflichkeit, der Wissenschaften, der Künste, des guten Geschmackes, der Philosophie, verfolgt man uns, und aus dem Innern barbarischer und eisiger Gegenden des Nordens reicht man uns die Hand. Wenn man dieses Faktum in die Geschichte einträgt, was werden unsere Nachkommen davon denken? Ist das nicht eine enorme Ohrfeige für Herrn Omer de Fleury, der uns vor ein oder zwei Jahren die schöne Untersuchung, die Sie kennen, anhängte? In anderer Seelenstimmung würde mir dieser Vorfall Vergnügen bereiten, aber meine Seele hat sich allen freundlichen Regungen verschlossen, es gibt wenig Dinge im Leben, die mich in diesem Augenblicke lächeln machen könnten. Sie haben recht, Urania, alles ist eitel, alles ist trügerisch. Es lohnt kaum der Mühe, dafür zu leben. Es ist besser, ich höre davon auf und verfolge diese Ideen nicht weiter, in denen die, welche mich am meisten lieben, etwas Kränkendes sehen könnten. Aber soll ich mir wirklich Zwang auferlegen, aus Furcht sie zu verletzen?

Und selbst wenn ich mich zwinge, werde ich nicht unbewusst merken lassen, was im Grunde meines Herzens vorgeht, was ich fühle, denke, beschliesse und was sie beleidigen könnte? Ich verlange mir ja nichts besseres als glücklich zu sein. Ist es meine Schuld, wenn ich es nicht bin? Ist es meine Schuld, wenn ich überall die Übel sehe, die es gibt und die mich betrüben? Ist es meine Schuld, dass das Leben nur eine grosse Lüge ist, eine Kette getäuschter Hoffnungen? Man begreift das zu spät, wir sagen es unseren Kindern, die nicht daran glauben, sie haben graue Haare, wenn sie davon überzeugt sind. Leben Sie wohl, lassen Sie sich's gut gehen, werfen Sie dieses grämliche Geschwätz beiseite. Wenn ich auch nur einen Augenblick Ihre Heiterkeit, Ihr Glück, Ihre Ruhe störte, so gliche ich einem dicken Flegel, dick wie sechs andere, der im Gedränge schwitzt und riefe: „Welch verdammtes Gedränge, welcher Pöbel“ u. s. w. Einer, der neben ihm steht, ruft ihm zu: „Verdammtes, wandelndes Bierfass, worüber klagst du? Siehst du nicht, dass dieses Gedränge noch fünfzigtausendmal grösser wäre, wenn alle Welt dir gliche?“ Ich, der ich vielleicht allen, die um mich sind, Kummer bereite, der das Leben meiner Teuersten vergiftet, was fällt mir ein, gegen das Leben zu schreien? Wenn alle anderen ebenso laut schrien, würde man sein eigenes Wort nicht mehr hören, es herrschte der unerträglichste Lärm auf der Erde; wenn alle anderen ebenso wunderlich, ungerecht, unbequem, empfindsam, launisch, eifersüchtig, heftig, toll und

dumm, ebensolche Brummbären wären, könnte man es nicht aushalten. Wetter! da wir nicht mehr taugen als die andern, von denen wir sagen, dass sie nichts taugen, so wollen wir sie ertragen und schweigen. Ich leide also und schweige. Leben Sie wohl. Das ist der Augenblick, um aufzuhören, sonst machte ich Ihnen noch zuletzt den Landaufenthalt liebenswert.

LIV — **Paris, den 31. Mai 1765**

Morgen zwischen acht und neun Uhr werden Sie, meine gute und holde Freundin, einen Wagen vor der Tür haben, über den Sie, Ihre Frau Mutter und M^me^ Le Gendre den ganzen Vormittag verfügen können. Ich hoffe, M^me^ Le Gendre wird mich zum Diner dulden. Nach dem Diner, möge es nun gutes oder schlechtes Wetter sein, gehen wir nach St. Cloud spazieren, wo ich Sie auf eine Viertelstunde verlassen muss. Bis auf diesen Moment, den ich sehr bedauere, werde ich die Freude haben, den ganzen Tag mit der zusammen zu sein, die ich liebe, was nicht erstaunlich ist, denn wer liebte sie nicht? Aber die ich nach acht oder neun Jahren mit derselben Leidenschaft liebe, die sie mir am ersten Tage, an dem ich sie sah, einflösste. Wir waren an diesem Tage ganz allein, alle beide auf den kleinen grünen Tisch gestützt. Ich erinnere mich an alles, was ich Ihnen sagte, was Sie mir antworteten. O, welch glückliche Zeiten waren die des grünen Tisches. Guten Abend, gute Freundin, tausend Grüsse und ebensoviel Empfehlungen.

. . .[45]) Seit der Wohltat der Kaiserin war, wenn Sie einige süsse Augenblicke, die Sie kennen, ausnehmen, alles übrige nur Ärger, Langeweile oder Kummer. Da sind gewisse gute Freundinnen, die man vor Liebe und Ungeduld vergehen liess, und wenn diese guten Freundinnen unglücklich sind, so bin ich es auch . . . Die Unruhe Ihres Umzugs hat mich für Ihre Gesundheit zittern gemacht; glauben Sie, dass ich mich behaglich fühlte, während Sie sich mit dem Zurechtmachen, Tragen und Besorgen von Paketen die Arme lahm machten und Staub in Menge verschluckten? Da ist eine Abreise, die mich von Ihnen trennt, Gott weiss für wie lange, und die mich vereinsamt zurücklässt. Und seit ich Sie nicht mehr habe, folgen sich Ärgernisse, die mich zuletzt, wenn nicht aus Paris, so doch aus der Gesellschaft herausjagen werden . . .

LVI Paris, den 21. Juli 1765

Wie Sie wissen, wurde Mr. Tronchin nach Lyon berufen, da sein Teilhaber erkrankt war, und meine sechzehntausend Livres blieben in den Händen des Colin de Saint-Marc zurück. Zunächst ist es ganz unerhört, wieviel kleine häusliche Quengeleien mir meine wohl oder übel auf ihn begründete Sicherheit zuzog. Soweit war ich, als ich einen für Saint-Marc bestimmten Brief von Tronchin erhielt,

ich behalte ihn sieben oder acht Tage, denn Geldsachen erregen mich wenig; eines Tages aber, als ich zwischen sechs und sieben Uhr ein Plauderstündchen bei der geliebten Schwester hatte, befand ich mich an der Tür des Hotel des Fermes. Ich erinnere mich des Briefes und trete ein. Saint-Marc war nicht in seinem Bureau, musste aber sofort wiederkommen; so sagten mir wenigstens seine Angestellten, denn diese sind sehr höflich. Wirklich kommt er, wie sie mir sagten. Ich gehe Saint-Marc entgegen, er hört mich nicht an. Mr. de Saint-Marc, Hut auf dem Kopfe, geht ab, ich folge ihm fast rennend. Er betritt sein zweites Bureauzimmer, setzt sich in seinen Sessel, ich stelle mich vor ihn. Ich überreiche ihm meinen Brief, er nimmt, öffnet und liest ihn; blickt einen Augenblick zur Decke, dann mir den Brief auf eine Ecke des Tisches hinwerfend, sagt er: „Ich entsinne mich nicht mehr,“ nimmt eine Feder, beginnt zu schreiben und lässt mich stehen, ohne noch ein Wort mit mir zu sprechen. Während er, ohne aufzublicken, schreibt, nenne ich ihm meinen Namen und erzähle ihm meine Geschichte. Wie ich zu Ende bin, unterbricht sich mein Mann, und indem er sich eifrig mit einem Finger die rechte Hand reibt, sagt er zu mir: „Ach ja, nun erinnere ich mich. Ich habe Ihre Wechsel in Händen gehabt. Ich kann Ihnen kein Geld geben. Alle wollen welches, es ist wie eine Seuche, ich begreife das nicht. Ich weiss nicht, wann ich welches haben werde, ich kann doch nicht für Sie die plün-

dern, die welches haben. Kommen Sie nur wieder, aber nicht etwa morgen. Kommen Sie in acht, in vierzehn Tagen, in einem, in zwei Monaten," damit beginnt mein Mann wieder zu schreiben, und ich, ich gehe.

Nun, wie finden Sie das? Weil Mr. de Saint-Marc hunderttausend Taler Rente hat, darf er mich wie einen Hanswurst behandeln. Ich war in dem Augenblick wütend, dass ich nicht der Graf de Charolais war oder irgend eine einflussreiche Persönlichkeit und nicht mit Monsieur Colin de Saint-Marc den Auftritt wiederholen konnte, den der Präsident von Meinières mit einem Gerichtssachwalter hatte. Es war früh morgens; er war im Überrock, hatte eine alte, runde Perücke auf, graue, wollene Strümpfe an, ein seidenes Taschentuch um den Hals, das sein Aussehen auch nicht verbesserte. Es handelte sich um eine beträchtliche Schuldsumme, die der Anwalt zu begleichen nicht eilte. Er tritt ohne Umstände ins Arbeitszimmer und wendet sich artig an den Anwalt, denn der Präsident von Meinières ist der sanfteste und höflichste Mann, so sagt sein Ruf, und so habe ich ihn bei sich, wie bei mir befunden. „Mein Herr, ich warte schon lange, können Sie mir freundlichst sagen, wann ich bezahlt werde?" „Ich habe keine Ahnung." Der Präsident steht, der Anwalt sitzt, der Präsident hat den Hut in der Hand, der Anwalt die Mütze auf dem Kopfe; der Präsident spricht, der Anwalt schreibt. „Mein Herr, ich habe es recht eilig." „Kann ich dafür?"

„Sicherlich nicht; aber hier sind meine Wertpapiere; ich habe sie mitgebracht; Sie wären sehr gütig, wenn Sie sie nachsehen wollten.“ „Ich habe keine Zeit.“ „Mein Herr, ich bitte sehr, tun Sie mir den Gefallen.“ „Ich kann nicht, sage ich Ihnen.“ „Mein Herr!“ „Sie stören mich. Glauben Sie denn, lieber Freund, ich hätte nur Ihre Angelegenheit im Kopfe? Sie werden mit den anderen bezahlt werden; gehen Sie und langweilen Sie mich nicht länger.“ „Ich bedaure, Sie zu langweilen, mein Herr, aber Sie sind nicht der erste.“ „Um so schlimmer, man soll niemand langweilen.“ „Sehr wahr, aber man soll auch niemand vor den Kopf stossen.“ „Sie sind spasshaft.“ „Mein Herr, ich bin bei Gott nicht der spasshafteste von uns beiden, man schuldet mir, ich möchte das Geld haben, das ich brauche. Ich verlange nichts, als dass Sie einen Blick auf meine Papiere werfen.“ „So geben Sie meinetwegen die Papiere; hätte man mit zwei Ihresgleichen täglich zu tun, dann könnte man das Handwerk aufgeben.“ Der Präsident breitet seine Papiere aus und der Anwalt liest: „Der Herr Präsident von Meinières“ u. s. w. Sofort springt er auf: „Herr Präsident, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, — ich kannte Sie nicht, sonst —“ Der Präsident nimmt ihn bei der Hand, zieht ihn vom Sessel fort, setzt sich darauf und sagt: „Mein Herr So und So, Sie sind ein Unverschämter; um mich handelt es sich nicht, ich verzeihe Ihnen; aber ich sehe, in wie unwürdiger und grausamer Weise Sie die Unglücklichen, die mit Ihnen

zu tun haben, behandeln. Nehmen Sie sich in Zukunft in acht; wenn mir jemals eine Klage über Sie zu Ohren kommt, werde ich dafür sorgen, dass Sie eine Stelle verlieren, die Sie so schlecht ausfüllen. Adieu." Was meinen Sie dazu? Wäre es nicht sehr süss gewesen, Präsident zu sein, als mich Mr. Colin de Saint-Marc wie dieser Anwalt behandelte? Sie werden darüber lachen, jetzt lache ich auch darüber. M^{me} le Gendre sagt, sie hätte sich vor Mr. Colin de Saint-Marc auf den Tisch gesetzt, aber man ist so überrascht, so wenig gewohnt, plötzlich als Kammerdiener behandelt zu werden. — — —

Hier hat sich ein kleines Abenteuer zugetragen, das beweist, wie all unsere schönen Predigten über die Unduldsamkeit noch keine grossen Früchte getragen haben. Ein junger Mann aus guter Familie, die einen sagen Apotheker-, die andern Kaufmannslehrling, wollte einen Kursus für Chemie mitmachen. Sein Meister stimmt unter der Bedingung zu, dass er ihm Kostgeld bezahlt; der Lehrling willigt ein. Nach einem Vierteljahr verlangt der Meister sein Geld, und der Lehrling bezahlt. Etwas später eine neue Forderung des Meisters, der der Lehrling entgegenstellte, dass er ja kaum ein Vierteljahr schulde. Der Meister leugnet, dass der Lehrling das vorige berichtigt habe. Die Sache wird vor die Handelsrichter gebracht. Man nimmt dem Meister den Eid ab: er schwört. Kaum hat er den Meineid geschworen, so zeigt der Lehrling seine Quittung vor, und der Meister steht verurteilt, entehrt da.

Es war ein Schurke, der es verdiente, aber der Lehrling war ein Unbesonnener, den es mehr als das Leben gekostet hat. Er hatte von einem Händler als Bezahlung oder sonstwie den „Christianisme dévoilé“ in zwei Exemplaren erhalten, und er hatte eins der Exemplare seinem Meister verkauft. Der zeigt ihn beim Polizeileutnant an. Der Händler, dessen Frau und der Lehrling werden alle drei verhaftet; sie sind an den Pranger gestellt, gepeitscht und gebrandmarkt worden; der Lehrling wurde zu neun, der Händler zu fünf Jahren Galeeren und die Frau zu lebenslänglichem Arbeitshaus verurteilt. Das Urteil wirft mit dem Christianisme dévoilé, den l'Homme aux quarante écus und les Vestales, das Drama, das wir im Manuskript lasen, zusammen. Gegen de Sartine schreit die allgemeine Empörung zum Himmel. Aber sehen Sie auch die Folgen dieses Urteils? Ein Händler bringt mir ein verbotenes Werk. Kaufe ich mehr als ein Exemplar davon, so werde ich als Begünstiger eines unerlaubten Handels angesehen und einer furchtbaren Verfolgung ausgesetzt. Sie kennen L'Homme aux quarante écus[46]), und Sie werden kaum herausfinden können, warum er in diesem entehrenden Urteil eingeschlossen ist. Das ist die Folge des tiefen Grolls, den unsere vornehmen Herren gegen einen Aufsatz „Tyran“ im „Dictionnaire portatif“ hegen; Sie erinnern sich seiner wohl. Sie werden Voltaire seinen Ausspruch nie verzeihen, „er wolle lieber mit einem einzelnen wilden Tier, dem man ausweichen könne, zu tun haben, als mit einer Bande dieser kleinen

Subalterntiger, die einem beständig zwischen die Beine laufen.“ Und darum ist das Dictionnaire portatif in dem Handel mit dem jungen Le Barre, der das Buch gar nicht besass, verbrannt worden.

Ich fürchte immer, diese Leute könnten unserem armen alten Patriarchen trotz all seines Ansehens, seiner Verbindungen, seiner seltenen Gaben einmal übel mitspielen. Wohl weiss ich, die Nachwelt wird auf sie einst alle Schmach zurückwälzen, mit der sie ihn bedecken wollten, aber was hilft das dem Manne, wenn er erst Asche ist? Wissen Sie, dass sie vor drei Tagen einen Haftbefehl gegen ihn beabsichtigt haben?

Ich komme auf meine beiden Unglücklichen zurück, die zu den Galeeren verurteilt wurden. Was soll aus ihnen werden, wenn sie entlassen sind? Es bleibt ihnen nichts übrig, als schleunigst Diebe zu werden. Die entehrenden Strafen verschütten dem Menschen jede Hilfsquelle und sind schlimmer als die Todesstrafen, die ihm das Leben nehmen. —

Ich bin in mein Töchterchen toll verliebt. Sie sagt, ihre Mutter bete zu Gott, aber ihr Vater tue das Gute; meine Art zu denken, ähnle meinen Hausschuhen, die man nicht der Leute wegen anzieht, sondern um warme Füsse zu bekommen; es gäbe uns nützliche Handlungen, die den anderen schaden, ähnlich dem Knoblauch, den man nicht isst, selbst wenn man ihn liebt, weil er schlecht riecht; betrachte sie, was sich um sie herum begäbe, so wage sie nicht,

über die Ägypter zu lachen; wenn sie, Mutter einer zahlreichen Familie, ein böses, böses Kind hätte, würde sie sich doch niemals entschliessen, es bei den Füssen zu nehmen und seinen Kopf in den Ofen zu stecken. Und all das plaudert sie in anderthalb Stunden, während wir das Diner erwarten.

LVII Den 1. August 1765

Gott sei gelobt, da sind vierundzwanzig Schriftstücke fertig, es bleiben ausser diesen hier drei, die Ihnen zugehen werden. Ich habe mich eben von dem Baron verabschiedet, der sich für zwei Monate von seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden trennt. Ich schreibe Ihnen bei Damilaville, der morgen nach Genf abreist. Ich habe grosse Furcht, dass dieser einige zweifelhafte und wenig gewählte Freuden mit seinem Leben bezahlt. Das wäre recht teuer. Der gestrige Tag war recht hart für einen Mann, der keine Beine mehr und an allen Ecken von Paris zu tun hatte. Ich hatte dem Baron versprochen, den Tag vor seiner Abreise mit ihm zu dinieren und vergessen, dass Damilaville denselben Tag festgesetzt hatte, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Dieser hatte das Zimmer des Portiers des Luxembourg bestellt und alles besorgt. So musste ich wohl oder übel den Baron sitzen lassen. Das Rendezvous der Gäste war in der Allee der Karmeliter. Wir sassen zu dreien oder vieren auf der Bank, die ganz nahe dem Tor

gleichen Namens steht, als wir Schreie hörten, die aus dem Vorhof dieses Klosters kamen, es war eine Frau, die beim Verlassen ihrer Kirche in Ohnmacht gefallen war. Einer von uns läuft hinzu und klopft an der Tür des Klosters. Der Pförtner öffnet. „Mein Vater, rasch einen Tropfen von Ihrem Melissengeist, es ist für eine Frau dort, für eine Sterbende." Der Mönch antwortet kalt: „Es ist keiner mehr da" und schliesst die Türe. Hier mögen Sie, meine Freundin, nach Gefallen über die Segnungen des religiösen Geistes nachdenken. Ein Mönch, der einem anderen Orden angehörte, war erschienen. „Nun ja," rief er schmerzlich, „hier sieht man, wie ein harter und roher Pförtner ein ganzes Haus entehrt." „Mein Herr," antwortete ich ihm, „fürchten Sie nichts, der Vorgang, der sich eben abspielte, ist so unerhört, dass man uns für Verleumder erklären würde, wenn einer von uns ihn weitererzählte." Dieser Mönch war ein braver Mann von recht weitem Geist und gar nicht pfäffisch. Man sprach über die väterliche Liebe. Ich sagte ihm, sie sei eine der mächtigsten Leidenschaften des Menschen. „Ein väterliches Herz," rief ich aus, „nein, nur die Väter wissen, was es bedeutet, es ist ein selbst den Kindern glücklicherweise uneröffnetes Geheimnis." Dann fügte ich hinzu: „Die ersten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren recht wild. Mein Betragen hätte genügt, um meinen Vater zu erzürnen, ohne dass man nötig hatte es zu übertreiben, indessen hatte die Verleumdung auch nicht gefehlt. Man hatte

ihm gesagt, was hatte man ihm nicht gesagt? Die Gelegenheit, ihn wiederzusehen, kam. Ich schwankte nicht. Ich reiste voll Vertrauen auf seine Güte. Ich dachte, er würde mich sehen, ich würde mich in seine Arme stürzen, wir würden zusammen weinen, und alles wäre vergessen. Ich dachte recht.“ Hier hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüsste, wie weit es von hier bis nach meiner Heimat sei. „Sechzig Meilen, ehrwürdiger Vater, und wenn es hundert gewesen wären, glauben Sie, ich hätte meinen Vater weniger duldsam gefunden?“ „Im Gegenteil.“ „Und wenn es tausend gewesen wären?“ „Ach, wie kann man ein Kind misshandeln, das so weit her kommt?“ — „Und wenn ich vom Mond, vom Jupiter, vom Saturn gekommen wäre?“ Während ich die letzten Worte sagte, blickte ich zum Himmel auf, und mein Mönch dachte mit gesenkten Augen über meine Apologie nach.

Wir dinierten fröhlich, wir wagten von der Unklugheit des Cölibats zu reden, ohne dass unser Mönch sich beleidigt fühlte. Er verteidigte die Mängel seines Standes nicht allzu sehr, er meinte nur, wir sollten den Cölibatären, welche die Religion mache, so lange Gnade gönnen, bis wir alle diejenigen aus der Republik ausgestossen hätten, die es aus dem Geist der Liederlichkeit und des Luxus heraus wären. Wir bemerkten ihm, dass die letzteren kein Gelübde ablegten und dass wir auch gegen die ersteren Nachsicht üben würden, wenn sie auf die ihren verzichteten; es sei

doch ein gewisser Unterschied zwischen einem schlechten Bürger und einem solchen, der am Fusse der Altäre gelobte, schlecht zu sein. All das verlief sehr gut.

Sie wissen oder wissen nicht, dass die Benediktiner in einer an den König gerichteten und durch den Druck veröffentlichten Bittschrift um ihre Säkularisation gebeten haben, aber Sie würden niemals vermutet haben, dass das Ministerium die Dummheit begangen hat, sie nicht beim Wort zu nehmen. Trotzdem ist es Tatsache. Hätten sie selbst jedem der Mönche ein behagliches Wohlleben gesichert, so wären doch unermessliche Güter übriggeblieben, die einen Teil der Staatsschuld gedeckt hätten. Dieses Beispiel hätte die Karmeliter, die Augustiner ermutigt, um die Aufhebung ihrer Orden zu bitten, und, ohne Gewalt anzuwenden, wäre Frankreich in weniger als zwanzig Jahren von einem Krebsschaden befreit gewesen, der es zerfrisst, und es bis zu seinem Ende zerfressen wird. Unser Mönch bemerkte richtig, dass es nichts Schamloseres gäbe, als zu sagen, wie es die Benediktiner in ihrer Bittschrift getan hätten, sie wünschten eines entwürdigten Gewandes entkleidet zu werden; nur schlechte Sitten konnten es entwürdigen und damit gestanden sie ein, schlechte Sitten zu haben . . .

Diese Plaudereien, an denen ich Sie teilnehmen lasse, hielten uns bis acht Uhr auf, wo wir uns trennten, er, um seine Koffer zu packen, ich, um den Baron umarmen zu gehen. Ich hatte eine sorgenvolle Miene, mir scheint, ich hätte sie weniger gehabt, wären meine

Augen oder meine Arme stark genug gewesen, ihn im Innern Englands zu erreichen, ihn dort warnen, ihn schützen zu können. Das Geschick bedroht uns überall gleicherweise, trotzdem fürchtet man es an einem gewohnten Ort weniger, man weiss nicht, was es einem anderswo bereitet. Wenn ich Sie von hier aus sehen könnte, wenn ich nur einen Zauberspiegel hätte, der mir meine Freundin jeden Augenblick zeigte, wenn sie vor meinen Augen in dem Spiegel spazieren ginge, wie an ihrem Wohnort, so glaube ich, wäre ich ruhiger. Ich würde den Spiegel kaum verlassen, wie oft würde ich nachts aufstehen, um Sie schlafen zu sehen. Wie oft würde ich Ihnen zurufen: „Meine Freundin, hüten Sie sich, Sie ermüden sich zu sehr, gehen Sie dorthin, da ist es schöner, die Sonne sticht Sie zu sehr, Sie bleiben zu lange auf, Sie lesen zu viel, essen Sie davon nicht, was fehlt Ihnen, Sie scheinen mir traurig!" Sie würden mich nicht hören, aber wenn die Vernunft Sie nach meinem Wunsch hätte handeln lassen, so wäre ich so froh, als hätten Sie mir gefolgt. Es ist sehr unsicher, ob dieser Spiegel mir nicht mehr Schmerz als Freude bereiten würde, es ist sehr unsicher, ob ich ihn eines schönen Tages nicht vor Ärger zerbrechen würde, es ist ganz sicher, dass ich alle Stücke wieder auflesen würde, hätte ich ihn zerbrochen. Wenn es mir begegnete, zu sehen, wie ein anderer Ihnen die Hand küsste! Wenn ich Sie lächeln sähe! Wenn ich fände, dass Sie mich zu oft und zu lange vergässen! Nein, nein, nicht diesen

Zauberspiegel, ich will ihn nicht, meine Phantasie leistet uns beiden bessere Dienste. Es war Mitternacht vorbei, als ich den Baron verliess. Trotzdem ging ich zu Grimm, den neunten Brief meiner Freundin abzuholen. Ein kleiner deutscher Graf, der eine Zuneigung für mich gefasst hat, begleitete uns und setzte mich um ein Uhr zu Hause ab. Ich las Ihren Brief, ehe ich einschlief; hätte ich wohl schlafen können mit einem verschlossenen Brief meiner Freundin unter dem Kopfkissen? Ich habe heut d'Alembert besucht, der sich von seiner Wohnung zu Watelet hat bringen lassen. Ich traf ihn allein, unsere Unterredung war sehr zärtlich. Von da ein Diner bei der sehr liebenswürdigen Schwester mit La Rue ... Der lieben Schwester ist ein grosses Abenteuer begegnet, das ich morgen wissen werde. Aber pst! Adieu, adieu. —

LVIII Paris, den 18. August 1765

Unsere Arbeit würde beendet sein ohne eine neue Dummheit des Druckers, der einen Teil des Manuskripts in einer Ecke vergessen hatte. Daran habe ich, wie ich glaube, bis zum Ende der Woche zu tun, dann kann ich endlich rufen: „Land, Land.“ Ich habe den Geldpunkt angeschnitten, der sich, allem Anschein nach, zu meiner vollen Befriedigung erledigen wird. Man wird mir ein Exemplar bewilligen, das ich einem ehrlichen Arbeiter versprochen habe, man wird mir einige Bände erlassen, die ich noch schulde, man

wird ein oder zwei Briefe, die ich geschrieben habe, zerreissen, und man wird mir vierzehnhundertachtundzwanzig Livres für einen letzten Band bewilligen, den ich nicht versprochen hatte. Alle meine Schulden werden getilgt sein, und ich werde leicht, wie eine Feder, über die Erde schreiten. Die stumpfe Ruhe des Le Breton, der sich am Rande des Ruins und der Schande befindet, verwirrt mich. Ich habe einen seiner Kollegen gesprochen, der nicht mehr so ruhig schläft. Er wusste nichts von Le Bretons[47]) Manöver, ich erzählte es ihm, und er hat sich darüber wie ich ausgesprochen. Dieses Benehmen erscheint ihm von einer unerhörten Würdelosigkeit, er nennt es infam, beleidigend für seine Kompagnons, für die Schriftsteller, den Herausgeber, das Publikum, er fühlt alle seine Folgen. Er hat mir sehr für mein Stillschweigen gedankt, ist äusserst erschreckt über den Skandal, den er voraussieht, und ist in Todesängsten. Es ist David, ein harter, geiziger, aber gerechter Mann. Einen schönen Empfang wird er meinem Tölpel bei ihrem nächsten Wiedersehen bereiten. Adieu, goldene Tabaksdose, die mir die gute alte Huri[48]) versprochen hatte. Aber im Ernst, ich wollte die Tabaksdose und zehnmal soviel Dukaten, als sie enthalten könnte, geben, wenn dieser Mord an unserem Werke ungeschehen zu machen wäre. Der Mann, der am meisten am Erfolg des Unternehmens interessiert ist, schadet uns allein mehr, als alle Anstrengungen unserer vereinigten Feinde gekonnt hätten. Ist das nicht ein Abenteuer zum Tollwerden? Er hat sich vier Jahre

lang in seiner Infamie gefallen. Er stand in der Nacht auf, um Feuer in seine Magazine zu werfen, und das erschien ihm spasshaft. Er geht mit seinem groben und schweren Gesicht um mich herum, setzt sich, steht auf, setzt sich wieder, möchte sprechen, schweigt. Ich weiss nicht, was er von mir will. Will er vielleicht, dass ich den Autoren gegenüber seine infame Handlungsweise auf mich nehmen soll? Das könnte mir fehlen.

Es ist unmöglich das Schlechte wie das Gute ungestraft zu tun, für das eine wird man durch die Gesetze, für das andere durch die Missgunst bestraft. Dieser Subskriptionsplan[49]), der so ehrenhaft, so gut ersonnen war, nun, ist er nicht verhindert oder doch im Begriff es zu werden? Man muss betonen, es ist die grausamste Rache, die man am Gericht von Toulouse nehmen konnte, das gültigste Zeugnis für die Verachtung, die man heut jenen religiösen Meinungen zollt, die so oft die Menschlichkeit im Menschen erstickt haben, das geschickteste Mittel die elenden Verfechter jener absurden und ungeheuerlichen Meinungen zu entmutigen, das klarste Zeugnis für den Fortschritt der Vernunft und die Leistungen der Philosophie. Die Liste der Subskribenten, wenn sie zahlreich gewesen wäre und Männer jeden Standes enthalten hätte, was sicher so gewesen wäre, hätte das ehrenvollste Zeugnis für die natürliche Wohltätigkeit abgelegt. Der Ton des Entwurfes, mit dem Motto aus Lucrez, der gewagte Anschlagzettel mit der An-

spielung auf den Fatalismus, und die heftige und versteckte Satire auf ihre Vorsehung, wie konnte das ohne Lärm durchgehen? Ich habe alles vorhergesehen und es Grimm gesagt, der sich darüber lustig machte. Ich schliesse den Brief und eile zu Madame d'Épinay, die mich rufen lässt, wahrscheinlich um über dieses Missgeschick zu plaudern.

Le Gendre hat nichts gespart, um mich zu bewegen neben Madame im Wagen nach Reims zu fahren, aber Madame hat mir offen gestanden, es wäre besser, wenn ich es nicht täte. Ich kann diese kleinlichen Listen gar nicht ertragen. Wenn ich ihn nun beim Wort genommen hätte? O, dann hätte man schon dafür gesorgt, die Sache unmöglich zu machen. Aber ist M^me^ Le Gendre wirklich unschuldig? Ich bin unerträglich misstrauisch geworden. Die Einladung erfolgte in Gegenwart von M.... Sie ergänzen das übrige. Dieser Mann wird mir eines dieser Tage einen teuflischen Schabernack spielen. Es ist sicher, dass er es mit tödlicher Ungeduld sieht, wenn ich so oft mit der teuren Schwester spreche. Unsere Intimität bringt ihn zur Verzweiflung. Er weiss, wieviel ich von Vialet halte. Er begreift, dass ich zwei Mittel habe, ihn in ihren Augen herabzusetzen. Das eine, indem ich ihr unaufhörlich den Unterschied zwischen einem Dummkopf und einem klugen Mann klar mache, das andere, ihr ihre früheren Verpflichtungen wachzurufen. Mit all seiner philisterhaften Rechtlichkeit ist er der Mann, eine Perfidie gegen mich zu begehen, er wird lügen, erfinden, reden,

Gerede machen. Der andere ist immer geneigt zur Eifersucht. Bei Gott, möchte sie recht rasch abreisen, damit meine Prophezeiung sich wenigstens erst bei ihrer Rückkehr erfülle . . .

LIX — Diesen 8. September 1765

Sind wir dazu geboren, ewig das Glück zu erwarten? Kann das Glück niemals kommen? Noch ein bis zwei Monate auf diese Weise weiterleben, und ich bin überzeugt, dass die Verhältnisse, in welchen der Mensch lebt, ganz gleichgültig sind, und ich überlasse mich dem Strom, der die Dinge treibt, ohne mich darüber zu sorgen, wohin er mich fortreissen wird. Ich hatte ein beschränktes Vermögen. Die Notwendigkeit, es zu teilen, wenn eine erwachsene Tochter ihre Mitgift verlangen würde, ohne den Wohlstand in der Provinz zu suchen oder in Paris die Armut zu fühlen, beunruhigte mich und schien mich zur Arbeit zu verdammen bis zum Alter der Gebrechlichkeit und Ruhebedürftigkeit. Ein unerwartetes Ereignis bereichert mich und nimmt mir alle Sorge für die Zukunft. Bin ich nun glücklicher? Durchaus nicht. Eine ununterbrochene Kette von kleinen Kümmernissen begleitet mich bis diesen Augenblick. Wenn ich die Geschichte dieser Kümmernisse erzählte, würde man mich sicher auslachen, das tue ich selbst manchmal, aber was tut das, meine Minuten sind darum nicht weniger verstört worden, und ich sehe nicht, dass die folgenden ruhiger sein werden.

Aber ich glaube, meine Verdauung ist besser, denn ich fühle, während ich dies schreibe, die Lust verschwinden, in diesem traurigen und moralisierenden Tone fortzufahren. . . . Das Geld der Kaiserin, an das Sie die Güte haben zu denken, ist in vier Papieren der Generalsteuern angelegt, deren Datum der erste August ist, was mich zwei Monate Zinsen verlieren lässt. So hat es Gott und dem sanften und höflichen Saint-Marc gefallen. Adieu, teure und holde Freundin, lassen Sie es sich gut gehen, schlafen Sie gut, und wenn Sie gut geruht haben, so schreiben Sie der teuren Schwester, schreiben Sie mir . . .

LX Paris, den 21. November 1765

Ich glaubte am Ende meines Hofdienstes zu sein. Durchaus nicht. Ein paar Scherzworte des Bildhauers Falconet veranlassten mich, sehr ernsthaft die Verteidigung des Unsterblichkeitsgefühls und der Achtung vor der Nachwelt zu übernehmen. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn nicht in dieser Arbeit Ideen sind, die Ihnen gefallen werden und andere, die Ihre geliebte Schwester mit Entzücken erfüllen werden. Zwanzigmal beim Schreiben glaubte ich mich an Sie, zwanzigmal mich an Ihre Schwester zu wenden. Wenn ich richtige, geistvolle, durchdachte Dinge sagte, hörten Sie mir zu; sprach ich von sanften, hohen, pathetischen, phantastischen, gefühlvollen, enthusiastischen Dingen, dann betrachtete ich die liebe Schwester. Mein Ge-

schmack an der Einsamkeit wächst von Augenblick zu Augenblick. Gestern ging ich in Schlafrock und Nachtmütze zu Damilaville dinieren. Ich habe eine Abneigung gegen den Gesellschaftsrock, mein Bart wächst, wie es ihm gefällt. Noch ein Monat dieses eingezogenen Lebens und die Wüste selbst wird keinen eingefleischteren Eremiten besitzen. Ich versichere Sie, wenn der Prior der Kartäuser mich im Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren beim Wort genommen hätte, als ich mich ihm als Novize anbot, er hätte mir keinen allzu schlechten Streich gespielt. Ich hätte einen Teil meiner Zeit dazu verwendet, Besenstiele zu drechseln, mein Gärtchen umzugraben, mein Barometer zu beobachten, über das beklagenswerte Los derer nachzusinnen, die sich auf den Strassen herumtreiben, gute Weine zu trinken, hübsche Frauen zu liebkosen, und den anderen Teil dazu, an Gott die glühendsten und zärtlichsten Gebete zu richten, ihn mit ganzer Seele zu lieben, so, wie ich Sie liebe, mich mit den süssesten Hoffnungen zu berauschen, und sehr aufrichtig die Unsinnigen zu beklagen, die leere augenblickliche Freuden, flüchtige, vorübergehende Genüsse, die ich kaum vermisse, der Süssigkeit einer ewigen Ekstase vorziehen.

Haben Sie keine Sorge meiner Gesundheit halber, jetzt ist die Zeit der Nebel und Sie wissen, die Metaphysiker gleichen den Schnepfen.

Sie lassen mich die Nachteile zu grosser Pünktlichkeit fühlen. Heut ist Donnerstag, ich bin in die

Strasse Neuve-Luxembourg gelaufen, in der Hoffnung, dort einen Brief vorzufinden und in dem Brief den Rat, dessen ich bedarf. Kein Brief und kein Rat. Das schlimmste ist, Ihr Stillschweigen ist nicht wie das meine ohne Bedeutung. Bin ich in Paris, von Geschäften überhäuft, von Freunden, Gleichgültigen, Lästigen jeder Art aufgehalten, so können Sie immer eine Vermutung aufstellen, die Sie beruhigt. Sie aber sind auf dem Lande, frei von jedem Zwange, der Sie abhalten könnte, volle Herrin Ihrer Zeit; wenn ich also nichts von Ihnen höre, so kann ich dafür nur einen Grund finden, der mich toll macht.

Grimms Diener hat mir versprochen, morgen zu mir zu kommen. Ich will versuchen, mich mit der Hoffnung einzuschläfern, morgen früh zu erfahren, wie es Ihnen geht . . .

Guten Abend, meine Freundin. Wenn die Dinge so verlaufen, wie ich annehme, verzweifle ich noch nicht daran, Sie nach Paris zurückzuführen. — Le Gendre glaubt, uns die geliebte Schwester Anfang nächsten Monats wiedergeben zu können. Werden M^{me} und M^{lle} de Blacy Ihnen bleiben?

Der Winter beginnt hier sehr streng. Adieu, gute und süsse Freundin. Bewahren Sie mir den Platz am Kamin.

Meine Empfehlung den Damen. Übrigens werde ich jetzt bei Damilaville vorsprechen. Es wird das erste Mal sein, dass ich ihn sehe.

Ich weiss nicht, was ich anfangen soll. Ich habe alle möglichen Beschäftigungen versucht, keine sagt mir zu. Ich möchte ausgehen, aber ich fühle, dass, wo ich auch hingehen möge, ich Unbehagen um mich verbreiten und Unbehagen empfinden werde. Der Bediente Grimms ist nicht erschienen. Muss ich morgen, Sonntag, wiederum mit leeren Händen aus der Strasse Neuve-Luxembourg zurückkehren, so werde ich sicher der unruhigste und unglücklichste Mann von der Welt sein. Glauben Sie etwa, wenn ich noch einmal zu beginnen hätte, ich würde mich wieder in Sie verlieben? Weder in Sie noch in eine andere. Glauben Sie, ich würde mir so wenig aus meiner Ruhe, meiner Freiheit, meinem gesunden Menschenverstand machen, um sie jemals wieder einer Frau anzuvertrauen? Prüfen Sie mich nur und Sie werden sehen. Wahrhaftig, es ist sehr betrüblich, sich an ein Geschöpf geknüpft zu haben, der man nie den geringsten Vorwurf machen kann, weder den der Untreue, noch Launen, noch irgend welche Torheiten, auf die man bauen könnte, nicht den Mut zu haben ihr unrecht zu tun, noch die geringste Hoffnung, dass sie uns unrecht tun wird. Es ist zum Verzweifeln. Es ist ein nie dagewesenes Abenteuer, das für mich aufgespart war ...

Da haben Sie eine Geschichte, die sich vor meiner Tür abgespielt hat ... Der Ort der Szene ist die Charité. Der Bruder Côme hatte einen Leichnam nötig, um einige Beobachtungen über den menschlichen

Körper zu machen. Er wendet sich an den Vater Krankenwärter. Dieser sagt ihm: „Sie kommen zu rechter Zeit. Da, Nr. 46, liegt ein grosser Bursche, der es höchstens noch zwei Stunden forttreibt.“ — „Zwei Stunden,“ antwortet ihm Bruder Côme, „das passt mir nicht recht. Ich muss diesen Abend nach Fontainebleau, von wo ich erst morgen abend gegen sieben Uhr frühestens zurückkehre.“ — „Nun gut, es macht nichts,“ sagt ihm der Krankenwärter. „Reisen Sie nur. Man wird versuchen, ihn so lange hinzuhalten.“ Der Bruder Côme reist ab, der Krankenwärter geht in die Apotheke, befiehlt ein gutes Schlafmittel für die Nr. 46. Das Schlafmittel wirkt vorzüglich, der Kranke schläft fünf bis sechs Stunden. Am anderen Morgen tritt der Krankenwärter an sein Bett; er findet ihn aufrecht sitzend, Husten und Auswurf lose, fast kein Fieber mehr, kein Druck, nicht das mindeste Seitenweh. „Ach, Vater,“ sagt der Kranke, „ich weiss nicht, was Sie mir gegeben haben, aber Sie haben mir das Leben gerettet.“ „Wirklich?“ „Nichts ist wahrer, noch eine solche Arznei, und ich bin über den Berg.“ — „Ja, und was wird Bruder Côme zu der Geschichte sagen?“ — „Was reden Sie vom Bruder Côme?“ — „Nichts, nichts,“ antwortet der Krankenwärter, indem er sich, ein wenig betrübt und ausser Fassung, das Kinn reibt. „Vater,“ sagt der Kranke, „Sie ziehen ein Gesicht, es scheint, als seien Sie ärgerlich, dass es mir besser geht.“ — „Nein, nein, das ist es nicht.“ Stunde um Stunde geht der

Krankenwärter an das Bett des Kranken und fragt: „Wie geht es Ihnen, mein Freund?“ — „Mein Vater, vortrefflich.“ Und der Wärter murmelt sich entfernend: „Wenn das anhält? Ich habe ihn dann so gut hingehalten, dass er davon durchkommt.“ So war es wirklich. Am anderen Morgen kommt Bruder Côme wieder, um seine Untersuchung zu machen. „Nun,“ sagt er zu dem Krankenwärter, „wo ist mein Leichnam?“ — „Ihr Leichnam, es gibt keinen.“ — „Wie, es gibt keinen?“ — „Nein. Übrigens ist das Ihr Fehler. Unser Mann verlangte nichts besseres als zu sterben, Sie sind schuld, dass er wieder gesund wird. Zur Strafe müssen Sie warten. Was zum Teufel mussten Sie auch nach Fontainebleau fahren? Wären Sie geblieben, so hätte ich nie daran gedacht, ihm das Schlafmittel zu geben, das ihn geheilt hat, und Sie hätten Ihre Untersuchung vornehmen können.“ — „Schon gut,“ sagt der Bruder Côme, „das ist ja nicht schlimm, wir können warten. Es ist dann für ein anderes Mal.“ —

LXII Den 20. Dezember 1765

. . . Seit drei Tagen ist Rousseau in Paris. Ich erwarte seinen Besuch nicht, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass er mich sehr erfreuen würde; ich wüsste gern, wie er sein Betragen gegen mich rechtfertigt. Ich tue gut, den Zugang zu meinem Herzen nicht leicht zu machen. Ist man einmal darin, so kann man nicht wieder heraus, ohne es zu zerreissen; es

gibt eine Wunde, die niemals völlig ausheilt. Vor einiger Zeit fiel mir einer seiner Briefe in die Hände, in dem reizende Sachen stehen. Er sagt, die Priester hätten sich zu Richtern des Skandals aufgeworfen, sie vergrösserten ihn, und infolge dieses von ihnen vergrösserten Skandals riefen sie die Menschen vor ihr Tribunal, um für einen Fehler, den ihre Ankläger begangen haben, bestraft zu werden; ein unfehlbares Mittel, fügt er hinzu, um nach Belieben die Gesellschaft, die Untertanen, die Behörden, den Herrscher, eine ganze Nation, die ganze Welt zu beunruhigen. Er vergleicht sie dann dem Wundarzt, der an einer Gassenecke wohnte und dessen Klinik sich auf zwei Strassen öffnete. Dieser Wundarzt trat zu einer Tür hinaus und verwundete die Vorübergehenden, dann trat er rasch wieder ins Haus und ging zur anderen Tür hinaus, um die von ihm Verwundeten zu verbinden. Hier ist nur der kleine Unterschied, dass der Mann aus der Ecke das Übel wirklich heilte, welches er zugefügt hatte, während der Priester nur herbeiläuft, um es zu vergrössern.

Rousseau wird vierzehn Tage hier verbringen, er erwartet die Abreise von Hume hier, der ihn nach England bringen und ihn in Pelham, einem Dörfchen an der Themse unterbringen wird, wo er der Ruhe geniessen kann, wenn es wahr ist, dass er sie sucht. Saint-Lambert hat ein feines Wort über ihn gesagt: „Beklagen Sie ihn nicht zu sehr, er reist mit seiner Maitresse, der Fama."

Sie machen mich sehr froh mit der Nachricht, dass ich das Schwesterchen werde sehen können ohne Gefahr, Mademoiselle Boileau dort zu treffen. Ich fürchte diese wie das Feuer. Ich tue ihr unrecht, aber dieses Unrecht verwirrt mich mehr, als es mir leid tut.

Man mag die arme, kleine Schwester soviel schlagen als man will, sie gewöhnt sich nicht an die Schläge. Das ist schlimm. Viel schlimmer ist noch, dass sie auf sich selbst losschlägt, wenn die anderen einmal müde sind.

Sie lassen meinem Scharfblick zu viel Ehre angedeihen. Wenn man ein wenig die Gewohnheit hat, im eignen Herzen zu lesen, so ist man sehr unterrichtet über das, was im Herzen der anderen vorgeht. Wieviel ehrenwerte Vorwände habe ich in meinem Leben aus guten Gründen gesucht. Diese fortgesetzte Prüfung seiner selbst dient weniger dazu, uns besser zu machen, als einzusehen, niemand tauge allzuviel, weder man selbst, noch die anderen . . .

Ich soll anders werden? Ja, in allem, nur nicht als Liebhaber, an dem will ich nicht rühren. Er ist gut, ja, sehr gut. Was meinen Sie darüber? Es fehlt ihm nur eines, an der Seite derer zu sein, die er liebt, und das ist ein Fehler, dem abzuhelfen er sich sehr bemüht! Guten Tag, gute Freundin. Meine Empfehlung an Mama.

. . .[50]) Sie ist auf dem Palais-Royal in einer sehr schönen Wohnung einlogiert. Ich war höchst vergnügt, sie wiederzusehen, und sie gesund wiederzusehen. Wir haben schon ein- oder zweimal ins Blaue hineingeschwätzt. Das erstemal gab es nur Liebkosungen, Freude, unendliche Fragen über einander, über Sie, über Ihre Frau Mutter. Die Rückkehr des Don Diego brach sie ab. Das zweitemal wollten wir eben interessante Dinge anschneiden, als wir durch M^{lle} Boileau unterbrochen wurden, die mit halb süssen, halb sauren Scherzen auf mich losstichelte. Aber Gott sei Dank, nun ist es überstanden, wenn ich nicht mit der Zeit durch die gleichen Nachlässigkeiten Grund für die gleichen Vorwürfe gebe, was leicht passieren kann. Ich bin unverbesserlich in Dingen, die nicht mit meinen guten oder schlechten Grundsätzen übereinstimmen. — Ich habe ihr Ihren Traum zu lesen gegeben, und sie findet, dass Sie mit mehr Verstand träumen, als andere wachend haben, und dann waren wir im Begriff, die Häuserfrage zu diskutieren, als Herr von *** eintrat. Ich hielt es für anständig, zwei Menschen allein zu lassen, die sich so lange nicht gesehen, und die sich all das zu sagen hatten, was sie sich vorher schrieben . . .

Adieu, meine Freundin, bleiben Sie gesund, nehmen Sie meinen erneuten Schwur, Sie zu lieben, so lange ich lebe. Legen Sie Ihrer Frau Mutter dieselben Wünsche von mir zu Füssen, die Sie ihr in Ihrem Namen sagen

werden. Morgen ist der letzte Tag des Jahres, morgen hätte ich Sie mit Küssen bedeckt, ach, was wäre dann der morgige Tag ein schöner Tag gewesen. Aber daran wollen wir nicht zu viel denken. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, das tut weh. —

LXIV Paris, den 18. Januar 1766

Ich habe grosse Lust Sie zu schelten. — Wie, vierzehn Tage hören Sie nichts von mir und Sie beklagen sich nicht? Ach meine Freundin, die Abwesenheit wirkt, Sie lieben mich weniger, Ihr Verlangen, von mir zu hören, ist geringer, Sie lassen mich eine Zeit ahnen, wo Sie es ganz entbehren können und eine fernere, wo vielleicht — Meine Freundin, betrüben Sie sich nicht, ich glaube selbst nicht, was ich Ihnen da sage. Sie haben Nachsicht mit meinen vielen Geschäften, meine Lage allein klagen Sie an, und Sie haben das Zartgefühl, mein Unbehagen nicht durch Ihre Vorwürfe zu vermehren. Sie erwarten meine Briefe noch immer mit Ungeduld, lesen sie noch immer mit Freude, sie sind die grösste Erleichterung Ihrer Langeweile in dem Exil, in welchem Sie zu leben verdammt sind. Wie traurig ist dieses Exil jetzt. Tragen Sie es, tragen Sie es noch eine Weile, meine Freundin, bald wird der, der Sie liebt, den Ihr Herz ersehnt, bei Ihnen sein, und seine Gegenwart wird alle Trauer, die Sie umgibt, verscheuchen . . .

Suard hat sich gestern verheiratet. Seit etwa einem Monat, seit er mir die Torheit beichtete, die er eben gekrönt hat, fühle ich einen Unmut, den ich noch nicht los bin. Suard ist ein Mann, den ich liebe, er ist eine der schönsten und zartesten Seelen, die ich kenne, ganz voll Geist, Geschmack, Wissen, Weltgewandtheit, Höflichkeit, Feingefühl. Mag ein Carmontelle, ein Graf von Nesselrode, selbst ein Grimm sich verheiraten, ich wäre über ihr Glück nicht beunruhigt. Die ersten sind Steine, und der letzte, obwohl fühlend, hat soviel Mut, Hilfsquellen und Festigkeit. Aber Suard, der traurige, zarte, melancholische Suard! Soll er nicht vor Ablauf eines Monats das Herz von hundert Stichen verwundet haben, so muss seine Frau eines seltenen Verständnisses fähig sein. Als er mich um Rat fragte, hielt ich ihm zwei, wie mir schien, sehr abschreckende Reden: „Waren Sie nicht," sagte ich zu ihm, „früher in einem Gefängnis eingekerkert? Nun, mein Freund, hüten Sie sich, dass Sie sich nicht später dieses Gefängnisses erinnern und es zurückwünschen." Ich fügte hinzu, wie ich ihn vor einiger Zeit an den Flussufern hätte umherirren sehen, und wie er mir damals, obgleich er mir so teuer wäre, und ich seinen Zustand lebhaft fühlte, nicht solche Unruhe eingeflösst hätte, wie jetzt, denn es handelte sich damals trotz allem nur um eine schlimme Stunde. Ich lud ihn dann ein, einen Vormittag bei mir zu verbringen, um freier über einen Schritt plaudern zu können, der umsomehr Nachdenken

erfordere, als er dem unglücklichen Menschen, der ihn getan, keinen Ausweg mehr eröffne. Er versprach es und kam nicht. Ich hörte dann sagen, er sei durch Gründe der Ehre und durch Ungeschicklichkeit gebunden. Man fügte hinzu, die Frau sei sehr hübsch, und wenn man sich befleissige ihr seine Liebe zu beteuern, so sei nichts leichter als in dieser Beteuerung zu weit zu gehen. Aber meine Seele ist krank, ich habe nicht den Mut zu scherzen. Er hat wenig Vermögen, was er hat, ist unsicher, sie hat gar keins, weder unsicheres noch anderes. Er ist bequem, anspruchsvoll, elegant, grossmütig, sie ist jung, töricht, heiter, verschwenderisch, anspruchsvoll, elegant. Die Kinder werden nicht ausbleiben. Je mehr ich nachdenke, umsomehr scheint mir dieser Mann verloren. Grimm behauptet, er gehe noch ins Wasser, es sei nur aufgeschoben. — Vor einigen Tagen sagte ich der Baronin, diese Heirat sei eine von ihren Machenschaften . . .

Guten Abend, meine Freundin. Die freie, aufrichtige, ehrliche Liebe, wie wir sie füreinander fühlen, ist die einzige, die glücklich bleiben kann. Wir wollen uns immer lieben. —

LXV Paris, den 3. Februar 1766

Ich gebe Ihnen und Ihrer Mama auf, zu erraten, was mich jetzt beschäftigt. — Die Künstler haben mich beauftragt, das Projekt des Grabmals, welches

der König für den Dauphin befohlen hat, zu ersinnen. Mich, mich, schweigen Sie darüber. Man soll einen Dienst nicht durch eine Indiskretion verderben. Ich bin bei meinem dritten Entwurf. Sie sollen mir sagen, welcher Ihnen am besten gefällt. Sie müssen zuerst wissen, dass das Grabmal inmitten der Kathedrale von Sens aufgestellt werden soll, und dass es eine sichtbare Beziehung auf die Vereinigung der beiden Gatten haben muss. Hier der erste: Ich lasse ein Paradebett sich erheben. Auf diesem Bett nehme ich zwei Kissen an. Eins dieser Kissen bleibt leer, der Kopf des Gatten ruht auf dem anderen. Er schläft den sanften und ruhigen Schlaf, den die Tugend und die Religion dem rechtschaffenen Menschen versprechen. Einer seiner Arme ist lässig ausgestreckt, den andern hat er leise an die Seite gedrückt, wie ein Gatte, der zuerst schlafen geht und einen Platz für die Gattin offen lässt. Die Alten hätten sich mit dieser einen und einzigen Figur begnügt, auf die sie all ihr Können gehäuft hätten; aber die Modernen wollen reich sein; sie fühlen nicht, dass der Reichtum der Tod des Erhabenen ist. Um mich ihrem schlechten Geschmack anzupassen, bereichere ich denn, aber ich bereichere mit Kraft, Adel und Grösse. An das Kopfende des Bettes stelle ich die Religion, sie stützt einen Arm auf ihr hohes Kreuz, die Hand dieses Armes zeigt gen Himmel. Die Gattin steht daneben, einen Arm hat sie um die Hüfte der Religion geschlungen, mit dem anderen drückt sie aus: „Sieh, er macht mir Platz, er

ruft mich.“ Die Gattenliebe, die gegenübersteht, lädt sie ein, neben ihrem Gatten Platz zu nehmen, aber die Religion wehrt mit der Hand ab und scheint ihr zu sagen: „Ich billige deinen Schmerz, aber du musst den Ruf von oben erwarten.“ Indessen sinnt Frankreich, zu Füssen des Bettes sitzend, über den Verlust nach, den es erlitten hat. Sie hält das kleinste der Kinder, im Schoss geschmiegt, ein anderes hat die Hand auf die Schulter seines Vaters gelegt, es hat den Mund offen, es schreit, es ruft ihn voll Furcht und Schrecken. Der älteste steht und heftet seinen Blick auf den Mund der Religion, er erwartet aus ihrem Mund ein Wort, das ihm die Mutter erhält. Ich bemerke, dass man, findet man das Monument zu reich, nur Frankreich und die drei Kinder zu unterdrücken braucht, es würde dadurch an Einfachheit und Schönheit gewinnen. Ich gehe nicht auf die Eigenart der Stellung, die verschiedenen Gruppen, die Kleider, die Bewegung, die Haltung der einzelnen Figuren ein. Ich habe all diese technischen Dinge angegeben, Ihnen setze ich nur die Idee auseinander.

Das erste Grabmal zeigt den Augenblick des Schlummers, ich habe im zweiten den des Erwachens, den Augenblick des Erwachens, der Belohnung der Tugend am letzten Tage zeigen wollen. Ich stellte an das Fussende des Bettes einen Erzengel, dessen Posaune die Toten erweckt. Die Gattin und der Gatte sind erwacht, sie erkennen einander mit einer staunenden Freude. Der Gatte hat einen seiner Arme um die

Schultern der Frau geschlungen, sie sagen: „Ach, du bist es, ich sehe dich wieder, ich werde dich nicht mehr verlieren.“ Sie haben sich aus den Kissen erhoben, sie sitzen auf dem Lager. Neben der Gattin steht die eheliche Liebe, die ihre Fackeln neu entzündet, indem sie die eine an der anderen reibt. Neben dem Gatten steht die Religion, eine Hand auf die Schulter der ehelichen Liebe gelegt; ihr Gesicht und der andere Arm wenden sich einer anderen Gestalt zu, die am Rande des Bettes sitzt. Diese Gestalt ist die ewige Gerechtigkeit, die Lenden von der Schlange, die sich in den Schwanz beisst, umgürtet, die Füsse stehen auf den Attributen der vergänglichen irdischen Grösse, auf den Knieen hält sie die Wage, mit der sie die Handlungen der Menschen wägt, sie reicht der Religion zwei Sternenkronen. Ich täusche mich sehr, oder Sie finden meine Bilder gross.

Hier das dritte von mir vorgeschlagene Monument. Denken Sie sich eine Gruft. Eine furchtbare Gestalt erhebt sich von dieser Gruft, im Aufstehen hebt sie den deckenden Stein hinweg. Diese Gestalt ist die Krankheit, an der der Dauphin starb. Sie ruft und macht ein gebietendes Zeichen zum Hinabsteigen. Der Dauphin, am Rand des halboffenen Grabes stehend, sieht sie nicht an und hört sie nicht, er ist ruhig, und hat das Antlitz seiner Gattin zugewendet, er tröstet sie, indem er ihr die Kinder zeigt. Die Prinzessin hat einen Arm um den ihres Gatten geschlungen, sie bedeckt mit der anderen Hand ihr Gesicht, sie

scheint sich zu fürchten, auf die Lieben zu sehen, die sie im Leben zurückhalten könnten. Die Kinder werden ihr von der Weisheit zugeführt. Zwei stehen vor ihr, die jüngsten. Das ältere steht hinten, die Arme auf die Schulter der Weisheit gestützt, den Kopf auf die Arme geneigt. Dicht bei diesem Kind sieht man Frankreich vor die Altäre geworfen, den Himmel um Hilfe anrufend. — Wählen Sie, meine Damen. Wenn keins der drei Ihnen gefällt, sagen Sie mir Ihre Zweifel. Tuen Sie mehr, wenn Ihnen eine neue Idee kommt, sagen Sie sie mir. Ich grüble über einem vierten, wo ich wollte, dass der Gatte zu den Männern sagte: „Lernt zu sterben" und die Gattin den Frauen: „Lernt zu lieben." Finden Sie ein Mittel, diese beiden Worte verständlich zu machen, so machten Sie mir eine Freude, wenn Sie es mir sagten, denn es scheint mir wirklich schwierig. — Ein schöner Zeitvertreib, werden Sie sagen, seine Phantasie zwischen Gräbern spazieren zu führen. Verzeihung, meine Damen, aber warum sind Sie auch starkgeistige Frauen? Ich schwöre Ihnen, ich kenne keine zwei anderen auf der Welt, die ich um denselben Dienst zu bitten gewagt hätte, obgleich diese Art Poesie, der ich einige Augenblicke gewidmet habe, mich gar nicht traurig gemacht hat. Auf alle Fälle, sollte ich selbst trübe Gedanken bei Ihnen erweckt haben, wird der Abbé de Boufflers mir helfen, sie zu zerstreuen. Da sind gegebene Endreime, die er verbunden hat:

Ihr Kinder Benedikts, in Schleier oder Mütze,
Aus dem christlichen Kelch saugt euch voller Trübsal.
Ihr Muselmannen darbt in trauriger Moral,
Trinkt Wasser, während ich bei meinem Roten sitze.
Nicht euer Wutgeheul, Kretins, bringt mich zum schwitzen,
Das Pechmeer macht, beim Styx, mir höllisch wenig Qual,

Drin Könige und Schächer ohne Zahl
Durch eurer Ärzte Riesendummheit sitzen.
Wer immer sein auch mag der Stoffel,
Den ihr Papst oder Mufti nennt,
Ich küss' den Hintern nicht noch den Pantoffel.
Ihr schwarzen Priester, ihr, die Johann Huss verbrennt,
Durch die, gleich einem Has', Confucius ward gebraten,
Der Teufel, der sie brät, ist der, der euch beraten.

LXVI Paris, den 19. September 1767

. . . Dienstag Abend, als ich nach Hause kam, erfuhr ich durch ein Briefchen, dass der Baron in Paris sei, und durch eine Zeile von Grimm, er sei aus La Briche mit einem gewissen Baron Studnitz zurückgekehrt, der nicht nach Gotha abreisen wollte, ohne seiner Prinzessin sagen zu können, er habe mich in ihrem Namen gesehen, gesprochen und umarmt, ich

dürfe also ein Picknick nicht versäumen, das er für morgen, Mittwoch, bei dem Schweizer des Feuillans arrangiert hätte. Diese Zeilen von Grimm waren mit einigen Bitterkeiten gewürzt, die mich verletzten. Ich ginge überall hin, nur nicht nach La Briche, M^me^ d'Épinay sei dort allein gewesen und habe mich vergebens erwartet, sie werde für die Aufmerksamkeit, die sie meinem Geschmack, ja selbst meinen Launen entgegenbrächte, durch eine Zurücksetzung belohnt, die sie beleidige. Denken Sie sich hinzu, dass ich nur in Grandval war, um dem Baron gefällig zu sein, in Monceaux nur, um der Bequemlichkeit willen, alle Morgen zum Salon zurückkehren zu können, und dass ich in Paris nur um dieses verwünschten Salons und um Grimms willen bleibe. Der Baron, der in Paris seine Geschäfte besorgt hat und mich Donnerstag gern wieder mit nach Grandval genommen hätte, macht mir seinerseits, da er sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht, eine abscheuliche Szene. Der Zorn erfasst mich und durch die Ungerechtigkeit all dieser Menschen beredt gemacht, halte ich eine donnernde Rede gegen die Freundschaft; ich schildere sie als die unerträglichste der Tyranneien, als die Marter des Lebens, und ich schliesse mit den Worten: „Meine Freunde, ihr, die ich zum letzten Mal meine Freunde nenne, ich erkläre euch hiermit, dass ich keine Freunde mehr habe, dass ich keine mehr haben will, ich will allein leben, da ich unselig genug bin, die unzufrieden zu machen, denen ich mich rückhaltlos mit ganzer Seele

hingebe." Mein Herz zog sich zusammen, ich brach in einen Strom von Tränen aus. Der Marquis, der bei mir war, nahm mich in den Arm und zog mich in eine andere Allee der Tuilerien, wo sich diese Szene abspielte. Während wir auf das Diner warteten, gab er mir die aufrichtigsten, schönsten und tröstendsten Worte, goss ein wenig Balsam auf meine Wunden und brachte mich, etwas besänftigt, zu den Freunden, die ich abgeschworen hatte, wieder zurück, um mit ihnen zu dinieren, denn ich hatte fortlaufen wollen. Was mich am meisten aufgebracht hatte, war ein Wort von Grimm: Da er mir nicht schreiben könne, oneh mir die Wahrheit zu sagen, und da die Wahrheit mir so weh täte, würde er mir überhaupt nicht mehr schreiben. „So sind sie," sagte ich zum Marquis, „so sind diese Menschen, die sich auf ihr Zartgefühl etwas einbilden. Sie bringen mich zur Verzweiflung, und wenn ich mich über die Schmerzen beklage, die sie mir zufügen, dann setzen sie allem die Spitze auf, indem sie erklären, sie würden mir gar nichts mehr sagen." Trotzdem war das Diner sehr gut, man unterhielt sich über die Kleinheit derer, die Hilfe aus Eitelkeit zurückweisen. — Man trennte sich zu guter Stunde — und wir umarmten uns alle sehr zärtlich. —

... Ich habe bei der Schilderung meiner Tage vieles vergessen. Das Schicksal des Fürsten ist entschieden. Ich habe Nachrichten aus Russland. Ich erhalte eine Büste der Kaiserin. Falconet ist mit

dem General Betzky zerfallen, aber er steht bei der Kaiserin in solcher Gunst, dass er weniger den Minister als der Minister ihn zu fürchten hat. Ich habe von ihm das Manuskript über die Unsterblichkeit und die Ehrfurcht vor der Nachwelt zurückerhalten, von dem ich so fürchtete, er würde es ohne mein Wissen in Petersburg veröffentlichen, und in dem Manuskript einen Brief, mit neuen dringenden Bitten, um was Sie wissen[51]. Sie glauben nicht, welche Sorgen mir das macht. Die Dankbarkeit, die ich dieser Herrscherin schulde, die Zärtlichkeit, die ich für Sie hege, zerreissen mein Herz grausam, aber Sie, meine Freundin, werden immer siegen. Ja, ich kann das Gold, das ich erhalten habe, nehmen, und dem Gesandten vor die Füsse werfen, aber ich kann mich nicht von Ihnen trennen. Guten Abend, meine Freundin. Schelten Sie nicht, verbünden Sie sich nicht mit meinen Freunden, um mir das Leben bitter zu machen. Ich grüsse und umarme Sie von ganzem Herzen. Übermitteln Sie Mama meine zärtlichsten Grüsse, meine unveränderte Zuneigung. Achten Sie auf ihre Gesundheit, möchte sie auf die Ihrige achten. Kommen Sie schnell zurück. Wie schön ist es jetzt hier, was können wir noch für schöne Spaziergänge nach Meudon machen, wenn Sie wollen. —

Leben Sie wohl, leben Sie wohl. Ich hoffe, Damilaville, der diesen Brief gegenzeichnet, wird mir einen von Ihnen zurückbringen.

Aber bewundern Sie nicht gleich mir, wie falsch

wir die Ereignisse beurteilen? Wie oft wir uns über die Vorteile täuschen, die wir von ihnen erträumen? Ich sah mein Vermögen fast innerhalb eines Augenblickes verdoppelt, ich sah die Mitgift meiner Tochter bereit liegen, ohne mein mässiges Einkommen angreifen zu müssen, ich sah das Behagen und die Ruhe meines Lebens gesichert, ich freute mich dessen, Sie freuten sich mit uns; nun, was hat mir das genutzt? Wieviel wirklicher Vorteil ist übrig geblieben? Das Geschenk der Kaiserin hat mich zu einer Anleihe gezwungen. Diese Anleihe hat mein kleines Einkommen verringert, die neue Anlage meines Vermögens, dessen Bestand durch die Rente, die ich im voraus erhoben hatte, zusammengeschmolzen war, hat eine neue Anleihe verursacht; und durch das Ab- und Zuschreiben von Rechnungen und von neuem Ab- und Zuschreiben wird sich schliesslich das Vermögen in nichts auflösen, ohne dass ich einen Moment reicher war oder etwas verschwendet hätte. Wirklich, es ist recht spasshaft; aber nicht spasshaft ist, dass ich, will ich gegen meine Wohltäterin nicht undankbar werden, mich zu einer Reise von sieben- oder achthundert Meilen fast gezwungen sehe, und mache ich die Reise nicht, so bin ich mit mir, ist sie vielleicht mit mir unzufrieden. Alle diese Überlegungen martern mich. Kommen Sie zurück, beeilen Sie sich, zu erscheinen, damit ich bei Ihnen all diese Pflichten und all diese Schmerzen vergesse. Falconet, dem Mr. de la Rivière meinen Brief übermittelt hat, schrieb mir, er sei völlig in dem

Ton derer geschrieben, die man von der Ecke der Rue Taranne und der Rue d'Anjou schickt, und dass er trotzdem hundertmal versucht war, ihn der Kaiserin zu senden. Er wird unterliegen, ich sage es Ihnen. Mag er, was wird die Kaiserin daraus ersehen? Dass ich liebe, bis zur Torheit liebe, dass alle Gaben nichts für mich bedeuten im Vergleich zu dem Glück meiner Geliebten. Sie wird daraus ersehen, was mich zurückhält ist dasselbe, was zu allen Zeiten die Menschen grosse Taten verrichten, grosse Verbrechen, grosse und kleine Torheiten begehen liess; sie wird sehen, wer verliebt ist, ist gut und schlecht zugleich. Wenn sie richtig liest und denkt, so wird sie nicht sagen, „er ist undankbar“, sondern „er ist verliebt“. Ich versichere Sie, sie hat den Brief schon und sie entschuldigt mich, wenigstens nehme ich das gern an, es beruhigt mich. Aber kommen Sie zurück; sind Sie da, wird alles gut sein, oder ich werde mich nicht mehr darum kümmern, ob alles schlecht sei. Ich erinnere mich, früher von einem Mann gesagt zu haben, es stecke nicht mehr Moral in ihm, als in einem Hechtskopf. Ich habe den Vergleich geändert, ich sage jetzt, als in dem Herzen eines Liebenden. Wer Liebhaber ist, ist nur dies. Zum Henker die Redlichkeit und die Tugend, wenn die Liebe sich ihnen entgegensetzt. Man täte aus Liebe keine gemeine oder niedrige Handlung, man würde keinen Taler stehlen, aber man könnte brennen und morden, man könnte sich selber töten . . .

Noch einmal guten Tag. Wenn Sie mich nicht mehr lieben, so sehen Sie zu, was daraus entsteht. Der Fürst packt.

LXVII [Brief an Falconet[52]) im Juli 1767]

Mein lieber Freund, was schaffen Sie? Benutzen Sie die Abwesenheit des Hofes und die Wiederkehr des Sommers? Wiehert das Streitross auf? Sprengt es stolz in die rohen, feindlichen Lande? Wird es uns bald den Anblick der schönsten Bewegung, die es in der Natur gibt, gewähren? Den Anblick eines glücklichen Sprunges über einen Abgrund von einem edlen Tier, das seinen Herrn kennt und ihm gehorcht? Was für einen schönen Centaur kann man aus diesem Zar-Centauren bilden. Und dieser Zar! Mir scheint, ich sehe ihn. Wie er befiehlt, wie die Hindernisse vor ihm weichen! — Vor Wut bersten werden all die kleinen Talente, die es wagten, Sie hier zu verdammen, trotz Ihres Engels, des Propheten von Saint Roch, des St. Ambrosius usw., trotz der zarten Ausführung, der leichten Anmut Ihrer Werke, trotz Ihrer geistvollen und feinen Ideen. Ich bitte Dich, mein Freund, zerschmettre sie. Wie will ich jauchzen, sie niedergetreten, zermalmt unter den Hufen Deines Pferdes zu sehen. — So ist denn Ihre Rückkehr in Ihre Hütte in der Rue d'Anjou auf acht Jahre verschoben. Muss ich denn, wie ein gewisser Mann der Bibel, ein schlechter König, aber leidlich guter Vater,

ausrufen: „Er kann nicht zu mir zurückkommen, es bleibt mir nichts übrig, als zu ihm zu gehen.“ Wir werden uns nicht wiedersehen! Du irrst, mein Freund, wir werden uns wiedersehen! Ich werde Dich an meine Brust drücken. — Ob es vor der Einweihung Ihres ersten Denkmals sein wird? Das weiss ich nicht, mein Freund. Auch ich habe ein Freundesherz, aber alles arbeitet ihm entgegen. Ich bin bedrängt von einer Unmenge Pflichten, ich weiss nicht, wie ich sie vereinigen soll, Sie rufen mich, die Freundschaft, die Dankbarkeit ziehen mich zu Ihnen hin. Andere Gefühle halten mich zurück und von diesem Zwiespalt werde ich hin- und hergerissen. — Ach, mein Freund, mein lieber Freund, Sie haben gut reden. Sie wissen nicht alles. Inmitten der Wirrnisse meines Kopfes und der Leiden meiner Seele hatte ich mir vorgenommen, ein grosses Werk zu beginnen, das den Wünschen Ihrer kaiserlichen Majestät entspräche und dem Geschick Zeit liesse, sich zu wandeln. Ihr letzter Brief und der des Generals Betzky, von Ihrer Majestät diktiert, haben alle meine Hoffnungen zerstört. Es ist nur zu wahr, mich will man, nicht mein Werk. —

Eben wollte ich zur Feder greifen, ich wollte Ihnen, mein Freund, schreiben, da erhielt ich Ihren Brief, Ihren grausamen Brief und den noch grausameren des Generals Betzky. Mein Freund, einen Augenblick Geduld. Meine Seele wird sich öffnen, ich fühle es, aber der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen.

Sie fragen, wie können zwei Briefe, der eine voll der zärtlichsten Freundschaft, der lebhaftesten Teilnahme, während der andere einer langen Reihe von Wohltaten die Krone aufsetzt, in dem man so gnädig meine Beunruhigungen hebt, mit einer Zartheit, einem Reiz ohne gleichen versucht, mich mit den Wohltaten, die man mir anbietet, zu versöhnen, in welchem man mich einlädt, mir Musse, Gunst und Frieden verspricht, worin eine Herrscherin, ihre wichtigsten Geschäfte unterbrechend, ihrem Minister einen Brief diktiert an einen kleinen Privatmann, der ihrer gütigen Beachtung den grössten Teil seiner Bedeutung und seines Stolzes verdankt, worin sie ihm höchstselbst die schmeichelhaftesten, ehrenvollsten Dinge sagt, wie können zwei solche Briefe, die ich abwechselnd mit meinen Tränen netzte, wie können sie grausam sein? Ach, mein Freund, komm, reisse aus meinem Herzen ein herrschendes Gefühl, ende diesen Kampf und ich folge Dir. Noch einmal, Du hast gut reden, Du weisst nicht, aber Du sollst wissen. — Ich habe eine alternde und kränkliche Frau. Sie ist nahe an sechzig, und es ist nur natürlich, dass sie an ihren Verwandten, Freunden, Bekannten, an ihrem Mann und allen Bequemlichkeiten ihres bescheidenen Heimes hängt. Soll man eine schwächliche, sechzigjährige Frau mit sich führen? Und tut man recht, sie zurück zu lassen? Ich habe ein Kind voll Herz und Vernunft. Jetzt oder nie ist der Augenblick, ihr die Erziehung zu geben, die ich ihr schulde. Ist der Augenblick, in welchem die eigent-

liche Vaterrolle beginnt, der rechte, sich zu entfernen? Bald wird das Kind mannbar sein. Neue Pflichten, neue Sorgen. — Ich könnte diese Punkte noch weiter erörtern, aber ich muss Ihnen zu meiner Schande gestehen, dass diese beiden so ehrenhaften und so vernünftigen Motive mich vielleicht am wenigsten zurückhalten. — Ach, könnte ich ein so erbärmlicher Liebhaber sein, als ich ein erbärmlicher Vater und Gatte bin. Sie sehen, ich schone mich in meinen Ausführungen nicht. Denn ist man einmal entschlossen, sein Herz einem Freunde zu öffnen, so soll man es nicht halb tun. — Was kann ich Ihnen nun sagen? Ich habe eine Freundin. Ich bin mit dem stärksten und dem süssesten Gefühl an eine Frau geknüpft, der ich hundert Leben opfern würde, wenn ich sie hätte. — Sehen Sie, Falconet, mein Haus könnte in Staub zerfallen, ohne dass ich davon bewegt würde, meine Freiheit könnte bedroht, mein Leben verwirkt sein, jedes Unglück könnte über mich hereinbrechen, ich klagte nicht, wenn nur sie mir bliebe. Wenn sie zu mir sagte: „Gib mir dein Blut, ich will es trinken," ich liesse es fliessen, um sie damit zu tränken. Ich habe nicht mein, ich habe ihr Glück in ihren Armen gesucht. — Ich habe ihr nie den geringsten Kummer bereitet, und ich möchte lieber sterben, als sie eine Träne kosten. Mit dem beweglichsten, empfindlichsten Geist ist ihr die schwächste und zarteste Gesundheit eigen. Ich bin ihr Liebling, und das Band, das uns verbindet, ist so eng verknüpft mit dem schwachen

Faden ihres Lebens, dass ich glaube, man kann es nicht zu zerstören versuchen, ohne ihn zugleich zu zerreissen. — Sprich zu mir, mein Freund, sprich! Willst Du, dass ich das Herz meiner Freundin durchbohre? Das ist es, worum es sich handelt, hier ist das grosse Hindernis, und mein Freund Falconet wird seine ganze Bedeutung mitfühlen. Ich diene zwei Herrinnen, das weiss ich wohl, aber meine Freundin ist die erste und älteste von ihnen. — So spreche ich nach zehn langen Jahren, der Himmel ist mein Zeuge, sie ist mir heut so teuer als je. Er kann bezeugen, dass weder Zeit noch Gewohnheit, noch irgend etwas, gewöhnlichen Leidenschaften verhängnisvoll, die meine zu verringern vermocht hat; seit ich sie kenne, gibt es keine andere Frau für mich auf der Welt. Und Du könntest wollen, dass ich mich eines Tages, vielleicht schon morgen, ohne ihr Wissen in einen Postwagen werfe, dass ich mich tausende von Meilen von ihr entferne, dass ich sie allein, verlassen, traurig, verzweifelt zurücklasse? Würdest Du das tun können? Wenn sie nun daran stürbe? Dieser Gedanke schon sprengt mir den Kopf. Ich könnte sie nicht überleben, nein sicherlich, ich könnte es nicht. Ach, mein Freund, lasse den Wohltaten der Kaiserin ihren ganzen Wert, führe aber durch Deinen Rat keinen Moment herbei, der —

Ach, mein Freund, meine grosse Kaiserin, verzeiht mir, verzeiht mir alle beide. Ich bin kein Undankbarer, ich war es niemals, aber ich liebe, und nichts

in der Welt kann mir dem Glück, der Zärtlichkeit, dem Leben meiner Freundin vergleichbar sein, wenn ich denn recht zu lieben verstehe.

LXVIII Paris, diesen 28. August 1768

Meine Damen und meine guten Freundinnen!

Wollen Sie sich vielleicht für mein Stillschweigen voriges Jahr durch Ihres in diesem rächen? Sind Sie alle drei tot, und ist nicht wenigstens eine übriggeblieben, die mich von dem Sckicksal der anderen unterrichtet? — Ich bin ganz regelmässig bei Damilaville. M^{me} Duclos und ich erwarten mit gleicher Ungeduld, bis es Gaudet gefällig ist, seine Depeschen zu öffnen und uns unsere Briefe zu schicken, aber ihr Gatte ist nicht pünktlicher als Sie. Sie schmollt mit ihm, ich schmolle mit Ihnen. Wir plaudern und spielen, um nicht mehr an Menschen zu denken, die uns vergessen. Mama, werden Sie wieder finden, unser Fräulein hätte ganz recht, mich in der Unruhe zu lassen, in der ich über ihre Gesundheit bin? Dann müssen Sie Ihre Kinder schon planmässig verwöhnen. Passen Sie auf, Sie werden bestraft werden; früher oder später werden die Eltern für ihre verzogenen Kinder gezüchtigt. Lassen Sie mich wenigstens durch Ihre Tochter wissen, dass es Ihnen gut geht, dass Sie leichtfüssig wie ein Hirsch und gerade wie eine Binse sind, und ich dispensiere sie von allem übrigen. Das ist nicht wahr, aber ein Wort über sie selbst, und ich

bin zufrieden. Mein Fräulein, merken Sie sich wohl, ich werde Ihnen nicht mehr schreiben, ich werde an Mama schreiben, an meine ältere Schwester, die mich liebt und die ich mehr als Sie liebe, und ich werde ihnen sehr einschärfen, Ihnen kein Wort von mir zu übermitteln, noch mir ein Wort von Ihnen. — Die französische Akademie ist von nun an entehrt und die Akademie der Malerei ein Schmutz. Ich werde Ihnen das ein andermal erzählen .... Lieben Sie mich immer, das ist sehr schön, aber sagen Sie es mir auch manchmal.

LXIX Paris, den 1. Oktober 1768

Mein Fräulein, Sie schreiben nicht mehr, Sie antworten nicht mehr auf die Briefe, die man Ihnen schreibt, Sie lassen sich von dem Herrn Abbé Marin irre führen, den ich zu hassen beginne und unablässig verabscheuen werde. Ich schmolle mit Ihnen, und beim Schmollen habe ich fast vergessen, dass morgen Mamas Namenstag ist. Ich bitte Sie, ihr meine Glückwünsche zu sagen, ihr meine zärtliche, aufrichtige und ehrfurchtsvolle Zuneigung zu versichern. Sagen Sie ihr recht eindringlich, so lange ich lebe, würde ich ihr ein guter Sohn bleiben, und dann mögen Sie M^{me} de Blacy an der Hand nehmen und beiden einen Kuss von mir geben. Das ist, denke ich, ein Auftrag, der Ihnen nicht missfällt. — Sie müssen wissen, dass Mr. d'Invaux zu handeln begonnen hat. Wenn man seinen Plan nach dem ersten Streich beurteilen darf, so ist

er vortrefflich, nämlich so viel als möglich dieser unnützen und räuberischen Hände abzuschneiden, an denen die Einkünfte des Königs hängen blieben, ehe sie an der letzten angelangt waren. — Mr. de Boulogne, Finanzintendant, fortgejagt. — Mr. Amelin flüchtig. — Mr. Cromot nicht mehr vorhanden. Ich versichere Sie, dass die Generalsteuereinnehmer nicht so ruhig schlafen wie ich. — Die ersten Generalsteuerpächter verstanden das Ding besser als ihre Nachfolger; sie hüteten sich, mit ihren enormen Vermögen zu paradieren, sie traten bescheiden auf, sie starben und ihre Kinder fanden Tonnen Goldes. Boësnier ist einer der ersten, der alle Pracht der Üppigkeit entfaltete. Ich finde darin noch mehr Ungeschicklichkeit als Unverschämtheit. Welche Meinung soll man von einem Collet d'Hauteville haben, den ein oder zwei Feldzüge um sieben bis acht Millionen bereicherten, von einem Amelin, der arm wie Hiob war, und der achtzigtausend Livres Rente sehen lässt, die er in fünf bis sechs Jahren erworben hat; von einem Cromot, den man schnell aus dem Bureau eines Notars zu den Besitzungen und dem Luxus eines grossen Herrn übergehen sieht? Diese Leute können keine grosse Furcht davor haben, für Spitzbuben zu gelten. Würden sie sich, mit etwas gesundem Menschenverstand begabt, nicht verbergen, so sehr sie könnten? Meiner Treu vielleicht ist dies ein Spiegel der allgemeinen Rechtlichkeit, vielleicht denken sie, wenn man nur wisse, jemand sei reich, so kümmere man sich nicht mehr

soviel darum, wie er es geworden, und vielleicht haben sie recht. — Damilaville war am Sterben. Wir glaubten, dass die Magengeschwüre sich öffnen würden. Glücklicherweise war es nicht so. Aber der Geist verwirrte sich, die Ohnmachten setzten nicht aus, so dass wir glaubten, er sei am Ende seines Lebens und seiner Leiden angelangt . . . . Fräulein, ich liebe Sie nicht mehr, denn Sie vernachlässigen mich. —

LXX Paris, den 8. Oktober 1768

Das ist noch nicht alles. — Mr. de Laverdy hat Sonntag mit dem Könige gearbeitet, und er ging ganz sicher nach Neuville, seinem Landhaus, die verabredeten Anordnungen zu treffen. Er erwartete dort am Montag verschiedene Privatleute, mit denen er sich verabredet hatte. Er wollte Dienstag seine gewohnten Geschäfte wieder aufnehmen, aber an diesem Tag erschien Mr. de Saint-Florentin schon um zehn Uhr bei ihm. Sobald er den Staatssekretär erblickte, rief er: Herr Graf, das ist für einen Besuch zu früh. Er hatte recht. Man sagt, der König empfange einen Minister nie mit heitererem und leutseligerem Gesicht, als den Tag vor seiner Entlassung. Ich weiss nicht, was daran ist, aber denken Sie, ich würde mir nicht erlauben, ihn dafür zu tadeln. Die Höflinge haben so grosse Übung im Beurteilen der Mienen ihres Herren, dass, wenn dieser sich nicht verstellte, er auf der Stelle durchschaut würde, und er würde dann von so

viel Bittenden überlaufen werden, dass er keinen Diener, mit dem er unzufrieden ist, fortschicken könnte, ohne eine grosse Zahl solcher, die er liebt, zu verletzen. Dies ist eine umso notwendigere Verstellung, wenn man einen nachgiebigen Charakter hat, ohne die unverschämten Umtriebe geschickter Menschen zu rechnen, die die Nachfolge haben wollen, und die ihrer Beschützer. Er hat kaum ein anderes Mittel, um sich die Freiheit der Wahl zu bewahren, und den Verleumdungen, die ihn verwirren würden, zuvorzukommen.

LXXI Paris, den 4. November 1768

Meine Damen und guten Freundinnen!

....Mr. de Laverdy befindet sich glänzend. Er hat seine zwanzigtausend Francs Pension, er hat seinen Koch fortgejagt und eine Köchin genommen, er spielt die Rolle des armen Mannes, und er lässt unsere Strassenjungen nach der Melodie eines Spottliedes singen:

Unser König am Sonntag
Sagte zu Laverdy,
Sagte zu Laverdy,
Unser König am Sonntag,
Sagte zu Laverdy,
Scher dich am Montag.

Die beiden Könige haben sich gesprochen. Sie haben sich lauter Süssigkeiten gesagt. — „Sie haben recht jung den Thron bestiegen." — „Sire, Ihre Unter-

tanen waren noch glücklicher als die meinen. Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Ihre Familie zu sehen." — „Das ist nicht möglich; Sie bleiben dazu nicht lange genug. Meine Familie ist so zahlreich, sie besteht aus meinen Untertanen." — Und alle die Krokodile, die dabei waren, begannen zu schluchzen.

Fürchten Sie nichts für meine Gesundheit. Ich fühlte mich niemals so wohl, als den Morgen nach unserer Orgie, und das hält an. Ein bisschen Liederlichkeit von Zeit zu Zeit schadet nichts. Wann die Männer vernünftig werden? Einen Tag nach den Frauen, und darauf müssen sie noch immer warten.

Ich bin mit Grimm zerfallen. Ein junger Prinz von Sachsen-Gotha ist hier. Man musste ihm einen Besuch machen, musste ihn zu M^lle^ Bilzeron führen und musste mit ihm dinieren. Ich war dieses ewigen Hofdienstes müde und habe mich stark darüber geäussert. Ich tröste mich über den Schmerz, den mir dieser Zank macht, durch die Gewissheit, mich wieder mit ihm auszusöhnen, und die Hoffnung, dass er nicht darauf zurückkommen wird. Diese lächerlichen Paraden wurden mir unerträglich ... Gott sei Dank, ich habe meinen „Salon" gleich fertig.

LXXII Paris, den 12. November 1768

... Ich hatte drei Freunde, ich stehe kalt mit dem einen, fast entzweit mit dem anderen, der dritte ist krank zum Sterben. Diese Lage hat mir einen solchen

Ekel vor den Menschen eingeflösst, dass ich Lust bekam, mich irgendwo zu verkriechen . . . Ich habe Ihnen gesagt, dass Grimm mir sehr weh getan hat. Gestern hatte ich eine Wiederholung derselben Szene mit dem Baron. Diese Menschen wollen nicht, dass ich ich bin — ich werde sie alle laufen lassen und in einer Höhle leben. Dieser Plan geht mir schon lange im Kopfe herum. Damilaville liegt im Sterben. Keine Kraft mehr, nicht einmal genug, um einen Schritt zu machen, keinen Appetit mehr, Übelkeiten, Ohnmachten und ein Überfluss an Ärzten.

LXXIII Paris, den 22. November 1768

Meine Damen und guten Freundinnen!

Ihre Abreise ist noch nicht bestimmt. Wird denn das schlechte Wetter nicht Ihre Rückkehr beschleunigen? Was tun Sie im Schloss von Isle, was sie nicht viel besser in der Strasse Saint-Thomas-du-Louvre tun können? Dort ist ein Gärtchen für den ersten Sonnenstrahl, Freunde, die Sie vermissen und die Sie erwarten, ein grünes Tischchen, auf das man sich stützen kann, wahre oder falsche Neuigkeiten aus erster Hand, ein Kamin, um den man bei grosser Kälte zusammenrückt, Vergnügungen, die nichts auf dem Lande ersetzen kann, wenn der Regen, die Winde, der Staub nicht mehr erlauben, sich aus dem Hause zu entfernen.

Wo ist die Zeit hin, in der mein Kummer, mein Zorn Ihnen grosses Vergnügen gemacht hätte? In der

Sie entzückt waren, dass ich meinen Briefen und Ihren Antworten nicht Zeit genug zum Ankommen gönnte? Wo zwei Tage, die ohne Nachricht von mir vergingen, mir wie ein wochenlanges Schweigen vorgeworfen worden wären? Das erscheint Ihnen heute ungerecht; Sie sind von einer bewundernswerten Gerechtigkeit in Ihren Gedanken, man kann nicht mehr Vernunft haben, als Sie sich zugelegt haben; Sie ärgern sich nicht mehr, ich soll mich nicht mehr ärgern. Gut, ich werde mich nicht mehr ärgern.

Wieder mit Grimm ausgesöhnt? Natürlich, wenigstens fast. Das Ding ging wie immer; ich hatte den Kummer, und der Besuch blieb mir nicht erspart. Der Prinz hat zwei Stunden bei mir inkognito verplaudert, das war am Mittwoch. Am Donnerstag verbrachte ich den ganzen Tag mit ihm zusammen beim Baron, ohne ihn zu kennen, wie sie wenigstens alle glaubten, aber der Baron hatte mir einen Wink gegeben und die Betrüger wurden betrogen. Ich spielte meine Rolle wie ein Engel.

LXXIV — Paris, den 24. Juli 1769

Meine Damen und guten Freundinnen!

Schelten Sie mich ein wenig, aber beklagen Sie mich sehr. Ich fühle mich wohl, hoffentlich dauert es an. Fügen Sie zu der Last der Arbeit die Last der Hitze, ich glaube, in meinem Leben habe ich noch nicht so viel gearbeitet. Ich gehe früh schlafen, stehe früh auf und

so lange der Tag dauert, sitze ich fest an meinem Schreibtisch. Ich will durchaus frei von allen Banden sein, wenn Sie zurückkommen. Meine Buchhändler wollen zwei Bände auf einmal erscheinen lassen, so sehen Sie mich vom Kopf bis Fuss in Papier gehüllt. Die Abwesenheit Grimms legt mir Verpflichtungen auf, deren Grösse ich nicht kannte[54]). Für mein Gewicht in Gold möchte ich diesen Frondienst nicht mein Leben lang weiter tun, und dann die Arbeit des Abbé Galiani[55]): die ich lesen, wiederlesen und korrigieren musste . . . Ich vergass unter den Beschäftigungen, die meine Zeit rauben, die Sorgfalt, die ich auf die Erziehung meiner Tochter verwende. Ach, meine Freundin, was habe ich für ein reizendes Kind. Ich wette, sie verdreht Ihnen allen die Köpfe. Es ist unglaublich, welchen Weg ihr Geist ganz allein zurückgelegt hat, wieviel das gedacht, wieviel das geträumt, wieviel Dinge das gesehen hat. Vor einigen Tagen gebe ich ihr ein für ihr Alter recht schweres Werk. Als sie es halb gelesen hat, sagt sie zu mir: „Dieser Mann hat mich bis jetzt nichts gelehrt, ich wusste ebensoviel wie er.“ Und ich glaube nach den Antworten, die sie auf meine Fragen gab, sie sprach wahr. Sie ist mein ganzes Glück während Ihrer Abwesenheit. Leben Sie wohl, meine guten und lieben Freundinnen, zählen Sie darauf, ich werde die Augenblicke, die ich Ihnen jetzt rauben muss, Ihnen bei Ihrer Rückkehr reichlich wiedererstatten...

. . . . Man hat ihn also gespielt den Père de famille. Molé als Saint-Albin ist wunderbar. Brizard ist leidlich. Mme Préville als Cécile so gut wie nichts, Gerneust ist schlecht, der Kommandeur des Auger mittelmässig ausser in einigen Szenen, Mlle Daligny als Sophie gut, sehr gut. Aber eine Gerechtigkeit muss ich ihnen allen widerfahren lassen, nämlich all ihr Können hineingelegt zu haben, und so glänzend ist das Zusammenspiel, dass es für die Fehler im einzelnen entschädigt. Das Werk ist so leidenschaftlich, so lebendig, so stark, man kann es unmöglich tot machen, genug, es hat gewirkt und Beifall gehabt. Es war und es kommt zu allen Aufführungen eine Welt von Menschen, und es ist ein schrecklicher Tumult. Man erinnert sich keines solchen Erfolges, besonders bei der ersten Aufführung, wo es noch fast als neu wirkte. Es ist nur eine Stimme: „Eine schöne Arbeit.“ Ich war selbst davon überrascht. Es macht auf dem Theater einen ganz anderen Effekt als bei der Lektüre, Ihre Abwesenheit hat uns alle eines grossen Vergnügens beraubt. Wenn alle Rollen wie die des Saint-Albin gespielt würden, so könnte man nicht widerstehen. Man darf nicht eine zweite solche Arbeit von mir verlangen, ich würde es nicht leisten können, ich habe den Kopf nicht mehr, um eine solche Aufgabe zu bewältigen. Duclos sagte beim Fortgehen, drei solche Stücke würden die übliche Tragödie töten . . . Meine Freunde sind im Freudenrausch. Können Sie

glauben, dass Marmontel geweint hat, als er mich umarmte? Meine Tochter war da und ist ausser sich vor Staunen und Glück zurückgekommen. Nun glauben Sie mich sehr glücklich, ich bin es nicht. Ich weiss nicht, was auf dem Grund meiner Seele vorgeht, was mich bekümmert, ich fühle ein Unbehagen. Unser guter Grimm wird gerade am Morgen nach der letzten Aufführung zurückkommen. Seine Arbeit drückt mich nieder. Wenn Sie den ungeheuren Haufen sähen, den sie bildet, und die Lektüre, die sie voraussetzt, würden Sie mir glauben, dass ich vom Morgen bis zum Abend geschrieben und gelesen habe.

LXXVI Paris, den 18. Oktober 1769

Endlich, endlich ist er letzten Dienstag zurückgekommen . . . Am Donnerstag gab ich Grimm, da ich Strohwitwer bin — Frau und Kind sind in Sèvres — ein Rendezvous bei mir. Er kam früh und wir trennten uns spät in der Nacht. Ich spreche Ihnen nicht von dem Vergnügen, welches uns das Wiedersehen nach fünfmonatiger Trennung bereitete, ich liebe ihn, werde zärtlich von ihm wiedergeliebt, das sagt alles. Ich würde nicht fertig, wollte ich mich auf die Einzelheiten seiner Reise einlassen. Der König von Preussen hat ihn drei Tage hintereinander in Potsdam festgehalten, er hatte die Ehre, täglich zwei und eine halbe Stunde mit ihm zu plaudern. Er ist von ihm entzückt, aber wie sollte er es nicht von einem grossen

Fürsten sein, der sich liebenswürdig herablässt. Als er nach der letzten Unterhaltung ging, überreichte man ihm im Auftrag des Königs eine schöne goldene Dose. Das ist sehr schön, der Fürst von Sachsen-Gotha hat noch mehr getan, er hat ihm einen Titel [ich weiss nicht was für einen] gegeben und mit diesem Titel eine Pension von zwölfhundert Livres. Fügen Sie einen sehr rundlichen Bauch und ein Mondgesicht bei, die er von der Reise mitgebracht hat, und Sie werden zugeben, er hat seine Zeit auf den Landstrassen nicht ganz verloren . . . Ich grüsse und umarme Sie von ganzem Herzen. Wenn das Fräulein Voland ganz ehrlich sein sollte, würde sie mir bekennen, dass sie meinen Namenstag vergessen hat. —

LXXVII Der Haag, den 22. Juli 1773

[56])Meine Damen und guten Freundinnen!

Je mehr ich dieses Land kennen lerne, umso besser gefällt es mir. Die Seezungen, die frischen Heringe, die Barsche, die Schollen und alles, was sie „waterfish" nennen, sind die besten Gesellen der Welt. Die Spaziergänge sind reizend. Ich weiss nicht, ob die Frauen sehr tugendhaft sind, aber mit ihren grossen Strohhüten, ihren gesenkten Augen und ihren grossen Fichus um den Hals, haben sie alle das Aussehen vom Abendmahl zu kommen oder zur Beichte zu gehen.

Die Männer haben Verstand, sie verstehen ihr Geschäft, sie besitzen durchaus republikanischen Geist

und zwar in allen Ständen. Ich hörte einen Sattler sagen: „Ich muss mein Kind schnell aus dem Kloster nehmen, ich fürchte, sie nimmt dort etwas von monarchischer Niedrigkeit an.“ Es handelte sich um eine Tochter, die er in Brüssel erziehen liess. Ich verbreite mich nicht über dies Land hier, ich will darüber aus Herzenslust mit Ihnen an Ihrem Kamin plaudern können, wenn ich das Glück haben werde, Sie dort wiederzufinden, denn ich hoffe, Sie wollen sich für Ihre Freunde erhalten, für mich, der fest entschlossen ist, Sie Ihr und mein ganzes Leben lang zu lieben, und der Ihnen aus diesem und vielen anderen Gründen ein recht langes Leben wünscht. — Die Fürstin[57]) ist von ihrer Reise zurückgekehrt, sie ist eine sehr lebhafte, heitere, sehr geistreiche Frau, von recht liebenswürdigem Äusseren, recht jung, unterrichtet und voll von Talenten. Sie hat gelesen, sie spricht mehrere Sprachen, das ist Gebrauch bei den Deutschen, sie spielt Klavier und singt wie ein Engel. Sie ist voll drolliger und pikanter Einfälle, sie ist sehr gut, sie sagte gestern bei Tisch, den Armen zu helfen ist so süss, dass sie der Vorsehung gern verzeihe, einige in den Strassen verstreut zu haben. Sie ist von äusserster Feinfühligkeit, sie hat fast zu viel davon, um glücklich zu sein. Da sie Kenntnisse und Gerechtigkeitsgefühl besitzt, disputiert sie wie ein kleiner Löwe. Ich liebe sie unbändig und lebe zwischen dem Fürsten und ihr wie zwischen einem guten Bruder und einer guten Schwester. — Hier

wendet man seine Zeit gut an, es kommen keine Überlästigen, einem alle Morgen zu rauben. Leider geht man sehr spät schlafen und steht spät auf. Unser Leben ist ruhig, nüchtern und zurückgezogen.

Ich habe zwei oder drei heitere kleine Arbeiten gemacht. Ich gehe kaum aus, und wenn ich ausgehe, gehe ich stets an das Meer, das ich noch nicht ganz ruhig und noch nicht sehr stürmisch gesehen habe. Die unendliche Gleichförmigkeit, von einem murmelnden Geräusch begleitet, lädt zum Träumen ein. Dort träume ich gut. — Ich habe unnützerweise nach Büchern gesucht. Die Fremden haben alles fortgenommen, was ich haben wollte.

Ich fange wieder an, die schlechte Stelle an meinem Sack zu fühlen, Sie wissen, dass ich meinen Magen meine. Während der ersten Monate glaubte ich mich geheilt ... Ich wünsche Ihnen eine schnelle und glückliche Erledigung der häuslichen Angelegenheiten. Ich bin Ihnen verbunden, solange ich lebe, und wo mich der Himmel auch hinführt, ich werde Sie dort im Herzen tragen.

LXXVIII Petersburg, den 29. Dezember 1773

Nachdem mich die Wasser der Newa vierzehn Tage lang gequält haben, bin ich wieder hergestellt, ich fühle mich wohl. Ich bin bei Ihrer kaiserlichen Majestät immer in derselben Gunst. Ich werde die schönste Reise gemacht haben, wenn ich wieder zurück bin.

Grimm und ich werden im Februar abreisen. Ich umarme und grüsse Sie so zärtlich als jemals. Tausend zärtliche Grüsse an M^me^ de Blacy, meine Liebhaberin, an Mr. und M^me^ Bouchard, an den Abbé le Monnier und Gaschon. Wieviel werden wir uns an Ihrem Kamin zu sagen haben. Petersburg, den 29. Dezember 1773, das ist der Tag vor Neujahr. Das übrige versteht sich von selbst. —

LXXIX Im Haag, den 15. Juni 1774

Meine Damen und guten Freundinnen!

Es ist keine angenehme Reise, die ich gemacht habe, es war eine sehr ehrenvolle Reise, man hat mich als den Vertreter der ehrenwerten und fähigen Leute meines Landes empfangen. So sehe ich mich an, wenn ich die Auszeichnungen, mit denen man mich überhäuft hat, mit dem vergleiche, was ich rechtmässig für mich erwarten durfte. Ich ging auf wohlwollende Empfehlungen mehr als auf Verdienst gestützt, und ich sagte so zu mir: „Du wirst der Kaiserin vorgestellt werden, du wirst ihr danken, nach einem Monat wird sie dich vielleicht zu sehen wünschen, sie wird einige Fragen an dich richten, nach wieder einem Monat wirst du von ihr Abschied nehmen und wirst wieder abreisen.“ Geben Sie nicht zu, liebe Freundinnen, so würde es an jedem anderen Hof als an dem Petersburger verlaufen sein? Dort war mir im Gegenteil das Zimmer der Herrscherin alle Tage geöffnet, von

drei Uhr nachmittags bis fünf, manchmal bis sechs. Ich trete ein, man lässt mich setzen, und ich plaudere mit derselben Freiheit, die Sie mir gewähren, und beim Fortgehen muss ich mir eingestehen, dass ich in dem Lande, das man das Land der Freigeister nennt, die Seele eines Sklaven hatte, und dass ich in dem Lande, welches man ein Land der Sklaven nennt, die Seele eines freien Mannes gewonnen habe. Ach, meine Freundinnen, was für eine Herrscherin, welche ausserordentliche Frau! Man kann mein Urteil nicht der Bestechlichkeit anklagen, denn ich habe ihrer Freigebigkeit die engsten Grenzen gezogen, man wird mir glauben müssen, wenn ich sie kraft ihrer eigenen Worte schildere; Sie werden mir alle zugeben müssen, sie besitze die Seele des Brutus im Körper der Kleopatra, die Festigkeit des einen und den verführerischen Reiz der anderen. Eine ausserordentliche Folgerichtigkeit der Gedanken, mit aller möglichen Grazie und Leichtigkeit im Ausdruck, eine so weit wie möglich getriebene Wahrheitsliebe, eine Kenntnis der Angelegenheiten ihres Reiches, wie Sie sie über Ihr Haus besitzen. Ich werde Ihnen das alles erzählen, aber wann? Meiner Treu! ich möchte gern, es könnte in acht Tagen sein, man braucht weniger vom Haag nach Paris, wenn man so reist, wie ich von Petersburg nach dem Haag; aber Ihre kaiserliche Majestät und der General Betzky, ihr Minister, haben mich mit der Herausgabe des Plans und der Statuten verschiedener Anstalten beauftragt, welche die Herrscherin

in ihrem Reich für die Belehrung der Jugend und die Wohlfahrt ihrer Untertanen gegründet hat. Ich komme so rasch ich kann, denn meine guten Freundinnen, Sie zweifeln nicht, dass es mich ebenso drängt, die, welche mir teuer sind zu erreichen, als Sie mich wiederzusehen. Inzwischen mögen Sie wissen, dass mir zuliebe drei Wunder geschehen sind. Das erste, fünfundvierzig Tage schön Wetter bei der Hinreise; zweitens, fünf Monate hintereinander an einem Hof ohne Böswilligkeit zu erfahren, und das bei einer seltenen Offenheit des Benehmens, die der Lästerung der neidischen und schlechten Höflinge Gelegenheit bietet; drittens, dreissig Tage hintereinander ein beispielloses Wetterglück beim Zurückfahren, kein anderer Unfall als zweimal ein Wagenbruch, wir haben die Wagen viermal gewechselt. Wieviel interessante Einzelheiten werde ich Ihnen zu berichten haben. Ich fange an, die Altersschwäche zu verlieren, welche die Überanstrengung mir zugezogen hatte. Es wäre mir sehr süss, Sie so gesund wiederzusehen, als meine Hoffnung mir vorschmeichelt.

Ich habe Euler[58]), den guten, respektablen Euler gesehen. Er ist der Verfasser der Bücher, die Ihr Neffe braucht. Ich hoffe, er wird zufrieden sein. Fürstin Galitzin hat seine Angelegenheit vor meiner Abreise besorgt, und jetzt hat sich Prinz Heinrich ihrer angenommen. Sie werden mir sagen: „Warum sich auf andere verlassen, bei dem, was man selbst tun kann?“ Weil die Auflage des einen Bandes in

Petersburg erschöpft ist, und der Verlag des anderen Bandes in Berlin ist, das ich nicht berühren wollte, obgleich der König mich eingeladen hatte. Nicht das Wasser der Newa hat mich krank gemacht. Es war ein Anfall von Darmentzündung bei der Hinreise, es war Kolik und ein schreckliches Brustweh durch den strengen Frost in Petersburg während meines Aufenthaltes dort, es war bei der Rückkehr ein Fall in eine Fähre in Mitau, der mich fast getötet hätte; aber die Schmerzen von dem Fall und die anderen Anfälle sind verschwunden, und wenn Ihre Gesundheit nur einigermassen so gut wie die meine ist, werde ich sehr zufrieden mit Ihnen sein. — Ich hatte Grimm krank in Petersburg zurückgelassen, er war bei meiner Abreise Rekonvaleszent. Er kommt zurück mit blutendem Herzen: die Landgräfin von Darmstadt, seine Freundin, die er begleitet hatte, die Mutter der Grossherzogin, ist gestorben. Ich kann Ihnen die Grösse seines Verlustes nicht deutlich machen.

Meine Tochter schreibt mir, Sie seien während meiner Abwesenheit gütig zu ihr gewesen. Ich danke Ihnen sehr dafür. Fürchten Sie nichts für meine Gesundheit, wir gehen früh schlafen, wir soupieren fast gar nicht. Ich habe noch nicht den Mut, zu arbeiten, man muss meinen verrenkten Gliedern erst Zeit lassen, sich wieder einzurenken, das tut der Schlaf, ich schlafe seit meiner Rückkehr acht bis neun Stunden hintereinander. Der Fürst hat seine Politik, die Fürstin führt ein Leben, das kaum mit ihrer Jugend,

ihrem leichten Geist und dem leichtfertigen Geschmack ihres Alters vereinbar ist. Sie geht wenig aus, empfängt fast niemand, hat Lehrer der Geschichte, der Mathematik, der Sprachen, lässt ein grosses Diner im Stiche, um sich in ihr Zimmer zur Stunde zu begeben, beschäftigt sich damit, ihrem Gemahl zu gefallen, wacht selbst über die Erziehung ihrer Kinder, hat auf grosse Toilette verzichtet, erhebt sich und geht zeitig schlafen, und mein Leben regelt sich nach dem des Hauses. Wir amüsieren uns damit, wie Teufel zu disputieren, ich bin nicht immer derselben Meinung wie die Fürstin, obgleich wir beide ein wenig in die Antike vernarrt sind, und es scheint, der Fürst hat sich zur Aufgabe gemacht, uns in allem zu widersprechen: Homer ist ein Tropf, Plinius ein Erznarr, die Chinesen die ehrenwertesten Menschen auf der Erde usw. Da all diese Leute weder unsere Cousins noch unsere Intimen sind, ist in der Unterhaltung nichts als Heiterkeit, Lebhaftigkeit, Scherz mit einer kleinen Spitze von Eigenliebe, die sie würzt. Der Fürst, der soviel Gemälde gesammelt hat, gesteht lieber ein, er verstände sich nicht darauf, als dass er das Verdienst, sich darauf zu verstehen, irgend einem anderen Liebhaber zugestände. Guten Tag, meine guten Freundinnen, nehmen Sie meine ehrfurchtsvollen Grüsse, und glauben Sie mich immer den Ihren, wie ich es stets war, und mein ganzes Leben sein werde. —

LXXX Im Haag, den 3. September 1774

Meine Damen und guten Freundinnen!

Meine Koffer sind gestern nach Rotterdam eingeschifft worden, mir bleiben hier nicht mehr Sachen, als sich in einen Nachtsack für eine Reise von fünf bis sechs Tagen einpacken lassen. Der Fürst und die Fürstin Galitzin taten ihr möglichstes, um mich bis Ende des Monats zurückzuhalten. Sie behaupten, ich müsste bei ihnen den letzten Entschluss des Hofes von Russland über ein Projekt abwarten, dessen Entscheidung die Kaiserin selbst für diesen Monat festgesetzt hat, aber es wird nichts damit werden; ich habe bei mir dem Drucker acht Tage bewilligt, dann mag, wer da will, das Geschäft zu Ende führen. Trotz aller Aufmerksamkeiten meiner Wirte, trotz der Schönheit des Haags sterbe ich vor Ungeduld. Ich muss Sie alle wiedersehen. Wer mir gesagt hätte, als ich von Paris abreiste, dass eine Reise, die ich auf fünf bis sechs Monate veranschlagte, fast dreimal soviel Zeit dauern würde, ich hätte ihm sicherlich geantwortet, er löge in seinen Hals hinein. Endlich werde ich meinen Herd wiedersehen, um ihn nie mehr zu verlassen. Die Zeit, in der man nach Jahren zählt, ist vorüber, die, in der man nach Tagen zählen muss, ist gekommen, und je weniger Einkommen man hat, einen umso besseren Gebrauch muss man davon machen. Ich habe vielleicht noch zehn Jährchen in meinem Sack. Während dieser zehn Jahre werden die bösen Flüsse, die Rheumatismen und die anderen von dieser unbequemen

Familie zwei oder drei Jahre stehlen, versuchen wir die sieben anderen für die Ruhe und die kleinen Freuden zu sparen, die man sich nach sechzig Jahren noch versprechen kann. Das ist mein Plan, in dem Sie mich hoffentlich unterstützen werden. Ich hatte gedacht, dass die Herzensfasern sich im Alter verhärteten, das ist nicht wahr. Ich weiss nicht, ob meine Sensibilität nicht gewachsen ist, alles berührt mich, alles bewegt mich. Ich werde die ausgezeichnetste alte Trauerweide sein, die Sie jemals gekannt haben. Adieu, meine Damen und guten Freundinnen, noch ein kleiner Augenblick und wir werden uns wiedersehen. Ich grüsse und umarme Sie von ganzem Herzen. Madame Blacy, man hat mir gesagt, während meiner Abwesenheit ist mir ein anderer zuvorgekommen. Sind Sie geblieben, wie Sie waren, so konnten Sie mich ebensogut da behalten. Haben Sie die Strenge Ihrer Grundsätze gemildert, so beglückwünsche ich Sie zu Ihrem Sündenfall und Ihrer Unbeständigkeit. Wie wird M^{me} Bouchard mich küssen, wenn sie ihren Geschmack für die Naturgeschichte bewahrt hat. Ich habe Marmor und verlange viele Küsse für den Marmor; ich habe Metalle und gedenke viele Küsse für die Metalle einzuheimsen; Mineralien und viele Küsse für die Mineralien! Wie wird sie es zustande bringen, ganz Sibirien zu erwerben? Wenn jeder Kuss seinen Platz haben soll, so rate ich ihr, sich Freundinnen zu verschaffen, die für sie eintreten, meine Küsse, können Sie denken, werden die kleinsten sein,

die ich geben kann, aber Sibirien ist sehr gross. Sie werden denselben Fehler wie ich begangen haben, wenn Sie mich bei Mr. und Mme Digeon vergessen haben. Sagen Sie Gaschon noch einen Gruss, wenn Sie ihn vor mir sehen sollten. Er wird noch nicht auf sein Amt als Trabant des Vergnügens verzichtet haben, des exzentrischsten der Planeten, der ihn mit sich in allen möglichen Bahnen spazieren führt. Adieu, meine guten Freundinnen, adieu, ich werde bald wieder bei Ihnen erscheinen, um mich nie mehr zu entfernen. —

ANMERKUNGEN

[1]) Der Baron Gleichen war Vertreter des dänischen Hofes in Frankreich.

[2]) Baron Holbach.

[3]) Der grosse Sophist ist Rousseau. Das fragliche Werk heisst: J.-J. Rousseau à M. d'Alembert, sur son article „Genève“, dans le septième volume de l'Encyclopédie, et particulièrement sur le projet d'établir un théâtre de comédie en cette ville. Amsterdam 1758.

[4]) Der Abbé de Prades, bekannt als Vorleser Friedrichs des Grossen, war wegen einer in der Sorbonne verteidigten These verfolgt worden, er flüchtete sich nach Holland und veröffentlichte dort eine Verteidigungsschrift, versöhnte sich aber später mit der Sorbonne durch einen feierlichen Widerruf.

[5]) Diderot fährt nach dem Tode des Vaters nach Langres, um den Nachlass mit den Geschwistern zu ordnen.

[6]) Das kranke Kind der Madame Le Gendre.

[7]) Madame Le Gendre; an sie ist auch das folgende gerichtet.

[8]) Ein Urteil des Staatsrats vom 8. März 1759 hob die den Herausgebern der Encyklopädie bewilligten Privilegien auf und hemmte das Unternehmen für eine Zeit.

[9]) Épître du Diable à M. de V***, 1760. Diderot schreibt die Epistel M. de Resseguier zu; Barbier in seinem Dictionnaire des Anonymes hält Giraud, einen Arzt, für den Verfasser.

[10]) „Der Spieler“, Trauerspiel in Prosa von Edward Moore, der wie Lillos „Kaufmann von London“ von Diderot als Muster des bürgerlichen Trauerspiels bewundert wurde.

[11]) Damilaville war Beamter im Bureau der Vingtième. Er wird im Briefwechsel häufig erwähnt; mit Diderot eng efreundet, benutzte er seine Stellung, um dessen Briefe portofrei zu befördern.

[12]) Tragödie von Voltaire.

[13]) Ein volkswirtschaftliches Buch von Ange Goudar.

[14]) Gemeint ist die „Relation de la maladie, de la confession et de la fin de M. de Voltaire et de ce qui s'ensuivit", Genf 1771; von Joseph Dubois; eine Entgegnung auf ein Voltairesches Pamphlet.

[15]) Die Mitarbeiter der Encyklopädie.

[16]) Jaucourt war ein sehr fleissiger Mitarbeiter der Encyklopädie; von ihm rühren eine grosse Anzahl Artikel über Physik und Medizin her.

[17]) Gemeint ist Sophie Volands Mutter.

[18]) Für den Weitergang der Encyklopädie.

[19]) Diderots bekanntes Stück.

[20]) Voltaire.

[21]) Der Encyklopädie.

[22]) Grimm war diplomatischer Vertreter der Stadt Frankfurt.

[23]) Die berühmte Schauspielerin.

[24]) M. de Lauraguais.

[25]) Der bekannte sentimentale Moderoman von Richardson.

[26]) Der Plan zerschlug sich, und erst 1765 verkaufte Diderot seine Bibliothek an die Kaiserin Katharina.

[27]) Lessings Miss Sara Sampson.

[28]) Die Rede ist hier von Le Breton, dem Drucker der Encyklopädie, und seiner Frau.

[29]) Dom Sebastian Carvaliso, bekannter unter dem Namen Marquis v. Pombal, einer der aufklärerischen Minister des achtzehnten Jahrhunderts; er benutzte ein Attentat auf das Leben des Königs (3. September 1758), um die Jesuiten zu vertreiben. Die Verfolgung fand ihren blutigen Schluss in der Hinrichtung vom 20. September 1761, von der Diderot hier spricht.

[30]) Crébillon war Theaterzensor.

[31]) Einer der am 20. September 1761 hingerichteten Jesuiten.

[32]) Seine Tochter.

[33]) Es handelt sich hier nicht um Nicolai, den Freund Lessings, wie man wegen der Beziehung auf Miss Sara Sampson vermuten sollte, da eine Reise Nicolais nach Paris nicht nachzuweisen ist, sondern wahrscheinlich um einen jungen Verwandten desselben Kreises.

[34]) Recherches sur l'origine du despotisme oriental. Genf 1761.

[35]) M. de Saint-Florentin, Hausminister des Königs, war berüchtigt wegen seines Missbrauches der lettres de cachet.

[36]) Ihr Bruder, der Abbé.

[37]) Roman von Richardson.

[38]) Marie Jeanne de Mézières, verheiratet mit dem Schauspieler und Dichter Antonio Riccoboni, schrieb beliebte Romane im englischen Geschmack.

[39]) Jean Calas, ein Protestant, lebte als angesehener Kaufmann in Toulouse. Am 13. Oktober 1761 fand man seinen ältesten Sohn erhenkt im Magazin. Da dieser dem Katholizismus zuneigte, wurde der Vater des Mordes angeklagt und trotz mangelnder Beweise zum Tode verurteilt. Das Volk war von den Mönchen auch durch ein feierliches Begräbnis des Sohnes aufs äusserste fanatisiert worden. Voltaire, der von der Unschuld Calas überzeugt war, trat mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und seines Genies für ihn ein und bewirkte auch die nachträgliche Rehabilitierung.

[40]) Das Dekret, welches ihre Vertreibung aus Frankreich anordnete.

[41]) Der Pater La Valette hatte im Auftrage des Ordens in Martinique ein Handelshaus gegründet. Als die Geschäfte schlecht gingen, verwies er seine Gläubiger an den Orden, der die Zahlungen verweigerte. Die von den Gläubigern angestrengten Prozesse führten zur Aufdeckung zahlreicher Missbräuche und dadurch schliesslich zum Sturz des Ordens.

[42]) Louis Bourdaloue, berühmter Kanzelredner von grosser Lauterkeit des Charakters.

[43]) Madame de Blacy.

[44]) Omer de Fleury, Staatsanwalt. (Seite 229.)

[45]) Der Verkauf der Bibliothek an Katharina II.

[46]) Eine volkswirtschaftliche Streitschrift Voltaires.

[47]) Die willkürliche Abänderung des Textes der Encyklopädie.

[48]) Madame Le Breton.

[49]) Es handelt sich um eine Subskription auf einen Kupferstich, welcher die Familie Calas darstellte. Sie sollte der Familie zugute kommen, wurde aber von der Polizei verboten.

[50]) Es handelt sich um Mme Le Gendre.

[51]) Die wiederholte Aufforderung, nach Russland zu kommen.

[52]) Warum dieser Brief an Falconet eingeschoben ist, habe ich bereits in der Einleitung dargelegt. Falconet, mit dem Diderot aufs innigste befreundet war, und mit dem er auch eine umfangreiche und interessante Korrespondenz geführt hat, ist einer der berühmtesten Bildhauer des Rokoko. Er wurde nach Petersburg berufen, hauptsächlich um die bekannte Reiterstatue Peters des Grossen zu schaffen, auf die Diderot in diesem Briefe anspielt.

[53]) Christian VII. von Dänemark war zu Besuch nach Paris gekommen. Er war damals neunzehn Jahre alt und schon zwei Jahre auf dem Thron; Ludwig XV. war schon als fünfjähriges Kind auf den Thron gelangt. (Seite 280.)

[54]) Diderot hatte es übernommen, Grimms „Correspondance“ während dessen Abwesenheit weiterzuführen.

[55]) Die berühmten „Dialogues sur le commerce des blés“, die 1770 erschienen.

[56]) Er schreibt dies auf der Hinreise nach Russland.

[57]) Die Fürstin Galitzin, die Freundin von Hemsterhuis und Jacobi, eine Tochter des preussischen Generals Grafen v. Schmettau.

[58]) Leonhard Euler, der berühmte Mathematiker.